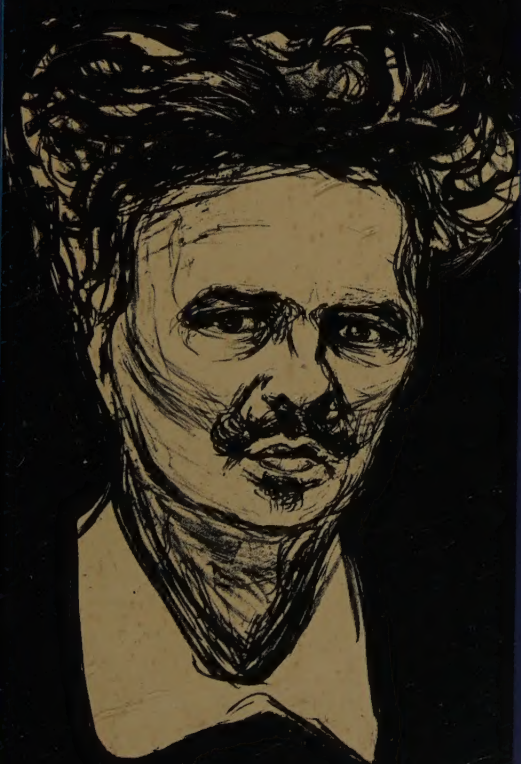


UST

PT 9813
.H5 G48
1978

ANDBERG

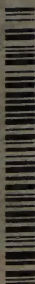
Historische Miniaturen



DMANN'S GELBE TASCHENBÜCHER

Ungekürzte Ausgabe

TJ-758-242



INDIANA-
PURDUE
LIBRARY.

FORT WAYNE

11 —
33/10 69
GOLDMANNS GELBE TASCHENBÜCHER

Band 449

August Strindberg, Historische Miniaturen

AUGUST STRINDBERG

*wurde am 22. Januar 1849 in Stockholm geboren
und starb am 14. Mai 1912 in seiner Geburtsstadt.*

*Er ist der Bahnbrecher des literarischen Naturalismus
in Schweden.*

August Strindberg ist für mich eine der markantesten Persönlichkeiten unserer Epoche: Dichter, Wahrheits-sucher, Skeptiker und Mann des Glaubens! Alles nicht etwa lau, sondern in Glut. Es gibt starke und große Geister, die sich mehr diszipliniert haben als er. Aber die Gewitter, die See, die Vulkane, die Urwälder sind undiszipliniert, dennoch befruchten die Gewitter die Erde! Strindbergs Arbeitstag ist stark, gefährlich und schöpferisch wie die Natur, und viele seiner Werke besitzen Meisterschaft.

Gerhart Hauptmann

Die Originalausgabe von
HISTORISCHE MINIATUREN
ist im Verlag Albert Langen · Georg Müller, München
zum Preise von DM 10.80 in Ganzleinen,
DM 16.80 in Ganzleder, erschienen.

AUGUST STRINDBERG

HISTORISCHE MINIATUREN



MÜNCHEN

WILHELM GOLDMANN VERLAG

Das Einstellen von »Goldmanns Taschenbüchern« in Leihbüchereien
und Lesezirkel ist vom Verlag ausdrücklich untersagt

PT 9813

.H5 G48

1958

INDIANA -
PURDUE
LIBRARY

FORT WAYNE

1958 • Made in Germany

Ins Deutsche übertragen von Willi Reich.

Taschenbuch-Ausgabe mit Genehmigung des Verlages. Albert Langen-
Georg Müller in München. Umschlag-Entwurf von Herbert Lorenz
nach einer Lithographie von Edvard Munch. Druck: Presse-Druck- und
Verlags-GmbH. Augsburg. Bindearbeit: Grimm & Bleicher in München.

VORBEMERKUNG

Seinem Bemühen, den tieferen Sinn der Weltgeschichte zu erforschen und darzustellen, hat Strindberg in dreifacher Weise Ausdruck gegeben: 1903 in der für das »Svenska Dagbladet« in Stockholm geschriebenen Aufsatzreihe »Mystik der Weltgeschichte«, 1905 in der Fragment gebliebenen Trilogie »Moses / Sokrates / Christus«, die den ersten Teil einer neun fünftaktigen Dramen umfassenden Reihe bilden sollte, und im gleichen Jahre in den »Historischen Miniaturen«. Daß Strindbergs wesentliche Intention auf das Dramatische gerichtet war, ist in den von dramatischem Leben erfüllten »Miniaturen« deutlich erkennbar, die in ihrer sorgsam ausgefeilten Einzelausführung und ihrer planvollen Gesamtanlage zu den bedeutendsten geistigen Kundgebungen des Dichters gehören.

Willi Reich

DIE ÄGYPTISCHE KNECHTSCHAFT

Der alte Schreiner und Kunsttischler Amram wohnte am Flußufer in einer mit Palmblättern gedeckten Lehmhütte. Mit ihm lebten dort seine Frau und seine zwei Kinder. Sein Gesicht war gelblich. Er trug einen langen Bart. Amram war besonders geschickt im Schnitzen vom Elfenbein und hartem Holz, und deshalb wurde er am Hofe des Pharaos und auch im Tempel beschäftigt.

Jetzt, an einem Hochsommernorgen, gerade vor Sonnenaufgang, stieg er aus dem Bett, steckte seine Werkzeuge in einen Beutel und trat vor die Hütte. An der Schwelle blieb er stehen und sprach, nach Osten gewandt, leise ein Gebet. Und dann begann er seine Wanderung, zwischen Fischerhütten, immer dem schwarzen, rissigen Flußrand nach, an dem Reiher und Tauben nach ihrem Morgenmahl der Ruhe pflegten.

Sein Nachbar, der Fischer Nepht, entleerte seine Netze und ordnete die Karpfen, Welse und Äschen in verschieden große Behälter ein, die in seinem Boote standen.

Amram grüßte und wollte ein paar freundschaftliche Worte sagen: Hat der Nil aufgehört zu steigen? fragte er.

Er ist bei zehn Ellen stehengeblieben. Das bedeutet Hungersnot!

Weißt du, Nepht, warum er nicht über fünfzehn Ellen steigen kann?

Weil wir sonst ertrinken würden, war die etwas einfältige Antwort des Fischers.

Ja, allerdings, und das sollen wir nicht. Der Nil hat also einen Herrn, der seinen Wasserstand regiert, und der, der das Sternengewölbe ausgemessen und die Grundfesten der Erde entworfen hat, hat auch dem Wasser eine Grenze gesetzt, und diese Grenze, die für uns unsichtbar ist, sind die fünfzehn Ellen. Denn auch bei der großen Flut im Lande unserer Väter, im Lande Ur in Chaldäa, stieg das Wasser bis zu fünfzehn Ellen, nicht mehr und nicht weniger. – Ja, Nepht, ich sage »unserer« Väter, denn du gehörst zu unserem Volke, obwohl du eine andere Sprache sprichst und fremde Götter anbetest. – Ich wünsche dir einen guten Morgen, Nepht, einen sehr guten Morgen!

Er verließ den beschämten Fischer und kam schließlich in die Vorstadt, zu den ersten Bürgerhäusern, die mit Ziegeln aus Nilschlamm und mit Holz gedeckt waren.

Der Kaufmann und Wechsler Eleazar öffnete gerade das Fenster seines Ladens, während sein Lehrling draußen die Straße mit Wasser besprengte.

Einen gesegneten Morgen, Vetter Eleazar! grüßte Amram.

Das kann ich nicht sagen, antwortete der Kaufmann mürrisch. Der Nil ist stehengeblieben und beginnt zu sinken. Das bedeutet schlechte Zeiten.

Auf schlechte Zeiten folgen gute Zeiten. Das wußte schon unser Vater Abraham, und als Josef, der Sohn Jakobs, die sieben mageren Jahre kommen sah, da riet er dem Pharao, in die Scheunen zu sammeln . . .

Das kann sein, aber das ist vergangen und vergessen!

Ja, du hast auch die Verheißung vergessen, die Verheißung, die Gott seinem Freunde Abraham gab . . .

Die vom Lande Kanaan? Darauf haben wir vierhundert Jahre gewartet, und statt dessen sind jetzt Abrahams Kinder Sklaven geworden . . .

Abraham glaubte in guten und bösen Zeiten, in Freude und in Schmerz, und das ward ihm als Gerechtigkeit angerechnet.

Ich glaube überhaupt nicht, unterbrach ihn Eleazar.

Doch, ich glaube, daß es schlechter werden wird und daß ich den Laden werde schließen müssen, wenn es eine Mißernte gibt . . .

Betrübt ging Amram weiter und kam auf den Markt. Dort kaufte er sich ein Durrhabrot, ein Stück Aal und ein paar Zwiebeln.

Als die Verkäuferin das Geldstück bekam, spuckte sie darauf. Amram tat das gleiche, als er das Wechselgeld zurückerhielt.

Spuckst du auf das Geld, Hebräer? fauchte die Händlerin.

Man nimmt die Sitten des Landes an, entgegnete Amram.

Antwortest du, unreiner Hund?

Auf Fragen antworte ich, aber nicht auf Schimpfworte.

Der Hebräer ging weiter, denn es rottete sich Volk zusammen. Er begegnete dem Barbier Enoch, und sie grüßten sich mit einem Zeichen, das die Fremden erfunden hatten und das bedeutete: Wir glauben an die Verheißung Abrahams und warten in dieser Hoffnung geduldig.

Endlich erreichte Amram den Tempelplatz. Er ging durch die Allee der Sphinx und blieb vor einer kleinen Türe im linken Pylon stehen. Er schlug mit der Hand siebenmal an die Türe. Da erschien ein Diener, der Amram an den Arm faßte und ihn hineinführte. Ein junger Priester verband seine Augen mit einer Binde. Dann wurde der Beutel des Schreiners untersucht. Hierauf nahm man ihn an die Hand und führte ihn im Tempel umher, treppauf, treppab, dann wieder geradeaus. Man umging Säulen, Wassergeriesel war zu hören, einmal roch es feucht, dann wieder spürte man Weihrauchduft.

Schließlich machte man halt und nahm die Binde von Amrams Augen. Er befand sich in einer Kammer, deren Wände bemalt waren,

darin standen nur einige Bänke und ein Schrank. Eine mit Schnitzereien aus Ebenholz und Elfenbeineinlagen reich verzierte Tür trennte die Kammer von einem großen Saal, aus dem auf einer Seite eine breite Treppe nach einer nach Osten zu gelegenen Terrasse führte.

Nachdem der Priester Amram gezeigt hatte, wie die Türe ausgebessert werden sollte, ließ er ihn allein; zuvor aber hatte er ihm noch mit einer deutlichen Gebärde Stille und Verschwiegenheit auferlegt.

Nun war Amram allein. Er befand sich zum erstenmal in den heiligen Mauern. Obwohl diese einem Hebräer keinerlei Ehrfurcht einflößen konnten, wurde er doch von einem gewissen Schauer vor all dem Geheimnisvollen ergriffen, von dem er schon in seiner Kindheit hatte erzählen hören. Und um die Furcht vor dem Unbekannten abzuschütteln, entschloß er sich, seiner Neugier nachzugeben, auf die Gefahr hin, hinausgewiesen zu werden, wenn er jemandem begegnete.

Zum Schein nahm er, als er in den Saal hinaustrat, einen kleinen Hobel in die Hand.

Es war ein sehr großer Raum. In der Mitte war ein mit Rosengranit umsäumter Springbrunnen, in dessen Becken sich ein Obelisk erhob. Auf die Wände waren Gestalten in einfachen Farben gemalt, meist in rotem Ocker, gelb und schwarz.

Er zog seine Sandalen aus und ging weiter in einen Säulengang hinein, an dessen Wände Mumienschreine gelehnt standen.

Dann kam er in einen Kuppelraum, dessen Gewölbe mit den großen Sternenbildern des nördlichen Sternhimmels bemalt waren. Mitten darunter stand ein Tisch, auf dem eine mit kartenähnlichen Zeichnungen bedeckte Halbkugel lag. Beim Fenster des gleichen Raumes stand ein zweiter Tisch, mit einem Modell der größten Pyramide, das auf einem Meßbrett mit Skala aufgestellt war. Daneben stand ein Alidad, ein Instrument zur Winkelmessung.

Der Raum schien keinen Ausgang zu haben; nach einigem Suchen fand aber der Uneingeweihte eine Treppe aus Akazienholz, die sich einen hölzernen Turm hinaufwand. Amram stieg und stieg, aber als er aus einer Luke hinaussah, fand er, daß er immer noch auf gleicher Höhe mit dem Dach des Kuppelsaales war. Er stieg weiter, und nachdem er von neuem hundert Stufen gezählt hatte, lehrte ihn ein Blick durch die Luke, daß er mit dem Boden des Kuppelsaales auf gleicher Höhe war.

In diesem Augenblick öffnete sich eine Brettertüre, und ein älterer Mann in priesterähnlichem Gewande empfing Amram mit einem Gruß, der einem bekannten, erwarteten Vorgesetzten zu gelten schien. Als er aber einen Fremden vor sich sah, stutzte er, und die beiden

Männer betrachteten einander lange, ehe einer ein Wort herausbringen konnte.

Amram, der sich in der unvorteilhaften Lage des Überraschten befand, eröffnete den Redekampf:

Ruben, erkennst du mich? Deinen Jugendfreund und Genossen in der Verheißung?

Amram, Jochebets Gatte, Kehats Sohn! Ja, ja, ich erkenne dich!

Und du bist hier? Seit dreißig Jahren warst du aus meinem Gesichtskreis verschwunden.

Und du?

Ich wurde hergerufen, um eine Tür auszubessern, das ist alles. Als man mich allein ließ, wollte ich mich umsehen.

Ich bin Schreiber an der Hochschule . . .

Und opferst den fremden Göttern?

Nein, Amram, ich opfere nicht, und ich habe den Glauben an die Verheißung bewahrt, Amram. Ich trat in dieses Haus ein, um Anteil zu erhalten an den Geheimnissen der Weisen und um die Festung, die Israel gefangenhält, von innen öffnen zu können.

Geheimnisse? Warum soll das Höchste geheim sein?

Weil das Volk nur das Niedrige begreift.

Ihr glaubt ja selbst nicht an diese Tiere, die ihr heilige nennt.

Nein, die sind nur Symbole. Sichtbare Zeichen zur Veranschaulichung des Unsichtbaren. Wir Priester und Gelehrte verehren den Einzigen, den Verborgenen, in seiner sichtbaren Gestalt: in der Sonne, der Lebenspendenden und Lebenerhaltenden. – Du erinnerst dich doch aus unserer Jugend, wie der Pharao Amenophis der Vierte die Verehrung der alten Götter und der heiligen Tiere abschaffte? Er zog von Theben weit den Fluß hinab und verkündete die Lehre von einem einzigen Gott. Weißt du, von wem er die Lehre empfangen hatte? Von Israel, das sich, seit Josef Anset, die Tochter des vornehmen On-Priesters, zur Frau bekommen hatte, vermehrte und sogar Töchter aus den Familien der Pharaonen heiratete. Aber nach dem Tode des Amenophis wurde alles wiederhergestellt. Die Residenz wurde nach Theben zurückverlegt und die alten Götter wieder hervorgeholt. Alles des Volkes wegen.

Und ihr fahrt fort, den Einzigen, den Verborgenen, den Ewigen zu verehren?

Das tun wir!

Ist euer Gott der gleiche wie der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs?

Wahrscheinlich, da es doch nur einen gibt.

Das ist seltsam! Warum verfolgt ihr da die Hebräer?

Fremde Völker pflegen einander nicht zu lieben. Du weißt, daß unser Pharao vor kurzem die Syrier bekriegt hat . . . das Cheta-Volk.

Im Lande Kanaan und seiner Umgegend, in dem Lande unserer Väter und der Verheißung! Siehst du, der Herr Zebaoth, unser Gott, sendet ihn, um den Weg für unser Volk zu bahnen.

Glaubst du noch an die Verheißung?

So gewiß, wie der Herr lebt! Und es deucht mir, daß die Zeit bald erfüllt ist, da wir aus der Knechtschaft heraus ins Gelobte Land wandern werden!

Der Schreiber antwortete nicht, aber sein Antlitz drückte sowohl Zweifel an Amrams Worten aus wie auch das Wissen von etwas ganz anderem, das bald eintreffen sollte.

Amram, der seinen Glauben nicht durch irgendwelche neue Aufschlüsse erschüttern lassen wollte, brach das Gespräch ab und redete von etwas anderem, Gleichgültigem.

Das war eine sonderbare Treppe.

Es ist ein Aufzug und keine Treppe.

Amram warf einen Blick empor zum Kuppeldach und fand einen neuen Haken, an dem er das Gespräch, das er nicht fallenlassen wollte, befestigen konnte.

Ist das der Himmel? fragte er.

Das ist der Himmel.

Und seine Geheimnisse?

Was ist denn Großes an seinen Geheimnissen! Für den, der sie erfassen kann, sind sie zugänglich.

Sage sie in wenigen Worten!

Die Sternkunde ist zwar nicht mein Gebiet, und ich weiß nur wenig von ihr, aber dennoch versuche ich's in wenigen Worten. Das Gewölbe dort oben ist der Himmel, und das Brett, das auf dem Tisch liegt, ist die Erde. Nun sagen die Weisen: Im Anfang ruhten Sibū, die Erde, und Nūit, der Himmel, nebeneinander. Das bedeutet: Sie waren eins. Aber Shu, die Gottheit der Luft und des Sonnenlichtes, hob den Himmel auf und setzte ihn als Gewölbe über die Erde. Die festen Sternbilder, die wir kennen, bilden also gewissermaßen einen Abdruck, ein Wachsbild der Erde, und indem sie in den Sternen lesen, können die Gelehrten daher die unbekannten Gegenden unserer Erde erforschen.

Sieh dir die Sternbilder an, die du kennst! Im Norden die Große Bärin; im Süden zu einer bestimmten Jahreszeit der Jäger (Orion) mit seinen vier Sternen im Viereck und dreien mitten darin. Diese drei nennen wir Hebräer den Jakobsstab, und durch den obersten von ihnen geht der Himmelsgleicher oder Äquator, der dem Erdgleicher

entspricht, an dem, wie man glaubt, die Quellen unseres Nils liegen. Nun kennst du auch das uns so teure Sternbild: Der Fluß (Nil). Sieh doch, wie er vom Jäger (Orion) wegfließt und sich am Himmel in ebenso vielen Windungen krümmt, wie er es hier auf der Erde tut. Also: Wer die verborgenen Geheimnisse der Erde erfahren will, soll sie aus dem Himmel lernen.

Unsere Gelehrten kennen nur die Länder, die gegen Sonnenaufgang liegen, aber die Gegenden, die unter der Großen Bärin im Norden ruhen, sind uns unbekannt, ebenso die Länder, die gegen Sonnenuntergang liegen. Es scheint, daß die Länder unter der Bärin noch zu großen Aufgaben bestimmt sind. Ihre Zahlen sind vier und drei, die gleichen wie die des Jägers. Drei bedeutet die Attribute des Göttlichen; vier ist das Vollkommene in seiner Anlage. Drei und vier bilden die wunderbare Zahl sieben. Den Göttern opfert man nach der ungeraden Zahl drei, den Menschen nach der geraden Zahl vier.

Das ist ungefähr alles, was ich so im Vorbeigehen von den Geheimnissen des Himmels erfaßt habe. Willst du jetzt einiges von den Entsprechungen auf der Erde erfahren, so laß uns unsere Pharaöengräber betrachten, die, außer dem sichtbaren Zweck, als Gräber zu dienen, noch eine geheime Aufgabe haben, nämlich die: in Zahlen und Maßen das zu verbergen, was die Weisen über die gegenseitigen Beziehungen von Sibü und Nüt haben ausforschen können. – Zuerst dies: Das Pharaöengrab oder die Pyramide wird von den Zahlen vier und drei beherrscht; die Grundfläche von vier, die Seitenflächen von drei. Das war ja eines von den Geheimnissen des Himmels. Aber die Grundfläche der großen Pyramide ist 365 heilige Ellen breit. Das entspricht den 365 Tagen des großen Jahres. Aber die Kante einer Seitenfläche der Pyramide ist 186 große Ellen oder ein Stadion. Jetzt siehst du, woher man das Wegmaß genommen hat.

Nimmst du die Breite der Grundfläche fünfhundertfach, wobei 500 ungefähr der doppelten Breite in großen Ellen entspricht, so bekommst du eine Strecke, die $\frac{1}{360}$ des ganzen Kreises beträgt, den die Sonne in einem Jahr durchwandert; denn ein kleines Jahr hat 360 Tage. Diese Strecke entspricht vier Zeitminuten, so daß die Menschen, die einen Grad westlich von uns wohnen, die Sonne vier Minuten später aufgehen sehen als wir . . .

Mehr kann ich nicht von Zahl und Maß sagen. Willst du noch mehr wissen, zum Beispiel, warum die Seiten der Pyramide eine Neigung von 51 Grad haben, so mußt du Sternkundige fragen. Der Gang, der zur Grabkammer hinabführt, hat dagegen eine Neigung von 27 Grad, die dem Unterschied zwischen der Neigung der Weltachse und der Neigung der Erdachse entspricht.

Amram war mit besonderer Aufmerksamkeit der Auslegung gefolgt, die der gelehrte Schreiber den Pharaonengräbern gab. Und wenn Ruben die Zahlen nannte, dann lauschte er und schloß die Augen, wie einer, der etwas im Gedächtnis bewahren will. Schließlich griff er zu und nahm selbst das Wort:

Du sprachst zuletzt von 27 Grad. Gut! Das ist nicht die Neigung der Weltachse, sondern die des mittleren Teiles der Milchstraße (Winterstraße), der wahrscheinlich die eigentliche Weltachse ist und 27 Grad nördlich vom Äquator liegt, während die Erdachse eine Neigung von 23 Grad gegen die Bahn der Sonne besitzt. – Du vergaßest auch die dritte Pyramide, die des Menkheres! Deren Grundfläche hat eine Breite von 107 großen Ellen. Diese Zahl 107 ist im Weltall dreier- oder fünfmal wiederzufinden. In dem Abstand zwischen Sonne und Erde hat die Sonne 107mal Platz; 107 ist der Abstand des Planeten Venus von der Sonne; 107 ist der Abstand des Jupiters von der Sonne, ausgedrückt in Planeteneinheiten oder deren Vielfachen.

Ruben stutzte.

Wie? Woher hast du das? Du läßt mich da stehen und dir einen Narren abgeben. Wo hast du das gelernt?

Von unseren Ältesten und Weisen, die noch die Erinnerung an unsere Heimat Ur in Chaldäa bewahrt haben. Ihr verachtet Assur, ihr Männer von Ägypten, die ihr glaubt, daß der Nil der Mittelpunkt der Erde sei. Aber im Unendlichen gibt es viele Mittelpunkte. Jenseits Assurs, jenseits des Euphrat und Tigris, gibt es ein anderes Land und einen anderen Strom. Es heißt Siebenstrom-Land, weil sein Strom auch in sieben Armen mündet, wie der Nil.

Du hast recht! Der Nil hat sieben Arme, wie der siebenarmige Leuchter . . .

Der das Licht der Welt bedeutet, das von jedem Lande aus leuchten soll, in dem ein Strom sich spaltet, um ins Weltmeer zu münden. Die Ströme, siehst du, sind die Blutgefäße der Erde, und so wie diese abwechselnd blaues und rotes Blut führen, so hat unser Land seinen blauen Nil und seinen blutroten. Der blaue ist giftig, wie das dunkle Blut, und der rote ist fruchtbringend, lebenspendend, wie das rote Blut. So hat alles Geschaffene seine Entsprechungen oben am Himmel und unten auf der Erde, denn das All ist eins, und der Herr des Alls ist einer, ein und derselbe!

Ruben schwieg und lauschte.

Erzähle weiter, sagte er endlich.

Amram fuhr also fort:

Die Pharaonengräber sind auch aus der Erde gewachsen, auf der sie aufruheten. Das erste und größte ist nach dem Vorbild des Meersalzes

geschaffen, wenn dieses in der Sonnenwärme gerinnt; wenn du durch einen Tautropfen in einen Salzblock hineinsehen könntest, so würdest du finden, daß er aus unendlich vielen Quadersteinen aufgebaut ist, wie die große Pyramide. Wenn du aber Alaunlauge zu Stein gerinnen läßt, so wirst du ein ganzes Feld von Pyramiden sehen. Der Alaun ist das Salz des Lehms, dort hast du das Salz der Erde und des Meeres.

Es gibt aber noch eine andere Art von Pyramiden: die an der Spitze abgestutzten. Das ist die Urform des Schwefels, wenn er aus dem Kalk wächst. Jetzt haben wir Wasser, Erde und Kalk, mit seinen Feuersteinen. – Aber es gibt noch eine dritte Art von Pyramiden: die an den Ecken abgestutzten, die aussehen wie geronnener Quarz oder Bergkristall. Das ist das Berggestein. – Bei genauerer Untersuchung des Nilschlammes wird man alle diese Formen und Urstoffe wiederfinden: den Lehm, das Salz, den Schwefel und den Quarz. Daher ist der Nil das Blut der Erde, und die Berge sind ihr Fleisch, nicht die Knochen.

Ruben, der jetzt Phator genannt wurde, hatte Amram mit Furcht und Bewunderung betrachtet, und er öffnete erst wieder seinen Mund, als Amram schwieg:

Du bist kein Schreiner und Kunsttischler, du bist nicht Amram!

Doch, allerdings bin ich Schreiner und Kunsttischler; aber ich bin auch aus Israels Priesterstamme. Ich bin der Sohn Kehats, und der war der Sohn Levis, und der war der Sohn Jakobs, und der war der Sohn Isaaks, und der war der Sohn Abrahams. Als Kinder sind mir geboren Mirjam und Aaron, und das Ungeborene erwarte ich. – Jetzt gehe ich wieder an meine Arbeit, führe mich!

Phator ging voraus; er nahm aber einen anderen Weg als den, den Amram gekommen war.

Als sie an einer offenen Tür vorbeikamen, die in einen großen Saal mit Büchergestellen führte, blieb Amram neugierig stehen und wollte hineingehen, um sich die vielen Bücher anzusehen. Aber Phator hielt ihn am Gewande zurück:

Geh nicht hinein! Dort sind lauter Fallen und Hinterhalte. Der Buchwächter sitzt verborgen mitten im Saal und wacht neidisch über die Schätze. Er hat den Boden mit trockenen Weidenruten auslegen lassen, die kreischen, wenn man auf sie tritt. Er hört es, wenn jemand sich einschleicht, und er hört es, wenn irgendein Schreiber die verbotenen Bücher sehen will – er ist ein Zauberer! – Er hat uns gehört, und . . . er tastet nach uns! Spürst du nicht, wie eine kalte Schlangenzunge deine Wange, deine Stirne, deine Augenlider berührt?

Wahrhaftig!

Das ist er, der die Finger seiner Seele ausstreckt, so wie wir die Arme. Aber jetzt schneide ich seinen Fühler, der uns betasten will, ab.

Er zog sein Messer und machte einen Schnitt in der Luft vor den beiden.

Amram spürte ein Gefühl von Wärme, und im gleichen Augenblick sah er eine große Natter sich im Todeskampfe am Boden winden.

Ihr treibt hier Schwarzkunst, sagte er.

Wußtest du das nicht?

Ich habe es aber nicht erwartet.

In diesem Augenblick schien es, als ob die Wand sich öffnete. Es war ein großer Haufen feuchten Nilschlammes zu sehen, in dem sich Krokodile und Schlangen umherwälzten, während ein Flußpferd drohend mit den Vorderfüßen trampelte.

Amram entsetzte sich, aber Phator zog ein Amulett in Form eines Skarabäus hervor, und dieses wie einen Schild vor sich haltend, ging er mitten durch die Schrecknisse, die sich wie Rauch auflösten. Und Amram folgte ihm.

Er verwirrt einem nur den Sinn, der schwarze Mann, sagte Phator.

Und als er mit der Hand wedelte, zerging der ganze Spuk wie Dunst.

Jetzt standen sie wieder im ersten Saal, und auf den Nilmesserweisend, sagte Amram:

Hungersnot!

Daran ist nicht zu zweifeln. Deshalb sollen alle überflüssigen Mäuler gestopft werden in . . .

Was . . .

Phator merkte, daß er sich versprochen hatte.

Ich meine, fuhr er fort, daß der Pharao darauf bedacht sein müßte Getreide herbeizuschaffen.

Einen Josef braucht er jetzt.

Wozu? entgegnete Phator, heftiger als er wollte. Weißt du nicht, daß Josef, der Sohn Jakobs, die Ägypter zu Leibeigenen des Pharao machte? Eure Urkunden, unsere Urkunden, berichten, daß er für die Hilfe in den sieben mageren Jahren von den Bauern ihr Land in Pfand nahm und daß dadurch der Pharao der alleinige Besitzer von Ägyptens Boden wurde.

Du bist nicht Ruben, du bist Phator, der Ägypter, denn wenn du aus Israel wärest, hättest du nicht so geredet! – Unsere Wege müssen sich trennen! – Ich gehe jetzt an meine Arbeit!

Amram begann mit seiner Arbeit an der Türe; Phator glitt davon.

und verschwand im Schatten der Säulen. Aber Amram sah an seinem gekrümmten Rücken, daß er sich mit bösen Anschlägen trug.

Als Amram am Abend heimkam, hatte seine Frau einen Knaben geboren. Der war wie andere kräftige Kinder; aber er schrie nicht. Nach dem Bade hüllte man ihn in leinene Tücher und legte ihn in die dunkelste Ecke der Hütte.

Am nächsten Morgen, vor Sonnenaufgang, ging Amram wieder zur Arbeit in den Sonnentempel. Wieder führte man ihn mit verbundenen Augen in die Kammer und ließ ihn dort allein; man gab ihm aber keinerlei Ratschläge oder Warnungen über die Art, in der er sich zu benehmen hätte. Diese Sorglosigkeit kam ihm als Nachlässigkeit vor und schien eine allgemeine Schläffheit im Tempeldienst anzudeuten.

Deshalb ging er wieder hinaus in den Säulensaal. Mit Besorgnis sah er am Nilmesser, wie das Wasser gesunken war. Also keine Hoffnung auf die fünfzehn Ellen, die die Erde für die Aussaat dieses Jahres nötig hatte!

Er schritt gegen eine nach Osten gelegene Terrasse und kam unter einen offenen Säulengang. Ehe er aber weiterging, traf er die Vorsichtsmaßregel, kleine Papyrusstückchen auszustreuen, als Wegweiser für die Rückkehr.

Er kam über Höfe, die wie Schachte aussahen. Gewarnt durch die Erfahrungen, die er am vorangegangenen Tage gemacht hatte, hütete er sich vor Treppen.

Endlich befand er sich in einem Wald von Säulen, deren Kronen als Lotosknospen gebildet waren, und als er lauschte, hörte er etwas, das wie ein leiser Gesang von Kinderstimmen klang, der vom Dach herabzuwehen schien. Als er das Ohr an eine Säule legte, wurde die Musik lauter und klang wie das Spiel von Sestrum und Harfe. Das war wohl, wie er wußte, die Sonne, die gerade aufging und schon die Ziegel des Daches erwärmt hatte.

Nach einigen weiteren Schritten kam er in einen Gang, der in eine Terrasse mündete, auf der sich ein Opferaltar befand. Von der Terrasse führte eine mit Sphinxen umsäumte Treppe hinab zum Strom. Das im Osten von einer Bergkette begrenzte Tal erweiterte sich nach dem Roten Meere hin.

Am Altar stand ein Priester in weißen, mit Purpur besetzten Leinengewändern, unbeweglich, die Arme gegen den Himmel ausgestreckt. Seine Hände waren ganz weiß, denn das Blut war nach den Armen zurückgeflutet. Das Antlitz des alten Mannes schien vor Kraft zu schwellen, die er mit seinen Händen von oben herabholte. Bis-

weilen zuckte es in seinem Körper, als durchströmten ihn feurige Wellen. Ganz still blickte er gen Osten.

Da erschien hinter dem Gebirgskamm der leuchtende Rand der Sonnenscheibe, und die weißen Hände des Priesters wurden durchsichtig rosenrot, ebenso sein Gesicht. Und er öffnete den Mund und sprach:

Sonnengott, Beherrscher des Strahlenglanzes, sei gepriesen am Morgen, wenn Du aufgehst, und am Abend, wenn Du hinabsteigst. Ich rufe Dich an, Herr der Ewigkeit, Du Sonne beider Erdkreise, Du Schöpfer, der Du Dich selbst geschaffen hast. Alle Götter jubeln laut, wenn sie Dich schauen, König des Himmels! Ich werde von neuer Jugend, wenn ich Deine Schönheit sehe. Heil Dir, der Du gehst zur Lande des Lebens, Vater der Götter!

Er schwieg und blieb stehen, die Arme der Sonne entgegengeredet, als sauge er Wärme aus ihr.

Draußen, im Säulenwald, war plötzlich ein Waffengeklirr zu hören, das aber gleich wieder verstummte. Unmittelbar danach erschien ein höchgewachsener Mann, bartlos, in Gold und Purpur gekleidet. Er ging lautlos, wie ein Panther, und schien auf dem glatten Boden zu schweben. Der spiegelte sein Bild, das ihm folgte, als heller Schatten, in den er trat, wenn er sich vorwärtsbewegte.

Schon im Gebet, du Weisester der Weisen! grüßte der Pharao den Oberpriester.

Mein Herrscher hat mich gerufen, dein Diener hat gehorcht. Mein Herrscher ist wieder in sein Land zurückgekehrt, nach langen und ehrenvollen Siegeszügen in fernen fremden Ländern. Dein Diener grüßt den Pharao von Angesicht zu Angesicht.

Der Pharao setzte sich auf einen Thronsessel, das Gesicht der aufgehenden Sonne zugewandt, und begann zu reden wie einer, der seine Gedanken entwirren will:

Meine Wagen sind über Syriens rote Erde gerollt; meine Pferde sind auf den Heerstraßen Babylons und Ninives dahingestampft; ich habe den Euphrat und den Tigris überschritten und das Land zwischen den beiden Strömen; ich kam in das Land der fünf Ströme und sah in der Ferne die sieben, dort, wo das Seidenland beginnt, das seinen Sonnenaufgang erstreckt; dann wandte ich mich zurück auf meiner eigenen Spur und zog weit nach Norden gen Skythien und Kolchis. – Wohin ich kam, hörte ich Murren und sah Unruhe. Die Völker sind erwacht. In den Tempeln weissagt man die Wiederkunft der Götter; denn die Menschen, denen es anvertraut war, ihre Geschäfte selbst zu besorgen und ihre Schicksale selbst zu lenken, haben dies übel ausgeführt. Recht ist Unrecht geworden und Wahrheit Lüge. Die ganze

Erde seufzte nach Erlösung. – Endlich erreichten die Gebete den Thron, den Thron des Allerbarmers. Und nun verkünden die Weisen, die die Sanften, die Heiligen in allen Zungen die frohe Botschaft: Die Götter kommen wieder! – Sie kommen wieder, um den Menschenkindern zu helfen, zu ordnen und wiederherzustellen, was sie verwirrt haben; Gesetze zu geben und das Recht zu schützen. – Diese Botschaft bringe ich heim als Siegesbeute, und du, Weisester der Weisen, solltest sie als erster von deinem Herrscher empfangen!

Du hörst, Herr Pharao, was auf dem ganzen Erdkreis gesprochen wird; dein Auge sieht über die Sterne des Himmels hinaus und blickt weiter als das Auge der Sonne!

Und dennoch! Was die Götter mir im Traume gezeigt haben, das haben meine Sinne erfaßt, nicht aber mein Verstand. Deute meinen Traum!

Sage ihn, Herrscher!

Nichts sah ich; aber als der Schlaf das Licht meiner Augen gelöscht hatte, hörte ich eine Stimme. Und die sprach im Dunkel zu mir: »Die rote Erde wird sich über alle Länder verbreiten, die schwarze aber wird verrinnen, wie der Sand am Meer!«

Der Traum meines Herrschers ist nicht schwer zu deuten; aber er bedeutet nichts Gutes.

Deute ihn!

Nun höre! – Die rote Erde ist Syrien, das weißt du, Herr; Syrien, der Wohnsitz des elenden Cheta-Volkes, ist Kanaan, das Erbland der Hebräer. Die schwarze Erde ist das Land des Nils, Ägypten, dein Land, o Herr!

Wieder die Hebräer, immer die Hebräer! Jahrhunderte sind dahingegangen, seit dieses Volk in unser Land einwanderte. Sie haben sich vermehrt, ohne uns zu beunruhigen. Ich liebe sie nicht, hasse sie nicht. Von jetzt an aber fürchte ich sie. Arbeiten haben sie müssen; in jüngster Zeit schwerer als je zuvor; aber sie murren nicht, sie sind geduldig, als ob sie etwas erwarteten, etwas Bestimmtes, das kommen muß.

Laß sie frei, Herr!

Nein, dann gehen sie und gründen ein eigenes Reich.

Laß sie!

Nein, ich will sie vernichten!

Laß sie!

Nein, ich will sie vernichten, ganz bestimmt!

Aber der Traum, Herr?

Den nehme ich als eine Warnung und Mahnung.

Nicht als die Voraussage von etwas, das unvermeidlich kommen muß?

Nein, als eine Warnung und Mahnung.

Rühr nicht an dies Volk, Herr; denn sein Gott ist stärker als unsere Götter!

Sein Gott ist der der Chaldäer. Mögen unsere Götter kämpfen! Ich habe gesprochen, du hast gehört; ich füge nichts hinzu und nehme nichts davon weg.

Herr, du siehst *eine* Sonne am Himmel, und du glaubst, daß sie über allen Völkern scheint; glaubst du nicht, daß der Herr des Himmels ein und derselbe ist, der über alle Völker herrscht?

Das müßte so sein! Aber über dieses Land hat der Herr des Himmels mich als Lenker gesetzt, und jetzt lenke ich.

Du lenkst, Herr, aber du herrschst nicht über Wind und Wetter, du kannst die Flut des Nils nicht um einen Zoll erhöhen, und du kannst nicht verhindern, daß wir in diesem Jahr wieder eine Mißernte haben werden.

Mißernte? Was sagt der Nilmesser?

Herr, die Sonne ist in das Zeichen der Waage getreten, und das Wasser sinkt bereits. Das bedeutet Hungersnot!

Dann will ich alle unnützen und fremden Mäuler ausrotten, die den Kindern des Landes das Brot wegnehmen. Ich will die Hebräer vernichten!

Laß sie frei, Herr!

Ich will die Hebammen rufen und alle Knaben umbringen lassen, die von hebräischen Weibern geboren werden. Ich habe gesprochen, jetzt handle ich!

Der Pharao sprang vom Stuhl auf und ging, schneller, als er gekommen war. Amram wollte den Rückweg antreten; er fand aber nicht mehr als ein einziges Papyrusstückchen.

Da blieb er voll Angst stehen; denn er konnte kaum mehr den Weg finden.

Die Sonne war höher gestiegen und spielte nicht mehr in den Säulenwald, in dem es jetzt ganz still war. Aber nachdem Amram eine Weile hineingehorcht hatte, begann er jenes fast körperhaft gewordene Schweigen zu verspüren, das von einem Lauscher ausgeht oder von Kindern, die etwas Unerlaubtes tun und sich nicht verraten wollen. Er fühlte, daß jemand in der Nähe war, der verborgen bleiben wollte, der aber doch seine Gedanken auf ihn richtete.

Um Gewißheit zu erhalten, ging Amram nach jener Gegend, wo das Schweigen am dichtesten zu sein schien. Und siehe da! Hinter einer Säule stand Phator, der nicht eine Spur von Verlegenheit zeigte, sondern ihm die geöffnete Hand entgegenstreckte, in der die Papyrusstückchen aufgehäuft waren, die Amram ausgestreut hatte.

Du sollst keine Papierfetzen auf den Boden legen, sagte Phator mit einem unbeschreiblichen Lächeln. Werde doch nicht zornig, ich will dir nur wohl! Denn folge mir jetzt und kehre nicht mehr zu deiner Arbeit zurück, die nur ein Vorwand war; denn man trachtet dir nach dem Leben. Du mußt jetzt nach Hause zurückkehren und für dein neugeborenes Kind sorgen, damit es nicht umgebracht wird! – Siehst du, Ruben-Phator ist ein echter Israelit, obwohl du ihm nicht getraut hast!

Und Amram folgte ihm und gelangte ins Freie und kam heim.

Jochebeth war im Garten des Pharao und begoß die Kürbisse. Sie ging mit ihrem Eimer zwischen dem Kürbisfeld und der Türe, die zum Fluß führte, hin und her. Zuweilen ging sie durch die Türe hinaus und blieb eine Weile weg.

Mirjam, ihre Tochter, beschnitt die Weinreben an der Gartenmauer; ihre Aufmerksamkeit schien aber mehr dem langen Gang zugewandt zu sein, der hinauf zum Sommerpalast der Prinzessin führte. Während ihre Hände arbeiteten, war ihr Kopf in ständiger Bewegung, wie die Blätter des Palmbaums, wenn der Wind sie durchzieht; bald blickte sie nach der Türe zum Fluß, bald wieder nach dem langen Gang.

Als die Mutter einmal länger ausblieb, ging Mirjam von der Mauer weg hinab zur Türe und hinaus auf den flachen Strand, an dem das Schilf in einem schwachen Südwind schaukelte. Ein Steinschmätzer, ein Wüstenvogel, saß am Strand auf einem Stein und wippte mit dem Schwanz; er schlug mit den Flügeln, als ob er auf etwas hinweisen wollte, das er erspäht hatte; er schnatterte und schwatzte über etwas Ungewöhnliches, das sich im Schilf befand. Hoch oben in der Luft schwebte in Schraubenlinien ein Weih, den Kopf gegen den Boden gesenkt.

Mirjam brach Lotosknospen ab und warf sie nach dem Steinschmätzer, der aufflog und sich ein Stück weiter wieder setzte; immer zeigte er aber mit dem Schnabel nach dem Schilf.

Das Mädchen schürzte sich und stieg ins Wasser. Mitten in den Papyrusstauden sah sie die Mutter stehen, die sich über einen Binsenkorb beugte und einem kleinen Kind die linke Brust darbot.

Mutter, flüsterte Mirjam, die Tochter des Pharao naht; sie kommt, um im Fluß zu baden.

Herr, Gott Israels, erbarme dich meines Kindes!

Wenn du dem Knäblein genug zu trinken gegeben hast, so komm schnell!

Die Mutter beugte sich über das Kind wie ein Gewölbe; ihr Haar fiel vornüber wie ein Mückenschleier, und aus ihren Augen fielen

zwei Tränen auf die ausgestreckten Hände des Kleinen. Dann erhob sich die Mutter, steckte eine süße Dattel in den Mund des Kindes, legte sachte den Deckel über das Körbchen und stieg, nachdem sie noch einen Segensspruch gemurmelt hatte, aus dem Wasser.

Eine schwache Brise vom Lande her schaukelte das Schilf und kräuselte das Wasser.

Das Körbchen schwimmt, sagte sie; aber der Fluß strömt dahin; es ist rot von Blut und dick wie Rahm. Herr, Gott Israels, erbarme Dich!

Das wird Er, antwortete Mirjam; denn Er hat sich auch unsere Vaters Abraham erbarmt, dem die Verheißung ward, weil er glaubte und gehorchte: »In dir sollen gesegnet werden alle Geschlechter der Erde!«

Und jetzt schlägt Er alle Erstgeburt . . .

Deinen Sohn nicht!

Noch nicht.

Hoffe und betel!

Wofür? Daß die Untiere des Flusses ihn nicht fressen? Daß die Wellen des Flusses ihn nicht verschlingen? Daß die Henker des Pharao ihn nicht töten? Das sind die Hoffnungen!

Die Verheißung sagt weit mehr; denn es gilt: »Dein Same soll besitzen die Tore seiner Feinde!«

Und Amram, dein Vater, ist geflohen . . .

Nach Ramses und Pithom, wo unser Volk beim Bau Frondienst leisten muß. Dort ging er hin, zu warnen und zu mahnen. Und er tat gut daran! – Still, die Tochter des Pharao kommt!

Sie kann nicht baden im Blute unserer Kinder!

Sie kommt! Fürchte dich nicht, sie ist den armen Hebräern freundlich gesinnt.

Sie ist die Tochter ihres Vaters!

Die Ägypter sind unsere Geschwisterkinder. Sie sind die Nachkommen Hams, wir sind die Sems. Ham und Sem waren Brüder!

Aber Ham wurde von seinem Vater Noah verflucht, und Kanaan war sein Sohn.

Aber Noah sagte: »Gebenedeit sei der Herr, der Gott Sems, und Kanaan sei sein Knecht!« Hörtest du das? Sem bekam die Verheißung und Sems Nachkommen sind wir.

Herr Zebaoth, steh uns bei! Der Wind treibt den Korb. Er treibt ihn gegen die Badehütte, und der Geier da oben in der Luft . . .

Es ist ein Weih, Mutter!

Jochebeth lief am Ufer hin und her wie ein verlassener Hund; sie schlug sich an die Brust und weinte große, schwere Tränen.

Man hörte Schritte und Stimmen.

Vor uns ist die Tochter des Pharao!

Der Herr, der Gott Israels, ist über uns!

Die beiden Frauen versteckten sich im Schilf. Die Tochter des Pharao erschien mit ihren Sklavinnen in der Türe, die zum Wasser führte.

Sie trat auf die Brücke zum Badehaus, einer Hütte aus gefärbtem Kamelhaar, die durch Pfähle am Flußgrund festgehalten wurde.

Der Korb trieb stromabwärts der Brücke zu und erweckte die Neugier der Prinzessin. Sie blieb stehen und wartete. Jochebeth und Mirjam konnten des Windes wegen nicht hören, was sie sagte; aus ihren anmutigen Bewegungen sahen sie aber, daß sie von der seltsamen Gabe des Flusses eine Zerstreuung erwartete.

Jetzt entsandte sie eine Sklavin an den Strand. Die lief und brach ein langes Rohr ab, das sie der Fürstin überreichte. Diese fischte nun nach dem Korb und brachte ihn bis zur Brücke. Dann fiel sie auf die Knie und beugte sich herab. Jetzt öffnete sie den Korb – Jochebeth sah, wie sich zwei kleine Arme ihr entgegenstreckten. Die Prinzessin lachte laut auf und wandte sich zu ihren Frauen. Sie sagte etwas, was Freude ausdrückte. Dann hob sie das Kind auf, das gleich an ihre jungfräuliche Brust kroch und in dem weißen Hemd herumtastete. Da küßte die Prinzessin das kleine Kind, drückte es an ihre Brust, erhob sich und trat den Rückweg gegen das Ufer zu an.

Mirjam, die jetzt alle Furcht verloren hatte, trat vor und warf sich auf ihr Angesicht.

Sieh doch, Mirjam, ich habe ein kleines Kind bekommen, sagte die Prinzessin, deren Name Temma war. Der Nil hat es mir geschenkt, und deshalb ist es ein Götterkind. Aber jetzt mußt du mir eine Amme verschaffen!

Wo soll ich eine solche finden, hohe Fürstin?

Suche! Aber bis zum Abend mußt du sie gefunden haben! Vergiß jedoch nicht, daß es mein Kind ist; denn ich habe es aus dem Wasser gezogen. Da habe ich ihm den Namen gegeben: es soll Moses heißen. Und ich will ihn erziehen, daß er ein Mann nach meinem Sinne werden soll. Geh in Frieden und suche mir eine Amme!

Die Tochter des Pharao ging mit dem Kinde hinauf nach dem Palaste. Mirjam aber ging zu ihrer Mutter im Schilf, die gehört hatte, was die Prinzessin gesagt und beschlossen hatte.

Mutter, die Tochter des Pharao wird Amrams und Jochebeths Sohn aufziehen! Hams Kinder werden den Kindern Sems dienen! Gelobt sei der Herr, der Gott Sems! – Jetzt glaubst du an die Verheißung, Mutter?

Jetzt glaube ich! Und gelobt sei Gott ob seiner großen Barmherzigkeit!

Der Tag war warm gewesen, und nun begann die Sonne zu sinken. Schon lag der Marktplatz im Schatten, und der Schatten dehnte sich immer mehr nach oben aus; er klomm die Akropolis empor, auf der bald nur noch der Schild der Pallas Athene leuchtete, als Schutzwappen der Stadt.

Draußen, bei dem Bogengang mit den bunten Säulen, war eine Gruppe von Männern vor der weißen, halbkreisförmigen Marmorbank versammelt. Ehe sie sich setzten, schienen sie noch jemandes Ankunft abwarten zu wollen. Es waren stattliche und schöne Männer unter ihnen; es war aber auch ein außerordentlich häßlicher dabei, um den sich die anderen aber dennoch besonders drängten. Sein Gesicht hätte das eines Satyrs oder Slawen sein können, und es gab Athener, die aus diesem Antlitz alle Laster und Verbrechen herauslasen. Darauf soll der häßliche Mann geantwortet haben: »Wogegen alles muß ich denn nicht ankämpfen, und doch bin ich weder lasterhaft noch ein Verbrecher!«

Es war nämlich Sokrates, von allen Einwohnern Athens gekannt als ein Sonderling, der auf Straßen und Märkten, in Wirtshäusern und Bordellen zu philosophieren pflegte. Ihm war jede Gesellschaft recht. Er verkehrte mit Perikles, dem Oberhaupt der Stadt, ebenso intim wie mit dem liederlichen Alkibiades; er saß zu Tisch mit Krämer und Handwerkern und trank mit den Matrosen im Piräus. Er selbst wohnte mit seiner Familie in der Vorstadt Kerameikos. Wenn man fragte, warum Sokrates immer außer Haus sei, so antworteten seine Freunde, er habe es zu Hause nicht gut. Und fragten ihn seine näheren Freunde selbst, wie er mit Zöllnern und Matrosen verkehren könne, so pflegte er zu antworten: »Es sind doch auch Menschen!«

An der Seite des Philosophen oder, wenn er saß, hinter seinem Stuhl hielt sich stets ein Jüngling auf, der eine auffallend breite Stirn hatte. Es war sein bester Schüler; er hieß eigentlich Aristokles; wegen seiner Stirne hatte er aber den Spitznamen Plato erhalten. Fast eifersüchtig auf ihn und sich ebenfalls bemühend, dem Meister recht nahe zu sein, stand der schöne und eitle Alkibiades. Neben ihm war der hochgewachsene, düstere Dramendichter Euripides zu sehen. Mit dem Rücken zur Gesellschaft, im Sande zeichnend, als ob er immer arbeitete, stand ganz in sich gekehrt Phidias, der für Athen die Götter »geschaffen« hatte.

Auf dem Brunnenrande saß ein Mann, der mit den Beinen schlenderte und seinen Mund ununterbrochen in einer Art bewegte, als ob er seine Zunge schlicke zu Stich und Gegenstich; seine von unfruchtbaren

Gedankenarbeit welk gewordene Stirn lag in Falten, und seine Augen blickten wie die einer auf Raub lauern den Schlange. Das war Protagoras, der Sophist und Wortklauber von Beruf, der für ein paar Feigen oder Obolen Schwarz zu Weiß machen konnte. Er wurde in diesem glänzenden Kreise geduldet, weil er auf alles eine Antwort wußte; er wurde dazu benützt, Leben in die Gesellschaft zu bringen, indem man ihn auf Sokrates hetzte, der ihn aber stets zur Strecke brachte.

Endlich kam der Erwartete. Es war das Oberhaupt des Staates. Er wäre der König gewesen, wenn man die Königswürde nicht abgeschafft hätte. Sein Äußeres war königlich; er trat aber wie ein einfacher Bürger auf, ohne jede Leibwache. Er herrschte auch nur durch seine persönlichen Eigenschaften: Klugheit, Willenskraft, Mäßigung und Besonnenheit.

Nach Begrüßungen, die andeuteten, daß man sich heute schon früher einmal getroffen – denn man hatte gemeinsam das Salamisfest zum Andenken an die Befreiung von den Persern gefeiert –, setzte sich die Gesellschaft in den marmornen Halbkreis, der »Hemiklyklion« genannt wurde.

Nachdem alle ihre nach gewohntem Brauch bestimmten Plätze eingenommen hatten, entstand Stillschweigen. Das war etwas Ungewöhnliches in diesem Kreise, der sich hier bei Sonnenuntergang wie zu einer geistigen Mahlzeit zu versammeln pflegte, zu einer Art Seelen-Symposium ohne Essen und Trinken, bei dem die Ausschweifungen, wie Alkibiades einmal meinte, rein geistiger Natur waren.

Alkibiades, der Zweitjüngste, aber verwöhnt und keck, brach als erster das Schweigen:

Wir haben Salamis gefeiert, den Tag, an dem wir vor dem Barbaren, dem Perserkönig, gerettet wurden, und wir sind müde, wie ich sehe!

Nicht so müde, antwortete jetzt Perikles, daß wir den Geburtstag unseres Freundes Euripides vergessen sollten, der bekanntlich an dem Tage das Licht der Welt erblickte, an dem die Sonne über Salamis leuchtete.

Er soll ein Trinkopfer haben, sobald wir unter Dach sein werden, zu Tisch und bei den Bechern, lenkte Alkibiades ab.

Aber der Sophist auf dem Brunnenrande hatte gerade so viel Garn bekommen, daß er mit dem Spinnen beginnen konnte:

Woher wißt ihr, fing er an, daß die Unabhängigkeit vom Perserkönig das Glück bedeutet? Woher wißt ihr, daß Salamis für Hellas ein Glückstag war? Hat nicht unser großer Äschylos den Trauertag der Perser mitleidsvoll geschildert und beklagt?

»O Salamis, verhaßt ist mir dein Name!
Und an dich, o Athen, denk ich mit Seufzen!«

O pfui, Sophist, o pfui! unterbrach ihn Alkibiades.

Aber Protagoras wetzte den Schnabel und fuhr fort: Ich sage nicht, daß der Name Salamis verhaßt ist, sondern Äschylos sagt es, und ich bin bekanntlich nicht Äschylos. Ich habe auch nicht behauptet, daß das Glück darin liege, dem Perserkönig dienstbar zu sein, ich habe nur gefragt, und der, der fragt, behauptet nichts. Nicht wahr, Sokrates?

Der Meister strich mit den Fingern seinen dichten Bart zurecht und antwortete:

Es gibt direkte Behauptungen und indirekte. Eine Frage kann eine indirekte und tückische Behauptung sein. Protagoras stellte mit seiner Frage eine tückische Behauptung auf.

Gut, Sokrates! rief Alkibiades, der Öl ins Feuer gießen wollte.

Perikles nahm das Wort:

Protagoras hat also behauptet, ihr würdet unter dem Perserkönig glücklicher sein. Was soll man mit einem solchen Manne tun?

Ihn rücklings in den Brunnen werfen! rief Alkibiades.

Ich lege Berufung ein! protestierte der Sophist.

Beim Pöbel! Der gibt dir immer Recht! schnitt ihm Alkibiades das Wort ab.

Man sagt nicht »Pöbel«, wenn man Demokrat ist, Alkibiades! Und man zitiert nicht Äschylos, wenn Euripides zugegen ist. Da Phidias hier sitzt, so spricht man lieber von seinem Parthenon oder seiner Athene, deren Gewand Peplos jetzt von der sinkenden Sonne vergoldet wird. Höflichkeit ist die Würze des geselligen Lebens.

So suchte Perikles das Gespräch in neue Bahnen zu lenken, aber der Sophist ließ nicht locker.

Wenn das Standbild der Athene, das Phidias gemacht hat, sein Gold von der Sonne borgen muß, so *kann* das beweisen, daß das vom Staat bewilligte Gold nicht ausgereicht hat und daß daher ein Mangel entstanden ist. Nicht wahr, Sokrates?

Der Meister beschwichtigte mit ausgestreckter Hand das unwillige Gemurmel und sprach:

Es müßte zuerst bewiesen werden, daß die Statue des Phidias Gold von der Sonne borgen muß. Da dies aber nicht bewiesen ist, fällt das ganze Gerede vom Goldmangel in sich zusammen. Übrigens kann man von der Sonne kein Gold borgen – das ist also nur ein Geschwätz von Protagoras und verdient keine Antwort. – Würde aber Phidias auf die Frage antworten: Als du Athene da oben auf dem Parthenon machtest, hast du da Athene gemacht?

Ich habe ihr Bild gemacht, antwortete Phidias.

Richtig! Du hast ihr Bild gemacht. Aber nach welchem Vorbild?

Nach dem, das ich in meinem Inneren trage.

Also nicht nach einem äußeren? – Hast du die Göttin mit deinen Augen gesehen?

Nicht mit meinen äußeren Augen.

Ist sie also außer dir oder in dir?

Wenn uns niemand belauschen würde, so würde ich antworten: Sie ist nicht außer mir, also gibt es sie überhaupt nicht.

Perikles fiel ihm ins Wort:

Die Götter des Staates! – Freunde, nehmt euch in acht!

Aber Sokrates setzte fort:

Du, Phidias, hast ja auch den Zeus in Olympia gemacht; also hat er dich nicht erschaffen.

Die Götter des Staates! Nehmt euch in acht, Freunde! warnte Perikles.

Zu Hilfe, Protagoras, Sokrates schnürt mir die Kehle zu! klagte Phidias.

Meines Wissens, sagte der Sophist, hat nicht Zeus den Menschen geschaffen, sondern Prometheus tat dies. Aber Zeus beschenkte den unvollkommenen Menschen mit zwei unvergänglichen Gaben: mit Rechtsgefühl und Schamhaftigkeit.

Dann war Zeus an der Schöpfung des Protagoras nicht beteiligt, denn diesem fehlt sowohl das Rechtsgefühl als auch Schamhaftigkeit!

Das hatte wieder Alkibiades angebracht. Aber jetzt ergriff der schweigsame Dramatiker Euripides das Wort: Erlaubt mir, daß ich über beide, über Zeus und Prometheus, meine Meinung sage, und nehmt es mir nicht übel, daß ich, wenn ich über die Götter rede, meinen großen Lehrer Äschylos zitiere.

Perikles unterbrach ihn.

Wenn mich meine Augen nicht täuschen, so sah ich hinter der Hermesstatue ein paar Ohren hervorkommen, und diese Eselsohren können niemandem anderen gehören als dem berühmten Gerber.

Kleon! rief Alkibiades.

Aber Euripides nahm wieder das Wort:

Was schert mich der Gerber, wenn ich selbst die Götter des Staates nicht fürchte! Diese Götter, deren Untergang unser Äschylos schon seit langem gewissagt hat. Sagt nicht sein Prometheus, daß der Olympier von seinem Sohn gestürzt werden wird, von dem Sohn, den eine Jungfrau gebären wird? Sagt er das nicht, Sokrates?

Ganz gewiß: »Einen Sohn wird die Jungfrau gebären, und der

wird stärker als der Vater sein.« Aber wer er sein wird und wann er geboren werden wird, das sagt er nicht.

Nun, ich glaube, Zeus liegt schon in den letzten Zügen!

Wieder erhob Perikles seine warnende Stimme: Die Götter des Staates! – Still, Freunde! Kleon lauscht!

Ich hingegen, fiel Alkibiades ein, ich glaube, daß Athen im Sterben liegt. Während wir Salamis gefeiert haben, sind die Spartaner ausgezogen und haben den Norden verheert. Megaris, Lokris, Böotien und Phokis sind bereits von ihnen unterworfen.

Das sind bekannte Dinge, die du erzählst, wehrte Perikles ab; aber im Augenblick haben wir Waffenstillstand, und dreihundert unserer Schiffe sind auf See. – Glaubst du, Sokrates, daß eine Gefahr besteht?

Ich mische mich nicht in Staatsangelegenheiten; aber wenn Athen in Gefahr ist, so nehme ich Schild und Lanze, wie früher . . .

. . . als du mir bei Potidäa das Leben gerettet hast, fügte Alkibiades hinzu.

Nein, da ist keine Gefahr, meinte Euripides, nicht von Sparta, aber in der Heimat selbst. Die Demagogen haben den Sumpf aufgewühlt, und daher haben wir die Pest auf der Agora und die Pest im Piräus.

Die Pest im Piräus ist wohl das Ärgste, sagte Protagoras, nicht wahr, Alkibiades?

Ja, denn dort habe ich meine besten Mädchen. Meine Flötenbläserinnen, die uns heute abend beim Gastmahl bedienen sollen, habe ich beim Hafen. Aber, beim Herakles, hier fürchtet doch niemand den Tod?

Niemand fürchtet ihn, niemand wünscht ihn, antwortete Sokrates, aber wenn du andere Mädchen hättest, so würde das die Freude erhöhen.

Euripides macht sich nichts aus Mädchen, bemerkte Protagoras.

Das ist eine Lüge, erwiderte Euripides, ich kümmere mich wohl um Mädchen, aber nicht um Frauen.

Ich auch nicht, oder wenigstens nur um solche von anderen, spötelte Alkibiades.

Als Alkibiades jünger war, nahm er den Frauen die Männer; jetzt nimmt er den Männern die Frauen!

Perikles erhob sich.

Laßt uns zum Gastmahl gehen, und suchen wir Wände, die unsere Gespräche umgeben, Wände ohne Ohren! – Stütze mich, Phidias, ich bin müde!

Plato näherte sich Sokrates.

Meister, laß mich deinen Mantel tragen, bat er.

Das ist mein Ehrenamt, Junge, fertigte ihn Alkibiades ab.

Das war es, erwiderte Sokrates; nun hat es Plato, die Breitstirn. Merk dir den Namen. Er stammt von Kodros ab; dem letzten König, der sein Leben hingab, um sein Volk zu erretten. Plato ist ein Königsproß.

Und Alkibiades stammt aus einem Heldengeschlecht; er ist Alkmeonide, wie Perikles, der Bruder seiner Mutter. Eine vornehme Gesellschaft!

Aber Phidias kommt von den Göttern her, das ist mehr!

Ich bin wahrscheinlich aus dem Geschlecht der Titanen, rief Protagoras. Ich sagte »wahrscheinlich«, denn man weiß überhaupt nichts, nicht einmal das. Nicht wahr, Sokrates?

Du weißt überhaupt nichts, nicht einmal das, was du schwätze!

Die Männer schritten durch die heilige Straße und begaben sich zusammen zum Theater des Dionysos, in dessen Nähe Alkibiades wohnte.

Der Demagoge Kleon hatte wirklich ungesehen das Gespräch belauscht. Aber auch ein anderer Mann hatte dies getan. Der hatte eine gelbliche Haut und einen schwarzen Vollbart. Er schien zur Klasse der Handwerker zu gehören. Als die glänzende Gesellschaft sich entfernt hatte, trat Kleon vor, legte dem Unbekannten die Hand auf die Schulter und sagte zu ihm:

Hast du das ganze Gespräch mit angehört?

Gewiß, das habe ich, war die Antwort.

Dann kannst du darüber Zeugnis ablegen.

Nein, das kann ich nicht; denn ich bin ein Fremder.

Aber du hast doch deutlich gehört, wie man die Götter des Staates schmähete.

Ich bin ein Syrier und kenne nur den einen wahren Gott. Eure Götter sind nicht die meinen.

Du bist also ein Hebräer, und heißt...

Ich bin ein Israelit aus dem Stamme Levi und nenne mich jetzt Kartaphilos.

Ein Phönizier also?

Nein, ein Hebräer. Meine Vorväter kamen aus dem Lande Ur in Chaldäa. Dann gerieten wir in Ägypten in Knechtschaft; aber Moses und Josua führten uns in das Land Kanaan, wo wir unter unseren eigenen Königen David und Salomo mächtig wurden.

Davon weiß ich nichts.

Aber vor zweihundert Jahren wurde unsere Stadt Jerusalem von dem Babylonier Nebukadnezar zerstört und unser Volk in Gefangenschaft nach Babylon geführt. Als dann das babylonische Reich vom

Perserkönig erobert wurde, gerieten wir unter die Oberhoheit der Perser, und wir haben geschmachtet unter den Abkömmlingen eures Xerxes von Salamis, den wir Ahasverus nannten.

Eure Feinde, unsere Feinde! Aber wie bist du hierhergekommen, Gastfreund?

Als die Assyrier uns zum erstenmal in Gefangenschaft führen wollten, flohen alle, die es konnten. Sie nahmen ihren Weg nach Rhodos, Kreta und den griechischen Inseln. Von denen aber, die man bereits fortgeschleppt hatte, wurden viele nach Norden, nach Medien, geschickt. Meine Vorväter kamen aus Medien hierher; ich selbst bin erst seit kurzem hier.

Was du mir da sagst, ist mir ganz unklar; aber ich habe dein Volk als ein solches preisen hören, das den Göttern des Staates die Treue hält.

Dem Gott! Denn es gibt nur den Einzigen und Wahrhaftigen, der Himmel und Erde geschaffen und unserem Volke die Verheißung gegeben hat.

Was für eine Verheißung?

Daß unser Volk die Erde besitzen wird.

Beim Herakles! Aber der Anfang ist nicht sehr hoffnungsvoll!

Aber unser Glaube ist es, und der hat uns aufrecht erhalten während der Wanderung in der Wüste und in der Gefangenschaft.

Willst du Zeugnis ablegen gegen jene Gotteslästerer?

Nein, Kleon, denn ihr seid Götzenanbeter. Aber Sokrates und seine Freunde glauben nicht an eure Götzen, und das wird ihnen einst zur Rechtfertigung dienen. Ja, es scheint mir, daß Sokrates eher der Ewigen, Unsichtbaren verehrt, dessen Namen nicht genannt werden darf.

Und deshalb werde ich gegen ihn nicht zeugen.

Stehst du auch auf *der* Seite! Dann geh in Frieden, aber hüte dich wohl! Geh!

Der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs wird mich behüten, solange ich und mein Haus sein Gesetz hüten.

Kleon hatte in dem Bogengang seinen Freund und Kollegen Anytos erblickt, deshalb ließ er den unbeugsamen Hebräer laufen, der eilig in der Sykomorenallee verschwand, die nach dem Ölmarkt führte.

Anytos, der Gerber und Staatsmann, kam laut lesend herbei; er hatte den Text einer Rede vor sich, die er demnächst halten wollte.

»Athen oder Sparta, nur darum geht es in dem Streit...«

Kleon näherte sich neugierig und unterbrach ihn:

Was liest du da, Anytos?

Eine Rede.

Das habe ich gehört. Athen oder Sparta! Volksherrschaft oder Tölpelherrschaft! Das Volk, das alle Lasten zu tragen hat, das das Land urbar macht und alles hervorbringt, das liegt zuunterst, am Boden, wie das Gold. Aber die Tölpel, die Drohnen, die Reichen, die Vornehmen, die Leichtfertigen, die schwimmen obenauf, wie Späne oder Kork! Athen, das ist die Volksherrschaft, das ist stets so gewesen und wird es immer bleiben. Sparta, das ist die Tölpelherrschaft!

Du meinst: die Herrschaft einiger (Oligarchie), Kleon? Nein, die Herrschaft der Tölpel!¹ Deshalb, Anytos, ist Athen schlecht geleitet, weil Perikles zur Herrschaft gekommen ist, der reiche Mann, der mit königlichen Ahnen prahlt. Wie kann er mit diesem Volk fühlen, da er niemals mit ihm da unten gelebt hat? Wie kann er es von oben herab richtig sehen? Er sitzt auf dem Giebeldach des Parthenon, und die Athener erscheinen ihm wie Ameisen, während sie Löwen sind, denen man die Klauen beschnitten und die Zähne ausgezogen hat. Wir, Anytos, die da unten geboren und bei Gerberrinde und Hundedreck aufgewachsen sind, wir verstehen unsere schwitzenden Brüder, wir erkennen sie, gewissermaßen, am Geruch. Aber gleich und gleich zieht sich an; deshalb fühlt sich auch Sparta zu Athen hingezogen, zu Perikles und seinem Anhang. Perikles saugt Sparta an, und wir gehen dabei zugrunde . . .

Anytos, der selbst Redner war, liebte Wohlberedtheit auf den Lippen anderer nicht; deshalb unterbrach er ihn jäh:

Perikles ist krank.

Er ist krank?

Ja, er hat Hitze im Körper.

Ist das wahr? Vielleicht die Pest?

Vielleicht.

Dieser Einwurf des Anytos hatte die weitschweifigen Gedankengänge Kleons durchkreuzt. Eine neue Hoffnung blitzte auf:

Und nach Perikles? sagte er.

Kleon, natürlich!

Warum nicht! Der Mann des Volkes für das Volk! Und keine Philosophen oder Schauspieler. Also Perikles ist krank. – So, so! – Weißt du, Anytos, wer Nikias ist?

Das ist ein Vornehmer, der an Orakel glaubt . . .

Laß die Orakel in Ruhe! Ich glaube zwar nicht an sie, aber der Staat fordert, wenn er bestehen bleiben soll, in allem eine gewisse Gleichförmigkeit: in den Gesetzen, den Gebräuchen und in der Religion. Deshalb halte ich auch fest an den Göttern des Staates – und ihrem Zuhör.

¹ Unübersetzbares schwedisches Wortspiel.

Ich halte auch an den Göttern des Staates fest – solange das Volk dies tut.

Die beiden Schönredner fingen an, sich gegenseitig zur Last zu fallen. Kleon wollte allein sein, um die Eier auszubrüten, die Anytos ihm gelegt hatte. Deshalb sagte er so vor sich hin:

Du weißt, daß Nikias . . .

Ich muß jetzt baden gehen, unterbrach ihn Anytos, sonst kann ich nachts nicht schlafen.

Aber Alkibiades, wer ist das?

Das ist der Verräter Ephialtes, der den Perserkönig über die Thermopylen führen wird.

Der Perserkönig im Osten, Sparta im Süden . . .

Mazedonien im Norden . . .

Und im Westen das junge Rom!

Feinde in allen vier Weltgegenden! Wehe dir, Athen!

Wehe dir, Hellas!

Die Gäste waren bei Alkibiades versammelt. Dieser hatte sich sogleich nach ihrer Ankunft entfernt, in der löblichen Absicht, Flötenbläserinnen zu holen. Da der Abend warm war, hatte man den Tisch in der Aula, dem Hofe, gedeckt, die von Bogengängen umsäumt war, die aus korinthischen Säulen gebildet wurden. Für die Beleuchtung sorgten Lampen, die zwischen den Säulen hingen.

Man hatte ein leichtes Abendmahl eingenommen, die Efeukränze wurden verteilt und die Becher auf den Tisch gestellt.

Aspasia, die einzige Frau, hatte den Ehrenplatz neben Perikles. Sie war, von ihren Sklavinnen begleitet, früher hergekommen und wartete ungeduldig auf den Beginn des Redekampfes. Aber Perikles war müde und düster. Sokrates lag still auf dem Rücken und betrachtete die Sterne droben. Euripides kaute verstimmt an einem Holzstück. Phidias knetete Brotkügelchen, die unter seinen Händen die Formen von Tieren annahmen, Protagoras flüsterte mit Plato, der sich mit geziemender jugendlicher Schüchternheit im Hintergrund hielt.

Aber ganz unten am Tisch saß ein Skelett, dem man einen Kranz von Rosen um die weiße Stirn gelegt hatte. Um das Unheimliche in der Erscheinung des ungebetenen Gastes zu mildern, hatte ihm Alkibiades eine Zwiebel zwischen die Vorderzähne gesteckt und eine Asphodelos-Pflanze in die Hand gegeben, an der das Skelett zu riechen schien.

Da das Schweigen schließlich drückend wurde, riß sich Perikles aus seiner Lässigkeit und eröffnete das Gespräch.

Ich will, begann er, in aller Eintracht und ohne Streitsucht, die oft gestellte Frage nach dem angeblichen Frauenhaß des Euripides aufwerfen. Was meint Protagoras dazu?

Unser Freund Euripides ist dreimal verheiratet gewesen und hat jedesmal Kinder gehabt; er kann also kein Frauenhasser sein. Nicht wahr, Sokrates?

Euripides, antwortete Sokrates, Euripides liebt Aspasia wie wir alle, und deshalb kann er kein Frauenhasser sein. Er liebt, mit der Zustimmung des Perikles, die Schönheit der Seele Aspasias, und deshalb ist er kein Frauenhasser. Über Aspasias Körper ist nicht viel Gutes zu sagen, er geht uns auch nichts an. Ist Aspasia schön, Phidias?

Aspasia ist nicht schön, aber ihre Seele ist schön und gut. Nicht wahr, Perikles?

Aspasia ist meine Freundin und die Mutter unseres Kindes. Aspasia ist eine Weise; denn sie besitzt Schamhaftigkeit und Rechtsgefühl, Selbsterkenntnis und Besonnenheit. Aspasia ist klug; denn sie schweigt, wenn weise Männer reden. Aspasia kann aber weise Männer dazu bringen, daß sie weise reden, wenn sie ihnen zuhört; denn sie hilft ihnen, die Gedanken zur Welt zu bringen, und zwar nicht so wie die Hebamme Sokrates, die die Leibesfrucht nur herausbefördert, sondern indem sie deren Seele Fleisch von ihrem Fleisch gibt.

Protagoras fuhr fort:

Aspasia ist unser aller Mutter Kybele; sie trägt uns an ihrem Busen.

Aspasia ist die Stimmung unserer Zither, ohne die unsere Saiten nicht klingen, fügte Phidias hinzu.

Aspasia ist unser aller Mutter, fing Sokrates wieder an; sie ist aber auch eine Amme, die unsere neugeborenen Gedanken wäscht und sie in schöne Schleier wickelt. Aspasia übernimmt unsere schmutzigen Kinder und gibt sie uns gereinigt wieder zurück. Sie gibt nichts aus Eigenem; aber dadurch, daß sie annimmt, gibt sie dem Geber Gelegenheit zu geben.

Euripides nahm die fallengelassene Frage wieder auf:

Ich war angeklagt und bin freigesprochen, nicht wahr, Aspasia?

Erst wenn du dich selbst von der Anklage befreist, bist du freigesprochen, Euripides

Klage, liebste Klägerin, und ich werde mich verantworten!

Nun gut, ich will die Klage in deinen eigenen Worten vorbringen.

Hippolytos sagt einmal in deiner Tragödie gleichen Namens:

»Was hast du, Zeus, die Frauen, deiner Sterblichen
trugvolles Unheil, an das Sonnenlicht gebracht?
Wenn du wolltest ein Geschlecht von Menschen sä'n,
so mußte dieses nicht vom Weib entsprossen sein;

nein, Männer mußten, wann sie dir des Eisens Wucht,
 Erz oder Gold in deinen Tempeln dargebracht,
 sich Kindersamen kaufen, nach des echten Werts
 gerechter Schätzung jeder, und als Freie dann
 im freien Hause wohnen ohne diß Geschlecht.
 Nun aber, voll Verlangen, dieses Ungemach
 ins Haus zu führen, opfern wir des Hauses Glück.
 Doch welch ein Übel Frauen sei'n, beweiset dies:
 Der Vater, der sie zeugt' und zog, entläßt sie noch
 mit einer Mitgift, um des Übels los zu sein.«²

Nun wohlan, Euripides, verantworte dich!

Wenn ich Sophist wäre wie Protagoras, so würde ich antworten
 Das hat Hippolytos gesagt, nicht ich. Aber ich bin ein Dichter und
 rede durch meine Geschöpfe. Nun, ich habe das gesagt und habe e-
 gemeint, als ich es schrieb; und ich meine es noch. Zugleich bin ich aber
 fast immer in ein Weib verliebt, obwohl ich ihr Geschlecht hasse. Er-
 klärt mir das, ich kann es nicht; denn ich habe nie Männer geliebt wie
 Alkibiades. Kann Sokrates mir es erklären?

Jawohl! Man kann ein Weib lieben und es auch gleichzeitig hassen.
 Jedes Ding entsteht zugleich mit seinem Gegensatz: Liebe mit Haß,
 Haß mit Liebe. Bei meiner Gattin liebe ich ihre gute Mütterlichkeit,
 aber ich hasse das Urböse in ihr. Also kann ich zugleich lieben und
 hassen. Nicht wahr, Protagoras?

Jetzt ist Sokrates ein Sophist! Schwarz kann nicht Weiß sein.

Jetzt ist Protagoras einfältig! Das Salz in dem Gefäß hier ist weiß,
 aber lösche die Lampe aus, so wird es schwarz. Das Salz ist also nicht
 an sich weiß, sondern seine Weiße rührt vom Lichte her. Ich würd
 eher glauben, daß das Salz an sich schwarz ist; denn die Abwesenheit
 von Licht ist Dunkelheit, und da die Dunkelheit nichts an sich ist,
 kann sie auch nichts an das Salz abgeben. Dieses ist also in der Dun-
 kelheit mehr sein eigenes Selbst, seine wahre Natur. Also ist es
 schwarz! – Aber auch im Lichte kann ein Ding sowohl weiß als auch
 schwarz sein. Dieser Meeraal ist an der Oberseite schwarz, an der
 Unterseite weiß. Ebenso kann etwas zugleich gut und böse sein. Und
 daher hat Euripides recht, wenn er sagt, daß er das Weib zugleich
 liebt und haßt. Nur der ist aber ein Weiberhasser, der das Weib nur
 haßt; aber Euripides liebt es ja auch. Folglich ist Euripides kein Wei-
 berhasser. Was meint Aspasia dazu?

Weiser Sokrates, du gibst zu, daß Euripides das Weib haßt, also ist
 er doch ein Weiberhasser!

Nein, mein schönes Kind! Ich gab zu, daß Euripides das Weib so

² Übersetzung nach J. J. C. Donner, Heidelberg 1841.

wohl haßt als auch liebt. »Sowohl als auch«, dies beachte! Ich liebe Alkibiades, aber ich verabscheue und hasse seine Charakterlosigkeit. Nun frage ich die Freunde hier: Bin ich ein Alkibiadeshasser?

Nein, keineswegs! tönte es im Chor.

Aber Aspasia war verärgert und wollte wieder ärgern:

Du weiser Sokrates, wie hältst du es denn mit deiner Gattin?

Der Weise spricht nicht gern von seiner Frau!

Protagoras hieb ein:

Ebenso ungern wie von seiner Schwachheit.

Du sagst es! Man opfert der Erde, aber ungern; man bindet sich, aber freudlos; man verträgt sich, aber ohne Liebe; man tut seine Pflicht dem Staate gegenüber, aber zögernd. Es gibt nur eine Aspasia, das ist die des Perikles. Das größte Weib des größten Mannes. Perikles ist der größte Mann im Staate, so wie Euripides der größte Mann des Theaters.

Protagoras griff zu, ohne zu zögern:

Also ist Euripides größer als Äschylos und Sophokles?

Gewiß, Protagoras! Er ist uns näher; er spricht *unsere* Gedanken aus und nicht die unserer Vorväter. Er kriecht nicht vor den Göttern und vor dem Schicksal; er kämpft gegen sie. Er liebt die Menschen; er kennt sie und beklagt sie. Seine Kunst ist kunstreicher als die der Alten, seine Gefühle wärmer, seine Bilder lebendiger. – Aber jetzt will ich von Perikles reden!

Halt ein, Sokrates! In der Pnyx oder auf der Agora, aber nicht hier! Wohl könnte ich ein gutes Wort der Aufmunterung brauchen, da ich mit falschen Anklagen überschüttet werde. Wir sind aber hergekommen, um zu vergessen, nicht, um uns zu erinnern, und Sokrates würde uns am meisten erfreuen, wenn er von den höchsten Dingen redete, zu denen ich den Athenensischen Staat nicht rechne. – Doch da kommt Alkibiades mit Gefolge! Zündet mehr Lichter an, Burschen! Und Eis in die Kannen!

Lärm war im Torweg zu hören: Der Hund bellte, der Torwächter schrie. Dann trat Alkibiades ein mit seinem Gefolge.

Er war herrlich anzusehen in seiner Gesellschaft, die aus Mädchen bestand, und aus zwei unbekannten Männern, die er in einem Weinhaus aufgefischt hatte.

Papaja! grüßte er. Da ist der Wirt! Und das hier ist Aristophanes, ein angehender Komödiendichter! Und das ist der Römer Lucillus, ein ehemaliger Dezemvir, der aus seiner Heimat verbannt ist. Er war bei der Sache mit der Virginia dabei; ihr wißt: eine Jungfrau, die gegen ihren Willen einen Mann bekam. Bei den Römern gibt es nämlich noch Jungfrauen, das gibt's bei uns nicht! Nicht wahr, Lais? Das

ist eine von den vielen Lais, die Phidias gegessen haben – Aspasia möge nicht übel davon denken! – Und das sind die Flötenbläserinnen vom Piräus! Ob sie die Pest haben, das weiß ich nicht. Was kümmert das mich! Ich bin zwanzig Jahre alt und habe noch nichts geleistet! Warum soll man da leben? Nun wird Lais tanzen! Papaja!

Euripides erhob sich und winkte ab:

Wartet noch mit dem Tanz! Perikles sieht düster und unfroh aus.

Eine Pause trat ein. Die Hitze war drückend und beklemmend. Es war keine Gewitterluft, aber etwas Ähnliches, und aller Gemüter schienen von unruhiger Erwartung ergriffen zu sein.

Da fiel, wie zufällig, der Arm des Skeletts mit einem kurzen Knack auf's Knie. Die Blume, die man ihm unter die Nase gesteckt hatte, lag am Boden.

Alles schrak zusammen, sogar Alkibiades. Der war aber wegen dieser Schwäche auf sich selbst zornig; er nahm einen Becher und trat vor:

Das Gerippe ist durstig. Ich trinke ihm zu; wer tut mir Bescheid? Sokrates kann das am besten: Er kann eine halbe Kanne auf einen Zug leeren, ohne zu blinzeln.

Sokrates war ja bekannt dafür, daß er unbegrenzte Mengen trinken konnte; aber jetzt hatte er keine Lust dazu.

Nicht heute: der Wein ist mir verbittert!

Er wandte sich an Perikles und flüsterte ihm zu:

Böse Augen sind hierhergekommen. Dieser Aristophanes ist nicht unser Freund; kennst du ihn?

Sehr wenig. Er sieht aber aus wie einer, der uns morden will.

Alkibiades fuhr fort, das Skelett anzureden:

Athen sieht jetzt so aus wie der da hier! Das Fleisch haben Spartaner und der Perserkönig abgenagt, die Haut hat Kleon gegerbt, die Augen haben die Bundesgenossen ausgerissen, die Zähne haben die Mitbürger fortgenommen, jene Mitbürger, die Aristophanes kennt und die er bald malen wird. Mein Becher dir zum Wohl, Gerippe! Polimetaxy pelei, kylikos kai keileos akru!

Plötzlich änderte sich jetzt das Bild. Das Skelett sank nach rückwärts, wie ein berauschter Mann. Die Ketten mit den Lampen fing an zu schaukeln. Das Salz wurde aus seinem Behälter auf den Tisch gestreut. – Ohioh! Ohioh! schrie Alkibiades. Tralall! Hahaha! Der Tisch schwankt, die Ruhebetten schaukeln! Bin ich betrunken oder der Boden?

Allen schauderte es, aber Sokrates gebot Ruhe:

Ein Gott ist nahe! Still! Der Boden erzittert, und ich höre ... Ist das Gewitterrollen? Nein! Es ist ein Erdbeben!

Alle fuhren auf, aber Sokrates sprach weiter:

Seid ruhig! Es ist jetzt vorbei!

Als alle wieder ihre Plätze eingenommen hatten, sagte er:

Ich war fünf Jahre alt, als Sparta von einem Erdbeben heimgesucht wurde, in dem zwanzigtausend Menschen umkamen; nur sechs Häuser blieben unbeschädigt. Das war Sparta! Nun ist es Athen! Ja, Freunde, eine Stimme sagt mir: In einem Menschenalter sind wir vertilgt, wie kleine Vögel.

Wieder bellte der Hund, wieder schrie der Torwächter.

Ein Ungeladener trat ein, mit aufgeregtem Gehaben.

Nikias, begrüßte ihn Alkibiades. Jetzt werde ich nüchtern: Der ehrbare Nikias kommt zu einem Gastmahl!

Was ist geschehen?

Vergib einem ungebetenen Gast . . .

Aber sprich doch, Nikias!

Perikles, begann der Neuangekommene zögernd, dein Freund, unser Freund, die Ehre von Athen und Hellas, Phidias ist angeklagt . . .

Halt ein!

Angeklagt . . . o Schande . . . daß er . . . ich kann es nicht sagen, ohne zu weinen . . .

Sprich doch!

Phidias ist angeklagt, Gold, das er für das Standbild der Athene erhalten hat, unterschlagen zu haben.

Das Schweigen, das daraufhin eintrat, wurde zuerst von Perikles gebrochen.

Phidias verbirgt sein Antlitz im Mantel, denn er schämt sich für Athen . . . Doch wir wollen bei den Göttern und bei der Unterwelt schwören, daß Phidias unschuldig ist!

Wir schwören es! riefen alle wie ein Mann.

Auch ich beschwöre es, sagte Nikias.

Nikias war zum Platz des Perikles getreten. Nachdem er sich vor Aspasia verbeugt hatte, flüsterte er dem Perikles zu:

Dein Sohn Paralos ist krank.

An der Pest? – Folge mir, Aspasia!

Es ist zwar nicht mein Sohn, aber der deine. Deshalb folge ich dir.

Das Haus stürzt ein, die Freunde werden getrennt, alles Schöne vergeht, das Häßliche besteht.

Und die Götter schlafen!

Oder sie sind ausgewandert!

Die Götter sind tot! Wir wollen uns neue schaffen!

Ein Erdstoß brachte die Lampen zum Erlöschen. Alle begaben sich hinaus auf die Straße. Nur Sokrates und Alkibiades blieben zurück.

Phidias des Diebstahls angeklagt! Möge die Welt zusammenstürzen! sagte Sokrates und versank wie gewöhnlich in eine Geistesabwesenheit, die aussah wie Schlaf. Alkibiades nahm aber einen von den größten Doppelbechern, leerte ihn und improvisierte dann die folgenden Verse:

»Mag alles zerbrechen von Pindos bis zum Kaukasus,
dann wird Prometheus frei und schenkt wieder das Feuer
erfrorenen Menschen,
und Zeus steigt nieder zum Hades,
und Pallas verkauft sich
an lüsterne Knaben.

Es zerbricht seine Leier Apollon
und flickt mit den Saiten die Schuhe.

Sein Schlachtroß läßt Ares
und gehet die Schafe zu hüten.

Auf den Trümmern der einst so herrlich zu schauenden Erde
ist Alkibiades einzig geblieben.

Er steht im Gefühl seines alles beherrschenden Ich und lacht!«

Die Pest war in Athen ausgebrochen, und das Erdbeben war hinzugekommen.

Als Perikles, begleitet von Aspasia, sein Haus erreichte, war der Sohn, den er von seiner geschiedenen Frau hatte, bereits tot. Nach der damaligen Sitte und um zu zeigen, daß kein Mord geschehen war, war die Leiche im Torweg ausgestellt. Sie lag in einer kleinen, rot und schwarz bemalten Truhe aus Zedernholz, die auf einer Bahre angebracht war. Der Tote hatte ein weißes Gewand an und auf dem Haupte einen Kranz, der aus dem Kraut des Todes, der stark duftenden Sellerie, geflochten war. Im Munde hatte er den Obolos, das Fährgehalt für Charon.

Perikles verrichtete ein leises Gebet, ohne Zeichen tieferen Schmerzes zu zeigen, denn er hatte schon vieles durchgemacht und gelernt zu leiden:

Zwei Söhne haben die Götter mir genommen. Ist es nun der Sühnopfer genug?

Was hattest du zu sühnen? fragte Aspasia.

Die einen müssen für die anderen leiden. Der einzelne für den Staat. Perikles hat für Athen gelitten.

Verzeih, daß meine Tränen rascher trocknen als die deinen. De Gedanken, daß *unser* Sohn lebt, gibt mir Trost.

Mir auch, aber nur geringen.

Soll ich gehen, ehe deine Frau kommt?

Du sollst mich nicht verlassen, denn ich bin krank.

Du hast schon lange davon gesprochen. Ist es gefährlich?

Meine Seele ist krank. Wenn der Staat leidet, dann bin ich krank...

Da kommt die Mutter des Toten!

Eine schwarzgekleidete Frau erschien in der Thür. Sie trug einen Schleier, um zu verbergen, daß ihr Haar abgeschnitten war; in der Hand hatte sie einen Kranz; ihr folgte ein Sklave mit einer Fackel.

Sie bemerkte die Anwesenheit der Aspasia nicht sogleich. Sie grüßte ihren ehemaligen Gatten mit einem Blick und legte dann den Kranz zu des Toten Füßen nieder.

Ich bringe nur einen Totenkranz für meinen Sohn. Aber an Stelle des Obolos soll er einen Kuß von den Lippen seiner Mutter mitnehmen.

Sie warf sich über ihn und küßte den Toten.

Hüte dich vor dem Toten! sagte Perikles und faßte sie am Arm, er starb an der Pest.

Mein Leben war bloß ein langsames Sterben, ein schnelles ist mir lieber.

Jetzt bemerkte sie die Anwesenheit Aspasia's. Sie richtete sich auf und sagte ruhig und würdig:

Sage deiner Freundin, sie möge gehen.

Sie geht, und ich folge ihr.

Recht so! Denn nun, mein Perikles, ist das letzte Band gelöst, das uns zusammenhielt! – Leb wohl!

Leb wohl, mein Weib!

Und er wandte sich zu Aspasia und sagte ihr:

Reich mir deine Hand, meine Gattin!

Sieh, hier ist sie!

Die trauernde Mutter sagte im Abgehen:

Wir begegnen uns alle einmal wieder, nicht wahr? Und dann als Freunde: du, sie und er, der vorausgegangen ist, um denen, deren Herzen durch die engen Satzungen des Lebens getrennt wurden, eine Stätte zu bereiten.

Perikles und Sokrates wanderten in der Platanenallee unterhalb des Hemikyklion umher und sprachen miteinander.

Phidias ist vom Diebstahl freigesprochen worden; aber man hat ihn als Lästler der Götter des Staates verhaftet.

Phidias verhaftet?

Man behauptet, er habe auf dem Schild der Athene mich und sich selbst abgebildet.

Das Volk haßt alles Große. Anaxagoras wurde verbannt, weil er zu weise war. Aristides wurde verbannt, weil er allzu gerecht war;

Themistokles, Pausanias . . . Was hast du getan, Perikles, als du dem Volk Macht gabst?

Das war recht und billig! Ich falle allerdings durch mein eigenes Schwert, aber ehrenvoll. Ich gehe umher und sterbe, Stück für Stück, wie Athen. Wußten wir, daß wir unsere Statue zur Fahrt in die Gruft schmückten und daß es das Leichengewand war, was wir webten? Wußten wir, daß es die Grabgesänge waren, die unsere Tragiker sangen?

Athen stirbt, gewiß. Aber woran?

An Sparta!

Was ist Sparta?

Es ist Herakles, die Keule, die Löwenhaut, die rohe Kraft. Wir Athener, wir sind die Söhne des Theseus und kämpfen gegen die Herakliden, Dorier gegen Ionier! Athen stirbt an Sparta; aber Griechenland endet durch Selbstmord!

Ich glaube, die Götter haben uns verlassen.

Das glaube auch ich, aber das Göttliche lebt!

Da kommt Nikias, der Unglücksbote!

Es war wirklich Nikias, und als er die Fragen in den Gesichtern und Blicken der beiden Wanderer sah, antwortete er ungefragt:

Ich komme von der Agora.

Was gibt es Neues dort?

Die Volksversammlung sucht Hilfe bei den Mazedoniern.

Warum nicht bei den Persern? Nun, dann ist das Ende nahe. Sie suchen Hilfe bei ihren Feinden! Bei den Barbaren, bei dem Mazedonier, der über uns liegt wie ein Löwe auf dem Berge. – Geh, Nikias, und sage, daß Perikles im Sterben liegt. Und bitte sie, als seinen Nachfolger den Würdigsten zu wählen. Nicht den Unwürdigsten! Geh, Nikias, aber gehe schnell!

Ich gehe, sagte Nikias, aber zu einem Arzt! Und er ging.

Mich heilt kein Arzt, sagte Perikles mit matter Stimme, als spräche er zu sich selbst. Und er setzte sich auf seinen gewohnten Platz im Hemikyklion.

Als er eine Weile geruht hatte, gab er dem Sokrates ein Zeichen, daß er näher kommen solle, denn er wollte nicht laut sprechen.

Sokrates, begann er, dies ist der Abschied eines Sterbenden. Du bist der Weiseste, aber, nimm es nicht übel auf, sei nicht zu weise! Suche nicht das Unerreichbare, und verwirre die Geister nicht durch Spitzfindigkeiten! Mache nicht das Einfache doppelt! Du willst die Dinge mit beiden Augen sehen, aber der, der mit dem Bogen zielt, muß ein Auge schließen, sonst sieht er das Ziel doppelt. Du bist kein Sophist, aber du kannst leicht als solcher erscheinen! Du bist keiner von den

Freigeistern, aber du gehst mit solchen um! Du hassest deine Stadt und dein Land, mit Recht; aber du sollst sie bis in den Tod lieben, denn das ist deine Pflicht! Du verachtest das Volk, aber du sollst es bemitleiden! Ich habe die Niederen nicht bewundert, aber ich habe ihnen Gesetze und Rechte gegeben, und deshalb sterbe ich.

Gute Nacht, Sokrates! Jetzt wird es dunkel vor meinen Augen. Du sollst sie schließen und mir den Kranz geben. Jetzt schlafe ich ein. Und wenn ich erwache, dann werde ich auf der anderen Seite sein. Und von dort will ich dir einen Gruß senden, wenn es die Götter erlauben. Gute Nacht!

Perikles ist tot! Hört es, Athener, und weint! Wie ich.

Das Volk strömte herbei, aber niemand weinte. Man war nur neugierig auf das, was nun kommen würde, und freute sich beinahe auf das Neue.

Kleon, der Gerber, stand in der Pnyx auf der Rednertribüne. Zu seinen aufmerksamen Zuhörern gehörten Alkibiades, Anytos und Nikias.

Kleon redete die ganze Zeit und sagte schließlich:

Perikles ist tot und Perikles ist begraben, das wißt ihr jetzt! Laßt ihn in Frieden ruhen, mit all seinen Verdiensten und Fehlern, denn der Feind steht in Sphakteria, und wir müssen einen Feldherrn haben! Dabei kann uns der Schatten des Perikles nichts helfen. Da hinten sitzen zwei Anwärter, alle beide vornehme Herren, der eine heißt Nikias, weil er niemals gesiegt hat; der andere heißt Alkibiades, und dessen Siege kennen wir: Becher und Mädchen. Seinen Charakter kennen wir hingegen noch nicht, aber ihr werdet ihn eines Tages schon kennenlernen, Athener, und dann wird er euch selbst die Vorderzähne zeigen. – Zum Feldherrn wurde hier vorgeschlagen der, und der, und der, merkwürdigerweise alles große Herren, Adelige natürlich!

Athen, das allen Königen und ihresgleichen abgeschworen hat, muß jetzt gegen das königliche Sparta kämpfen und hat sich, getreu seinen Traditionen, im Felde unter einem Manne des Volkes zu zeigen, auf den man sich verlassen kann. Wir brauchen keinen Perikles, der Bildsäulen bestellt und Tempel erbaut zu Ehre und Ruhm – Athen hat genug von solchem Krimskrams! Jetzt aber müssen wir einen Mann haben, der die Kriegskunst versteht, das Herz in der Brust und den Kopf auf den Schultern hat. Wen wünscht ihr, Männer von Athen?

Alkibiades sprang auf wie ein junger Löwe und ergriff ohne Umschweife das Wort:

Männer von Athen, ich schlage den Gerber Kleon vor! Nicht des-

halb, weil er ein Gerber ist, denn das gehört nicht dazu. Allerdings kann man das Heer mit einer Ochsenhaut vergleichen und Kleon mit einem Messer; aber Kleon hat andere Eigenschaften, die gerade für einen Feldherrn notwendig sind. Sein letzter Feldzug gegen Perikles und Phidias schloß ja mit einem Triumph für Kleon. Er bewies einen Mut, der nie schwankte, und sein Verstand – überstieg allen menschlichen Verstand. Seine Strategie war gewiß nicht die eines Löwen, aber er siegte, und das ist die Hauptsache. Ich schlage Kleon zum Leiter des Feldzugs vor!

Es zeigte sich jetzt, daß die grobe Ironie doch noch zu fein war, denn das Volk hielt sie für ernst. Alkibiades genoß auch wegen seiner Verwandtschaft mit Perikles ein gewisses Ansehen, und man lauschte gerne seinen Worten. Deshalb rief nun die ganze Volksversammlung nach Kleon, und der war somit gewählt.

Kleon hatte aber nie von der Feldherrnlehre geträumt, denn er war klug genug, nicht höher zu streben, als seine Kräfte reichten. Daher protestierte er schreiend und alle Götter zu Zeugen aufrufend gegen die Wahl.

Aber Alkibiades hatte die Sachlage sogleich erfaßt und erkannt, daß diese Wahl Kleons Tod wäre. Er stieg auf einen leeren Rednerstuhl und legte los:

Kleon scherzt, Kleon ist schüchtern, er weiß selbst nicht, was für ein Feldherr er ist, denn er hat es noch nicht erprobt; ich aber weiß, wer er ist; ich bestehe auf seiner Wahl; ich fordere ihn auf, seine Bürgerpflicht zu erfüllen! Und wenn er sich ihr entziehen will, jetzt, wo das Vaterland in Gefahr ist, so verklage ich ihn vor dem Areopag.

Kleon ist gewählt! schrie das ganze Volk.

Kleon protestierte immer noch:

Ich kann nicht einmal einen Hopliten von einem Pelasten unterscheiden; ich kann weder die Lanze führen noch auf einem Pferde sitzen.

Aber Alkibiades überstimmte ihn:

Er kann alles: den Staat lenken und die Kunst beurteilen, Prozesse führen und die Sophisten belauern; er kann über die höchsten Dinge mit Sokrates disputieren; mit einem Wort: Er hat alle öffentlichen Tugenden und alle heimlichen Laster.

Das Volk brach in Lachen aus, aber Kleon konnte nicht mehr zurück.

Athener! sagte nun Alkibiades abschließend, das Volk hat gesprochen, eine Berufung gibt es nicht. Kleon ist gewählt! Jetzt ist Sparta verloren!

Die Versammlung löste sich auf. Aber Kleon blieb mit seinem Freund Anytos zurück.

Anytos, sagte er, ich bin verloren!
Wahrscheinlich, antwortete Anytos.
Alkibiades zog mit Nikias ab.

Jetzt ist Kleon tot wie ein Hund! – Dann komme ich! sagte Alkibiades.

Sokrates ging sinnend in dem Hof seines Hauses umher. Der war sehr klein und hatte keine Bogengänge. Seine Frau kämmte Wolle, und das sah aus, als zause sie jemanden.

Der Weise schwieg; aber das Weib redete, denn das war ihre Natur. Was tust du da? fragte sie.

Unserer alten Bekanntschaft wegen, sagte er, will ich dir antworten, obwohl ich nicht verpflichtet bin, dir Rede zu stehen: Ich denke!

Ist das eine Beschäftigung für einen Mann?

Gewiß! Es ist eine höchst männliche Beschäftigung!

Zum mindesten sieht man nicht, was du tust.

Als du ein Kind trugst, war es auch nicht zu sehen; aber als es geboren war, da war es zu sehen, und vor allem: zu hören. So können Beschäftigungen, die man am Anfang nicht sieht, später sichtbar werden; und deshalb dürfen sie nicht verachtet werden, am wenigsten von denen, die nur an das Sichtbare glauben.

Ist das auch eure Beschäftigung, wenn ihr bei Aspasia seid?

Mehr oder weniger.

Ihr trinkt aber auch fest?

Ja, denn das Reden macht einen durstig, und der Durstige muß trinken.

Was ist denn an Aspasia, das die Männer anlockt?

Das sind gewisse Eigenschaften, die das Zusammenleben verschönern: Rücksicht, Geschmack, Mäßigung.

Das geht auf mich?

Das geht auf Aspasia.

Ist sie schön?

Nein.

Anytos behauptet es.

Er spricht die Unwahrheit... Triffst du dich mit Anytos, dem Freunde Kleons, meinem Feind?

Er ist nicht mein Feind.

Aber der meine! Du hältst es stets mit meinen Feinden und hassest meine Freunde. Das ist ein schlechtes Zeichen!

Deine Freunde sind schlechte Menschen.

Nein, im Gegenteil: Perikles war der Größte, Phidias der Beste,

Euripides der Edelste, Plato der Klügste, Alkibiades der Begabteste, Protagoras der Schärfste.

Und Aristophanes?

Der ist mein Feind, obwohl ich nicht weiß, weshalb. Ich vermute, du hast von der Komödie reden gehört, die er über mich geschrieben hat.

Anytos hat mir von ihr erzählt. Hast du sie gesehen?

Ja, gestern habe ich »Die Wolken« gesehen.

War es lustig, war es witzig?

Was meinte Anytos?

Er brachte mich zum Lachen, als er mir einige Szenen . . .

Die müssen lustig gewesen sein, denn sonst hättest du nicht gelacht.

Hast du *nicht* gelacht, mein Sokrates?

Doch, natürlich, denn sonst hätte man mich für einen Dummkopf gehalten. Du weißt, daß er mich als einen Schurken und Narren dargestellt hat. Da ich keines von beiden bin, so war es kein Ernst; daher war es Scherz.

Glaubst du das? Ich glaube, es war Ernst.

Und du lachst über den Ernst? Weinst du denn über den Scherz?

Dann wärest du ja von Sinnen!

Meinst du, ich sei verrückt?

Ja, wenn du meinst, ich sei ein Schurke!

Du weißt, daß Kleon im Felde steht?

Ja, ich habe das mit Verwunderung gehört.

Verwunderung? Du glaubst also auch, daß er für den Krieg nicht tauglich ist?

Nein, ich glaube nichts über seine Tauglichkeit zum Feldherrn, denn ich habe ihn doch nie im Felde gesehen. Über seine Wahl war ich erstaunt, wie er selbst, denn sie kam unerwartet.

Du wünschst ihm also eine Niederlage?

Nein, ich warte den Ausgang ab, um zu sehen, ob er gewinnt oder verliert.

Du wärest froh, wenn er verlieren würde?

Ich liebe Kleon nicht, aber ich würde als geborener Athener über seine Niederlage trauern, würde mich also nicht über Kleons Untergang freuen.

Du hassest Kleon und wünschst doch nicht seinen Untergang?

Nein, Athens wegen nicht.

Aber sonst?

Sonst wäre Kleons Untergang ein Segen für den Staat, denn er war ungerecht gegen Perikles, gegen Phidias und gegen alle, die etwas Großes geschaffen haben.

Da kommt Besuch!

Es ist Alkibiades!

Der Lump! Daß du dich nicht schämst, mit dem zu verkehren!

Er ist ein Mensch mit großen Fehlern und großen Vorzügen,
und er ist mein Freund. Mit meinen Feinden verkehrte ich un-
gern.

Alkibiades klopfte wirklich ans Tor und stürmte dann herein:

Papaja! Die Eheleute philosophieren zusammen! Sie sprechen von
der gestrigen Komödie. Ein Esel, dieser Aristophanes! Will man einen
Feind totschiagen, so muß man ihn treffen; Aristophanes aber schlägt
in die Wolken. – Treffen, ja! Wißt ihr, daß Kleon geschlagen wurde?

Welches Unglück! rief Sokrates.

Ist es denn ein Unglück, daß man sieht, was an diesem Schweine-
hund dran ist!

Ich glaube, Alkibiades ist schlecht unterrichtet, mischte sich jetzt
Xanthippe ein.

Nein, beim Zeus, aber ich wollte, ich wäre es!

Still! Anytos kommt! warnte Sokrates.

Der Gerber Numero zwei! Es ist eigentümlich, daß Athens Schick-
sal von Gerbern bereitet wird!

Athens Schicksal, wer kennt das?

Ich, Alkibiades, ich bin Athens Schicksal!

Hybris! Hüte dich vor den Göttern!

Nach Kleon komme ich; Kleon ist nicht mehr, also bin ich an der
Reihe!

Anytos kam:

Ich suche Alkibiades.

Hier bin ich!

Muß ich dich vorbereiten . . .

Nicht nötig, ich weiß . . .

Dich vorbereiten auf die Ehre . . .

Hab ich nicht lange genug gewartet?

Daß du an der Spitze gehen wirst . . .

Dazu ward ich geboren . . .

Und die Führung übernehmen . . .

Mein Platz . . .

Und den Triumphzug leiten . . .

Welchen Zug?

Ach so! Du weißt nicht . . . Kleons Triumphzug vom Hafen . . .

Alkibiades fuhr mit der Hand über das Gesicht, auf und nieder,
als ob er die Maske wechseln wollte. In einem Augenblick war dies
geschehen.

Ja gewiß, gewiß, gewiß! Ich bin ja hergekommen mit der Nachricht – von seinem Siege.

Er lügt! rief Xanthippe.

Ich habe mit dem Ehepaar hier gescherzt. – Also Triumph des Sieger Kleon. – Solch ein Glück!

Sokrates, bohrte jetzt Anytos, freust du dich nicht?

Ich freue mich, daß der Feind geschlagen ist.

Aber nicht, daß Kleon gesiegt hat?

Das ist ja fast das gleiche.

Xanthippe benutzte die Gelegenheit und fuhr los:

Es freut ihn nicht, denn er hielt nichts von Kleon!

Ich kenne euch, schloß jetzt Anytos, ich kenne euch, euch Philosophen und Wortklauber! Aber hütet euch wohl! Doch jetzt kommt Alkibiades, und zieh dem verachteten Kleon entgegen, der das Vaterland gerettet hat!

Alkibiades schüttelte dem Sokrates die Hand und flüsterte ihm zu:

Was für ein verfluchtes Glück! – Also noch nicht! Aber das nächste Mal!

ALKIBIADES

Der Schuster Kartaphilos saß in seinem Laden am Achanarnische Tore und besserte Kothurne aus für das Dionysos-Theater. Dies wollte nämlich einen letzten Versuch machen, die Tragödie, die wegen der Possen des Aristophanes seit einiger Zeit sehr herabgekommen war, wieder in die Höhe zu bringen.

Am Fenster lehnte der Römer Lucillus, und da das Philosophieren durch Sokrates und die Sophisten in Mode gekommen war, so philosophierten auch der Schuster und der landflüchtige Dezemvir so gut sie es vermochten.

Du, Römer, sagte Kartaphilos, gleich mir fremd hier in der Stadt, was hältst du vom Staat und von der Regierung?

Das gleiche wie in Rom! Die ganze römische Geschichte kann man in zwei Worten ausdrücken: Patrizier und Plebejer.

Genau wie hier!

Mit dem Unterschied: Rom hat eine Zukunft, Hellas nur eine Vergangenheit!

Was weiß man von Roms Zukunft?

Die Cumäische Sibylle hat prophezeit, daß Rom die Erde besitzen wird.

Rom, sagst du? Nein, Israel! Israel hat die Verheißung!

Ich wage das nicht zu leugnen; aber auch Rom hat eine Verheißung.

Es gibt nur *eine* Verheißung und *einen* Gott!

Vielleicht ist es die gleiche Verheißung, der gleiche Gott. Vielleicht wird Israel durch Rom siegen.

Israel wird durch den Messias, den Verheißenen, siegen!

Wann kommt denn dein Messias?

In der Fülle der Zeit, wenn Zeus tot ist.

Mögen wir es erleben! Ich warte, denn Zeus hat sich nach Rom geflüchtet und heißt dort Jupiter Capitolinus.

Aristophanes, den man an seinem Kranichhals und an seinem offenen Mund erkannte, drängte sich an das Fenster heran:

Hast du ein Paar niedrige Schuhe, Kartaphilos? Ein Paar Socken? Kothurne hast du genug, das sehe ich; aber die Socken haben den Sieg davongetragen.

Zu dienen, Herr . . .

Wir müssen sie auf dem Theater tragen, verstehst du! . . . Ach, sieh da, Lucillus! . . . Und aus rohem Leder, nicht aus gegerbtem!

Was wollt ihr uns denn im Theater bieten?

Ja, jetzt muß Kleon herauf und tanzen! Denkt euch nur, da keiner es wagt, den Hund von einem Gerber zu spielen, so muß ich selber mich daran machen. Ich werde den Kleon spielen! Aj, aj, aj!

Wo ist denn jetzt der große Feldherr Kleon?

Auf dem neuen Feldzug gegen Brasidas. Als nämlich der Feldherr Demosthenes die Schlacht bei Sphakteria gewann, nahm Kleon die Ehre für sich in Anspruch und erhielt den Triumph. Da er sich nun für einen gewaltigen Krieger hielt, zog er aus gegen Brasidas. Der Krug geht so lange zum Brunnen . . .

. . . bis er bricht! hörte man einen rufen, der inzwischen herbeigekommen war.

Es war Alkibiades.

Papaja! Kleon ist geschlagen! Kleon ist geflohen! Nun ist die Reihe an mir! Auf zur Pnyx!

Und schon war er fort.

Zur Pnyx also! Und ich will eine neue Komödie schreiben, und die wird »Alkibiades« heißen.

Du hast vielleicht recht! sagte Lucillus. Das Ganze ist nicht wert, daß man darüber weint; drum: laßt uns lachen!

Alkibiades stand wieder im Rednerstuhl in der Pnyx. Er war dort zu Hause und hatte stets das Ohr des Volkes, denn er war nicht lang-

weilig. Er wurde von allen verwöhnt. Mit seiner grotesken Frechheit wirkte er anregend.

Unten, vor dem Rednerstuhl, stand auch der kluge, reiche und vornehme Nikias, der immer zwischen Athen und Sparta zu vermitteln suchte, aber durch seine Bedächtigkeit mehr geschadet als genützt hatte.

Alkibiades, der Nikias und seine Politik kannte und seine Opposition fürchtete, beschloß, einen Meisterstreich zu führen. Er wollte nicht, wie Nikias erwartete, von Athen und Sparta reden, er wollte einen Purzelbaum schlagen und von ganz etwas anderem sprechen. Das Volk liebte die Neuigkeiten, und es sollte heute etwas ganz Neues vorgesetzt erhalten.

Athener! begann er. Kleon ist geschlagen, totgeschlagen, dafür stelle ich jetzt meine unbestrittenen Talente dem Staate zur Verfügung. Ihr kennt meine kleinen Fehler, aber nun sollt ihr meine großen Vorzüge kennenlernen! – Hört, Athener! Einstmals, da war Hellas Herr von Kleinasien und reckte seine Schwingen ostwärts. Der Perserkönig nahm uns diese unsere Besitzungen eine nach der anderen weg und steht jetzt in Thrazien. Da wir also nicht länger mehr nach Osten gehen dürfen, so müssen wir westwärts ziehen, gen Sonnenuntergang. Ihr habt mehr oder weniger dunkles Gerede von dem Staate Rom gehört, der wächst und wächst. Unsere Landsleute haben frühzeitig den Tarent genannten Teil der italienischen Halbinsel besetzt, und wir sind dadurch den Römern nahe benachbart. Und auch die schönsten der Inseln, das reiche Sizilien, wurde unser. Aber nach und nach haben die Römer unsere Kolonien umzingelt und bedrohen deren Selbständigkeit. Die Römer bedrängen uns. Aber sie drängen auch nordwärts gegen Gallien und Germanien und südwärts gegen Afrika. Der Perserkönig, der früher unser Feind war, ist jetzt beinahe unser Freund, und die Gefahr für uns sind nicht mehr die Perser, sondern die Römer! – Deshalb und im Gedanken an die Zukunft sage ich euch, Athener: Laßt uns nach Italien gehen! Laßt uns nach Sizilien gehen! Von Sizilien aus können wir mit den Römern um den Besitz von Spanien und der Säulen des Herakles wetteifern. Mit Sizilien besitzen wir die Pforte zu Ägypten. Mit Sizilien schützen wir das bedrohte Tarent. Wenn Sizilien uns gehört, so können wir im Notfall das sinkende Schiff Hellas verlassen! Die Welt ist groß, warum sollen wir hier auf unserem dürftigen Boden sitzenbleiben und verkommen? Hellas ist ein ausgesogenes Land; laßt uns neuen Boden gewinnen! Hellas ist ein abgetakeltes Schiff; laßt uns ein neues bauen und einen Argonautenzug nach einem neuen Kolchis unternehmen und ein neues goldenes Vlies holen! Folgen wir dem Weg der Sonne westwärts! Athener, laßt uns nach Sizilien ziehen!

Die neuen Weiten, die der Redner eröffnet hatte, gefielen dem Volk, da es müde war, ewig von Sparta und dem Perserkönig reden zu hören. Angefeuert durch die Furcht vor dem wachsenden Rom, dem Jungen der Wölfin, wurde der leichtsinnige Vorschlag mit Beifallsrufen und Handerheben angenommen.

Nikias begehrte das Wort und sprach Warnungen aus, aber niemand hörte auf ihn. Die skythischen Wachen, die in der Pnyx für Ordnung zu sorgen hatten, konnten ihm kein Gehör verschaffen. Und als Nikias einsah, daß er das Unternehmen nicht verhindern konnte, stellte er dem Alkibiades seine Dienste zur Verfügung und begann, eine Flotte auszurüsten.

Aspasia war als Witwe des Perikles zurückgeblieben und hatte ihn lange betrauert. Der Halbkreis bestand nicht mehr, aber die wenigen noch verbliebenen Freunde besuchten sie ab und zu; Sokrates war der treueste. Nun saß er eines Abends bei ihr in ihrem kleinen, ziegelgedeckten Landhaus am Ufer des Kephissos.

Nein, Aspasia, sagte Sokrates, ich war gegen den Zug nach Sizilien, Nikias war dagegen, der Sternseher Meton war dagegen; aber er sollte geschehen. Alkibiades verschaffte sich vom Ammonstempel einen günstigen Orakelspruch.

Glaubst du an Orakel, Sokrates?

Ja und nein! Ich habe, wie du weißt, meinen eigenen Dämon, der mich warnt, aber nicht zu etwas treibt, der mir rät, aber nicht befiehlt. Nun, diese innere Stimme hat mir gesagt: Hellas wird nicht die Welt erobern!

Wird Rom dies tun?

Ja, aber für einen anderen!

Du weißt, der große Gedanke des Perikles war ein einiges Hellas, ein Zusammenschluß aller Staaten...

Das war der Wunsch des Perikles, aber der Wille der Götter war ein anderer. Auch der Traum des Alkibiades von Hellas' Weltherrschaft ist groß, aber die Träume der Götter sind größer.

Was, glaubst du, bedeutet Kleons Tod für Athen?

Nichts! Nach Kleon kommt Anytos. Kleon ist ewig, denn Kleon ist nur der Name für eine Idee!

Im Hofe erschien Protagoras, ziemlich matt und gealtert.

Da ist Protagoras!

Der Sophist! Ich liebe ihn nicht, sagte Aspasia. Er ist eine Feile, die den Willen zernagt; sein Grübeln tötet die Entschlußkraft.

Du redest wahr und klug, Aspasia, und in anderen Zeiten hättest du auf dem Dreifuß der Pythia-Priesterin gesessen und geweissagt.

Als Priesterin weißt du vielleicht nicht, was du redest, denn aus dir spricht ein Gott.

Nein, Sokrates, ich sage deine Gedanken; das ist alles.

Protagoras trat heran.

Trauer in Athen, Trauer in Hellas! Wehe! – Das war sein Gruß.

Warum, Protagoras?

Phidias, der Unvergeßliche, ist im Gefängnis gestorben.

Wehe, da hat man ihn getötet.

In der Stadt erzählt man es.

Phidias tot!

Wahrscheinlich vergiftet, so heißt es; aber das braucht nicht wahr zu sein.

Alle sterben hier in Athen vor der Zeit. Wann ist die Reihe an uns?

Fallen wir etwa, getroffen von den Pfeilen des Pythontöters? Werden wir ja abgeschossen wie die Finken!

Sollte uns, die Kinder Apollons, der eigene Vater töten?

Saturn ist wiedergekehrt, seine eigenen Kinder zu fressen.

Sokrates stand in Gedanken versunken:

Wir haben die Götter erzürnt.

Lucillus, der Römer, trat ein.

Seht den Römer, sagte Sokrates, den Herrn der Zukunft und der Welt! Was hat er zu verkünden?

Ich komme, um Protagoras zu warnen. Er soll des Landes verwiesen werden.

Ich?

Du bist verbannt.

Weshalb?

Als Lästere! Du hast die Götter des Staates geleugnet.

Wer war der Angeber?

Der Sykophant, der Unsichtbare, der Allgegenwärtige!

Alles ist wahrscheinlich, nichts ist gewiß! rief Protagoras.

Ja, das ist gewiß!

Nun, dann stürzt vor dieser Gewißheit mein Gedankengebäude zusammen, so wie alles andere zusammenstürzt!

Panta rhei! Alles fließt! Fließt davon! Nichts besteht, alles entsteht wächst und stirbt!

Lebt wohl denn! Aspasia, Sokrates, Freunde, Vaterland! Lebt wohl!

Protagoras ging, das Haupt im Mantel verhüllt.

Wird Athen den Protagoras vermissen? fragte Aspasia.

Er hat die Athener denken und zweifeln gelehrt, und der Zweifel ist der Anfang der Weisheit.

Aristophanes hat den Protagoras gemordet, und er wird auch dich einmal morden, Sokrates!

Das hat er schon getan; meine Frau hat sich darüber gefreut; aber ich lebe dennoch.

Da kommt der junge Plato! Er sieht schicksalsschwanger aus. Ein Bote neuer Trauer, vermute ich.

Vermute? Ich schwöre es! Singe dein Trauerlied, Plato!

Lieder, denn es sind viele. – Alkibiades ist angeklagt und abberufen.

Was hat er getan?

Vor seiner Abreise hatte er alle Hermesstatuen in Athen umgestürzt.

Das konnte er nicht tun, es sind zu viele für einen Menschen.

Die Anklage lautet: Vergehen gegen die Götter des Staates.

Und jetzt rächen sich die Götter!

Hellas' Götter sind nach Rom geflüchtet.

Das ist wahr!

Jetzt kommt das zweite: Die Athener sind auf Sizilien geschlagen worden. Alkibiades ist nach Sparta geflüchtet! – Und das dritte: Ninkias ist enthauptet worden!

Dann können wir uns Gräber auf dem Kerameikos kaufen!

Beim Nemesistempel auf der Agora stand der Gerber Anytos und unterhielt sich mit Thrasybulos, einem bisher unbekannten, aber jetzt hervortretenden Patrioten.

Anytos plapperte:

Alkibiades ist in Sparta. Sparta sucht Hilfe beim Perserkönig. Uns bleibt nur übrig, das gleiche zu tun.

Zum Feinde zu gehen? Das ist Verrat!

Es gibt nichts anderes.

Es gab einmal Thermopylae und Salamis!

Aber jetzt gibt es Sparta, und die Spartaner stehen bei Dekeleia. Unsere Gesandten sind schon unterwegs zum Perserkönig.

Dann können wir das Standbild der Athene vom Parthenon entfernen! Anytos, ich zeige dir den Rücken: mein Gesicht will ich dir nicht zeigen, denn es ist rot vor Scham, und jetzt gehe ich!

Anytos blieb allein. Er ging eine Weile vor der Säulenhalle des Tempels auf und ab. Dann hielt er an und trat in den Tempel.

Es schien, als ob die Priesterin, sie hieß Theano, ihn erwartet hätte.

Anytos fragte sie:

Hast du den Auftrag des Rates ausgeführt?

Welchen Auftrag?

Du solltest doch den Fluch über Alkibiades, den Feind des Vaterlandes, aussprechen!

Nein, ich habe nur den Auftrag, zu segnen.

Haben die Rachegöttinnen aufgehört, Gerechtigkeit zu üben?

Sie haben ihre Hand niemals der Rache der Sterblichen geliehen.

Hat nicht Alkibiades sein Land verraten?

Das Land des Alkibiades ist Hellas, nicht Athen; Sparta gehört Hellas.

Sind auch die Götter Sophisten geworden?

Die Götter sind stumm geworden.

Dann kannst du den Tempel schließen; je früher, desto besser!

Der unverbesserliche Alkibiades war wirklich aus Sizilien zu den Feinde nach Sparta geflohen. Jetzt saß er mit König Agis zu Tisch, denn Sparta hatte das Königtum beibehalten, während es Athen schon frühzeitig abgeschafft hatte.

Mein Freund, sagte der König, ich möchte nicht, daß du an den allgemeinen öffentlichen Mahlzeiten teilnimmst, du, der du die glänzenden Gastmähler der Aspasia gewohnt warst.

Ich? O nein! Ich habe mir immer das einfachste Leben zur Regel gemacht. Mit der Sonne zu Bett, mit der Sonne auf! Du weißt nicht, wie streng ich gegen mich selbst bin.

Da du es sagst, so muß ich es glauben. Das Gerücht hat dich aber verleumdet.

Verleumdet? Ja, gewiß! Du denkst an die Hermes-Statuen, die umgestürzt haben soll und die mein Verderben wurden.

Ist das auch eine Lüge?

Es ist eine Lüge!

Dann sag mir etwas anderes: Glaubst du, daß die Götter es wollen, daß jetzt Sparta über Athen den Sieg davonträgt?

So gewiß, wie die Tugend über das Laster siegen wird! Sparta ist die Wohnung aller Tugenden und Athen die aller Laster.

Man erzählt, daß sich alle Athener von den Frauen abwenden und sich nur mit Männern abgeben. Ist das wahr?

Ja, so tief sind sie gesunken, und deshalb sollen sie von der Erde vertilgt werden.

Jetzt höre ich, daß du nicht der bist, für den ich dich hielt. Jetzt werde ich dir den Befehl über das Heer anvertrauen. Ziehen wir jetzt gegen Athen?

Ich bin bereit!

Ohne Bedenken, daß es gegen deine Vaterstadt geht?

Ich bin Hellene und nicht Athener! Sparta ist die Hauptstadt von Hellas.

Alkibiades ist groß! Jetzt gehe ich zum Strategen, und am Abend ziehen wir aus!

Geh, König, Alkibiades folgt dir!

Der König ging, aber Alkibiades folgte nicht sogleich; denn hinter dem Vorhang des Gynäkeion stand die Königin und wartete. Als der König fort war, stürzte sie herein.

Heil Alkibiades, meinem König!

Königin, du nennst deinen Diener König?

Weil Sparta dir gehuldt hat, weil du aus einem Heldengeschlechte stammst, weil ich dir meine Gunst geschenkt habe!

König Agis der Zweite lebt.

Nicht mehr lange! Gewinne deine erste Schlacht, und Agis ist tot!

Jetzt beginnt das Leben dem Hartgeprüften, Landflüchtigen zu lächeln. Wenn du wüßtest, wie hart meine Kindheit, wie entsagungsvoll meine Jugend war! Wein war für mich nicht gewachsen, das Weib war für mich nicht geschaffen; Bacchus kannte ich nicht, Aphrodite war mir fremd. Die keusche Artemis und die weise Pallas führten mich durch die Verirrungen der Jugend meinem Ziele zu: dem Wissen, der Klugheit und der Ehre. Timia, Königin, als ich zum erstenmal mit dir das Lager teilte . . .

Still!

Da ging es mir auf, daß Schönheit mehr ist als Weisheit, und . . .

Still, man lauscht!

Wer lauscht?

Ich, Lysander, der Stratege! antwortete eine scharfe Stimme, und der Mann stand mitten im Zimmer.

Nun kenne ich dich, Alkibiades, und in meiner Hand habe ich deinen Kopf. Aber in meiner anderen Hand ist Spartas Ehre. Flieh, ehe ich dich erwürge!

Du hast falsch gehört, Lysander!

Flieh, erweise uns die Gnade und flieh! Draußen stehen fünfzig Hopliten und warten auf deinen Kopf.

Wie viele, sagst du? Fünfzig? – Dann fliehe ich; denn mit mehr als dreißig kann ich es nicht aufnehmen. – Leb wohl, meine Königin! Ich hätte von Sparta Besseres erwartet. In Athen wäre dies nicht geschehen. Jetzt gehe ich zum Perserkönig. Dort weiß man besser, was sich schickt. Und dort brauche ich auch keine schwarze Suppe zu essen!

Und so sitzt nun Alkibiades beim persischen Statthalter Tissaphernes. Und Alkibiades, der große Erzähler, erzählt:

Ja, mein Lehrer Protagoras lehrte mich einmal, daß jedes Ding aus einem Gegensatz hervorgeht. Deshalb, siehst du, kann mein Herz

alle Gegensätze umfassen. Athen und Sparta sind mir gleich lieb, das heißt gleich verhaßt; das eine seiner Staatsgötter, das andere seine Tugenden wegen.

Du hast ein großer Herz, Fremdling! Umfaßt es auch Persien?

Die ganze Welt!

Was hältst du von unserer Hauptstadt?

Ich liebe alle Hauptstädte!

Aber für den Augenblick sollst du am meisten die unsere lieben

Das tue ich auch!

Und du sollst auch unsere Bundesgenossen lieben.

Wer, verzeih, ist im Augenblick euer Bundesgenosse?

Heute ist es Sparta.

Gut, dann liebe ich Sparta.

Aber wenn es morgen Athen ist?

Dann liebe ich morgen Athen.

Danke! Jetzt begreife ich, daß es mit Hellas zu Ende ist. Ist es so verfault, das alte Griechenland, dann ist es kaum eine Eroberung wert.

Protagoras lehrte, der Mensch sei das Maß aller Dinge. Deshalb messe ich den Wert aller Dinge von mir selbst aus. Was für mich von Wert ist, das schätze ich.

Solches lernt ihr von euren Propheten. Da haben wir bessere Kennst du Zarathustra?

Um euch gefällig zu sein, würde ich wünschen, ich hätte ihn von Kindheit an gekannt.

Da hättest du unterscheiden gelernt zwischen Gut und Böse, zwischen Licht und Finsternis, zwischen Ormuzd und Ahriman. Und du würdest in der Hoffnung gelebt haben, daß das Licht schließlich siegen wird – und daß alle durch das Leiden schließlich versöhnt würden.

Ich kann es ja versuchen. Ist es ein dickes Buch?

Wie heißen eure heiligen Bücher?

Heilige? Was ist denn das?

Woher habt ihr eure Religion, eure Kenntnis von den Göttern?

Aus Homer, glaube ich.

Ihr glaubt doch nicht, daß Zeus der Allerdiebstahls ist, der Herr der Welt?

Doch, gewiß glaube ich das!

Aber er war ja ein Meineidiger und ein Päderast.

Ja, aber was kann man dagegen machen?

Tissaphernes erhob sich und sagte:

Höre, mein Gastfreund! Wir können nichts zusammen unternehmen

men; denn wir dienen nicht den gleichen Göttern. Ihr nennt uns Barbaren. Gut, erst der Fremde, dann der Wilde! Ich kenne keinen Namen, der abscheulich genug für ein Volk wäre, das solche Götter verehrt. – Die Athener sind aber ebenso im Grunde verfault wie du, denn sie haben dir verziehen. Draußen steht ein Gesandter von Athen, der deine Rückkehr erbittet. Geh nach Athen, dort ist dein Platz!

Nach Athen? Niemals! Ich traue ihnen nicht.

Und sie nicht dir, das macht die Sache gleich! Geh nach Athen und sage deinen Landsleuten: Der Perser will sie nicht haben. Die Weinranke sucht die frische Ulme, den alten Kohlkopf aber meidet sie.

Alkibiades hatte angefangen, im Zimmer umherzuwandern. Das bedeutete, daß er im Zwiespalt war.

Ist der Athener wirklich draußen? fragte er.

Er liegt draußen auf den Knien, um den Verräter Alkibiades zu bitten, der Herr der Athener zu werden. Aber höre, du bist doch ein Mann des Volkes?

Ja, natürlich!

Dann mußt du deinen Standpunkt ändern; denn jetzt regieren in Athen die Vornehmen.

Ja, ach so, natürlich! Ich bin ja vornehm, ich bin der Vornehmste in der Stadt.

Kreisel, such dir eine Peitsche!

Alkibiades blieb stehen:

Ich glaube, ich müßte doch mit dem Athener sprechen!

Tue das! Aber sprich athenisch mit ihm! Persisch versteht er nicht.

Alkibiades kehrte nach Athen zurück. Das Todesurteil wurde aufgehoben. Als Feldherr, der eine Schlacht gewonnen hatte, wurde ihm ein Triumphzug vom Piräus zuteil.

Aber die Gunst war unbeständig. Nachdem er in den Verdacht geraten war, in seinem Ehrgeiz die Königskrone anzustreben, floh er wieder; diesmal zu dem persischen Satrapen Pharnabazos.

Da er aber nicht ohne Intrigen leben konnte, wurde er bald in eine verwickelt, überführt und zum Tode verurteilt.

Alkibiades saß bei seiner Freundin und plauderte mit ihr in aller Ruhe und Gemächlichkeit:

Du glaubst also, Timandra, daß Cyrus gegen seinen Bruder Artaxerxes zieht, um sich an seiner Stelle auf den Thron Persiens zu setzen?

Ich bin dessen sicher, und ebenso sicher, daß er bei sich zehntausend
Athenen hat, unter Xenophon.

Weißt du, ob Artaxerxes gewarnt worden ist?

Ja, das weiß ich.

Wer hat ihn warnen können?

Das hast du getan.

Weiß Cyrus das?

Ja, das weiß er.

Wer hat mich verraten?

Das war ich.

Dann bin ich verloren.

Ja, das bist du.

Daß ich durch ein Weib fallen muß!

Konntest du es anders erwarten, Alkibiades?

Eigentlich nicht! – Kann ich nicht fliehen?

Du nicht, aber ich.

Ich spüre Rauch. Brennt das Haus?

Ja, es brennt. Und draußen stehen Bogenschützen.

Die Komödie ist zu Ende. Wir kehren wieder zur Tragödie
zurück . . .

Und das Satyrspiel beginnt.

Es wird heiß an den Füßen. Sonst pflegt der Tod mit Kälte zu
kommen.

Jedes Ding geht aus seinem Gegensatz hervor, Alkibiades!

Gib mir einen Kuß!

Sie küßte ihn, den schönsten Mann von Athen.

Danke!

Geh ans Fenster, da wirst du etwas sehen!

Alkibiades ging zum Fenster:

Jetzt sehe ich . . .

In diesem Augenblick traf ihn ein Pfeil.

Jetzt sehe ich aber nichts. Es dunkelt nämlich, und ich habe ge-
glaubt, es würde licht werden!

Timandra floh, als das Feuer die Leiche erreichte.

SOKRATES

Sparta hatte Athen besiegt, und Athen war zur Ruine geworden.
Mit der Volksherrschaft war es zu Ende; jetzt regierten dreißig
Tyrannen.

Sokrates und Euripides wanderten betrübt unter den Trümmern auf der Agora umher.

Auf den Ruinen von Athens Mauern! sagte Sokrates. Wir sind Spartaner geworden. Wir wollten keinen Tyrannen haben, und jetzt haben wir dreißig.

Ich ziehe nach Norden, sagte Euripides. Ich gehe nach Mazedonien; man hat mich dort eingeladen.

Du tust recht daran, da die Tyrannen deine Tragödien verboten haben.

Das ist wahr!

Und mir haben sie verboten, die Menschen zu unterweisen.

Haben sie dem Sokrates das Reden verboten? Nein! Also kann er unterweisen, denn er kann nicht reden, ohne zu unterweisen. Aber sie müssen den Orakeln verboten haben, zu reden, denn die haben aufgehört, weiszusagen. Alles hat aufgehört. Hellas hat aufgehört. Und weshalb?

Ja, frage nur! Hat Zeus den Sohn gezeugt, der ihn stürzen sollte, wie Äschylos prophezeit hat?

Wer weiß? Das Volk hat einen neuen Gott eingeführt, der Adonis oder Adonai heißt. Er kommt aus dem Osten, und sein Name bedeutet »der Herr«.

Wer ist der neue Gott?

Das sage der, der es weiß! Er lehrt, man sterbe und stehe dann wieder von den Toten auf. Aber sie haben auch eine Göttin bekommen. Hast du von Kybele gehört, der Mutter der Götter, einer Jungfrau, die in Rom wie die Vesta verehrt wird?

Darin ist so viel Neues und Unklares wie in gärendem Wein. Da kommt Aristophanes! Leb wohl, mein Freund, wir sehen uns zum letztenmal im Leben!

Warte! Aristophanes winkt! Nein, sieh doch, er weint! Aristophanes weint!

Aristophanes trat hinzu.

Euripides, sagte er, gehe nicht, bevor ich es dir nicht gesagt habe! Kannst du sprechen? fragte Euripides.

Ich weine.

Falle nicht aus der Rolle! Was bedeuten diese Tränen?

Beklage einen Unglücksgefährten, Euripides! Die Tyrannen haben mein Theater geschlossen.

Sokrates, soll ich meinen Henker beklagen?

Ich glaube, daß der Nemesistempel wieder geöffnet wurde, antwortete Sokrates. Aristophanes ist bisher noch nie naiv gewesen, aber jetzt ist er es tüchtig. – Ich beklage dich, Aristophanes, daß du mich

nicht mehr schmähen darfst. Ich verzeihe dir, aber deinen Komödien will ich nicht auf die Beine helfen; das ist zuviel verlangt! Jetzt gehe ich mit Euripides nach Hause.

Sokrates saß bei Aspasia, die gealtert aussah.

Euripides ist nach Mazedonien gegangen, sagte Sokrates.

Von seinen Weibern weg?

Du bist bitter geworden.

Ich bin der Ruinen und alles anderen müde. Die Tyrannen morden unsere Mitbürger.

Das ist die Beschäftigung der Tyrannen.

Werden wir bald Ruhe bekommen?

Auf dem Kerameikos, in einem Sarg aus Zedernholz.

Ich will nicht sterben, ich will leben, aber in Ruhe!

Es gibt keine Ruhe im Leben.

Doch, wenn man es gut hat.

Das hat man nie.

Nicht, wenn man schlecht verheiratet ist, wie du, Sokrates.

Meine Frau ist allerdings sehr arg. Ein anderer Mann als ich hätte sie umgebracht.

Xanthippe verrät dich mit ihrem Geschwätz. Da sie nicht versteht, was du sagst, gibt sie entstellte Bilder von deiner Person und deinen Gedanken.

Das weiß ich, ich kann es aber nicht ändern!

Warum bleibst du in dieser Erniedrigung?

Warum sollte ich fliehen? Nur vor der Übermacht hat man das Recht zu fliehen, und Xanthippe ist für mich keine Übermacht.

Es ist dir bei Todesstrafe verboten worden, zu lehren. Das haben sie und Anytos herbeigeführt.

Und wenn sie meinen Tod herbeigeführt hätten, so hätten sie doch nur meine Befreiung herbeigeführt . . . Aspasia, ich fühle, daß es mit unserer Freundschaft zu Ende geht. Du hast neue Freunde bekommen, du bist eine andere geworden. Laß mich dir Lebewohl sagen, ehe Lysikles kommt.

Kennst du ihn?

Ja, und die ganze Stadt spricht von deiner baldigen Heirat.

Mit dem Viehhändler Lysikles?

Das ist deine Sache, ich rede nicht darüber.

Aber du meinst, das Andenken des Perikles hätte besser bewahrt werden sollen?

Ich hätte gerne das Andenken der Aspasia besser bewahrt gesehen.

aber da ich die Athener mit Blumenkränzen geschmückt gesehen habe, um den Untergang Athens zu feiern, da ich Phidias gesehen habe . . .

Wie wird da Sokrates enden?

Nicht so wie Aspasia.

Die Götter treiben ihr Spiel mit uns. Nimm dich in acht, Sokrates!

Sokrates saß schließlich im Gefängnis, unter der Anklage: die Jugend verführt und die Götter des Staates geschmäht oder verleugnet zu haben. Unter den Anklägern befanden sich: Melitos, ein junger, stümperhafter Dichter, der Gerber Anytos und der Redner Lykon.

Sokrates hielt seine Verteidigungsrede und erklärte, er habe stets an Gott und an die Stimme des Gewissens, an sein Daimonion, geglaubt. Er wurde zum Giftbecher verurteilt und im Gefängnis gehalten. Dort durfte er seine Frau und die wenigen übriggebliebenen Freunde empfangen.

Jetzt war die Frau bei ihm und weinte.

Weine nicht, sagte Sokrates, du hast keine Schuld daran.

Willst du nicht die Kinder sehen?

Warum soll ich ihre kleinen Herzen durch ein unnötiges Abschiednehmen verstören? Geh du zu den Jungen und tröste sie! Zerstreue sie durch eine Spazierfahrt in die Wälder!

Sollen wir uns freuen, wenn du stirbst?

Freut euch, daß meine Leiden ein Ende finden; freut euch, daß ich in Ehren sterbe . . .

Hast du keinen letzten Wunsch?

Ich wünsche nichts, oder doch: Friede, Befreiung von eurem törichtem Weinen und Seufzen, von euren störenden Klagen. Geh, Weib, und denke, daß Sokrates schlafen will, denn er ist müde und mürrisch; denke, daß er wieder erwachen wird, und dann wird er ausgeruht, verjüngt, froh und liebenswürdig sein.

Ich wünschte, du hättest mich dies alles früher gelehrt; von mir hattest du nichts zu lernen.

Doch, von dir lernte ich Selbstbeherrschung und Geduld.

Verzeihst du mir?

Das kann ich nicht. Denn das habe ich schon getan. – Sage mir jetzt Lebewohl, als ob ich verreisen wollte. Sage: Auf frohes Wiedersehn, als wäre ich bald wieder zurück!

Leb wohl, Sokrates, und sei mir nicht böse!

Nein, ich bin dir sehr gut!

Leb wohl, mein Gatte, auf ewig!

Nicht auf ewig! Du wünschst ja, mich wiederzusehen. Mach ein frohes Gesicht und sage: Wir sehen uns wieder!

Wir sehen uns wieder!

So ist's recht! – Und wenn wir uns wiedersehen, dann wollen wir zusammen mit den Kindern in die Wälder gehen.

Sokrates war nicht so, wie ich glaubte . . .

Geh, ich will schlafen!

Sie ging, aber in der Türe begegnete sie Plato und Kriton.

Die Stunde naht, Freunde, sagte Sokrates, matt und mit brennenden Blicken.

Bist du ruhig, Meister?

Um die Wahrheit zu sagen: Ich bin ganz ruhig; ich will nicht sagen, daß ich froh bin, aber mein Gewissen beunruhigt mich nicht.

Wann, Sokrates, wann . . . wird es geschehen?

Du meinst, wann . . . es geschehen wird, das Letzte? Plato, mein Bester, mein Lieber, es eilt . . . ich habe eben mich im Schlafe erfreut . . . ich bin über dem Strom gewesen, auf der anderen Seite; ich habe in einem Augenblick die Urbilder der unvergänglichen Schönheit gesehen, von denen die Dinge nur dunkle Abbilder sind . . . Ich habe in die Zukunft geblickt, ins Schicksal der Menschheit. Ich habe mit den Mächtigen, Hohen, Reinen gesprochen. Ich habe die weise Ordnung kennengelernt, die die scheinbare große Unordnung lenkt. Ich erbebte vor dem unergründlichen Geheimnis des Alls, vor dem mich eine Ahnung erfaßte. Und ich begriff die ganze Größe meiner Unwissenheit. – Plato, du mußt es aufschreiben! Du mußt die Menschenkinder lehren, die Dinge mit maßvoller Geringschätzung zu betrachten; mit Verehrung zum Unsichtbaren aufzusehen, die Schönheit zu schätzen, die Tugenden zu pflegen und auf die Erlösung zu hoffen: unter Arbeit, in Pflichterfüllung und durch Entsagung.

Er ging zum Bett und legte sich nieder. Plato folgte ihm.

Bist du krank, Meister?

Nein, ich bin es gewesen, aber jetzt genese ich.

Hast du schon . . .

Ja, ich habe den Becher schon geleert.

Der Weiseste geht von uns.

Kein Sterblicher ist weise! Aber ich preise die Götter, die mir Schamhaftigkeit und Rechtsgefühl gegeben haben.

Dann wurde es im Raume still.

Sokrates ist tot!

Nach dem Tode des Sokrates war Athens Größe dahin. Die Herrschaft Spartas dauerte ihre Zeit, und dann kam die Reihe an Theben. Nach Theben kam dann der Einfall der Mazedonier und deren Herrschaft bis zum Jahre 196. In diesem Jahre eroberten die Römer Mazedonien und Griechenland; Korinth wurde vollständig zerstört, aber Athen wurde der großen Erinnerungen wegen verschont, obwohl Sulla seine Mauern schleifte.

Jetzt unter Cäsar, war es in Rom die große Mode geworden, die Jugend nach Athen zu senden, zum Studium der Grammatik, Rhetorik und Philosophie. Es gab dort aber keinen großen Philosophen, sondern man lernte aus der Geschichte der Philosophie. Es gab dort auch keine Religion, denn man glaubte nicht an die Götter des Staates, obwohl man aus alter Gewohnheit die Opferfeste feierte.

Athen war tot, wie die ganze Alte Welt, Ägypten, Syrien und Kleinasien. In Rom lebte man von Griechenlands großer Vergangenheit, und wenn der größte Römer, Cicero, eine philosophische Frage behandeln wollte, so begann er stets damit, zu erzählen, was die Alten Griechen über die Sache dachten, und schloß auch damit; denn er hatte keine eigene Ansicht, zum Beispiel von der Natur der Götter.

An einem Vorfrühlingstage in der Spätzeit Julius Cäsars saßen in Athen zwei Studenten in einer Laube unterhalb des Lykabettos, gerade dem Gymnasium Kynosarges gegenüber. Es stand Wein auf dem Tische, aber sie sprachen dem gelben Chios nicht sehr eifrig zu, sie saßen still und lässig da, gleichsam wartend.

Um sie herum schien alles von der gleichen Lässigkeit befallen zu sein. Der Gastwirt saß da und schlief; die Jünglinge im Gymnasium gegenüber standen müßig in den Säulenhallen umher; die Wanderer auf der Landstraße trotteten still dahin, ohne zu grüßen; der Bauer auf dem Felde saß auf seinem Pflug und wischte sich den Schweiß aus der Stirne.

Der ältere der beiden Studenten leerte sein Glas und fing endlich zu reden an:

Sag etwas!

Ich habe nichts zu sagen, denn ich weiß nichts.

Hast du schon ausstudiert?

Ja.

Ich kam gestern aus Rom, in der großen Hoffnung, hier etwas Neues zu lernen und unerhörte Dinge zu hören, aber ich habe nur das Schweigen zu hören bekommen.

Mein lieber Maro, ich bin jahrelang hier gewesen und habe gehört,

über nichts Neues. In der Poikile habe ich gehört, daß Thales behauptet, es hätte niemals Götter gegeben, sondern das All sei aus dem Feuchten entstanden. Aus der Lehre des Anaximenes habe ich erfahren, daß alles aus der Luft hervorgegangen sei. Pherekydes nennt den Äther das Urprinzip, Heraklit das Feuer. Anaximander hat mich gelehrt, daß sich das Weltall aus einer Urmaterie herleitet. Leukippos und Demokritos erzählten mir von einem leeren Weltraum mit Urkörpern oder Atomen. Anaxagoras hat mir eingeredet, daß die Atome Vernunft haben. Xenophanes wollte mich überzeugen, daß Gott und die Welt eins seien. Empedokles, der Klügste der ganzen Gesellschaft, geriet über die Mangelhaftigkeit der Vernunft in Verzweiflung und stürzte sich in seiner Verzweiflung, den Kopf voran, in den brennenden Krater des Ätna.

Glaubst du das?

Nein! Es ist eine ebensolche Lüge wie alles andere. – Daraufhin lernte ich bei Plato eine Menge guter Sachen, die dann alle von Aristoteles widerlegt wurden. Infolgedessen hielt ich mich an Sokrates, den Weisesten der Weisen, der, wie du weißt, offen erklärte, daß er nichts wisse.

Das waren ja die Sophisten: daß man nichts wissen könne, nicht einmal das.

Du hast recht! Deshalb war der gute Sokrates ein Sophist, ohne daß er es wollte. Aber es gibt einen, einen Einzigen, der . . . ja, ich meine Pythagoras. Er hat ja dies und das verkündet, im Osten und im Westen; aber ich habe in seiner Philosophie einen Anker gefunden, den ich in den Boden gesenkt habe. Ich schwanke allerdings noch im Winde, aber ich treibe nicht mehr umher.

Erzähle!

Ja, es heißt da so: Tue, was du für edel hältst, sogar auf die Gefahr hin, des Landes verwiesen zu werden; die Masse kann das Edle nicht beurteilen. Deshalb mußt du ihr Lob geringschätzen und ihren Tadel verachten. Achte auf deine Brüder im Glauben, aber sieh die übrigen Menschen als eine wertlose Masse an! Mit den Bohnen (er meint die Demokraten) sei stets im Kriege. »Odi profanum vulgus et arceo!« (Ich hasse das Gewöhnliche, und vor dem Gemeinen hüte ich mich!)

Du müßtest zu Hause, in Rom, leben, Flaccus, da . . .

Ja, wie steht es jetzt in Rom?

Cäsar ist Cäsar! Er hat die Welt erobert und vereinigt alle Ämter, sogar die priesterlichen, in seiner Person. Dagegen habe ich nichts; man behauptet aber, daß er auf göttliche Ehren Anspruch erheben wird.

Warum nicht! Alle Götter waren zuerst Helden, und viele Götter sind nicht so groß wie Cäsar gewesen. Romulus war auch kein Gott; er hatte nur das Glück, der zuerst Gekommene zu sein, und einer mußte das wohl sein. Dennoch ist er jetzt ein Gott und hat einen Tempel und Opfer.

Es ist wohl eine Lüge, wie alles andere!

Wahrscheinlich.

Ja, ich habe eine andere Sage gehört von der Gründung Roms durch Äneas, den Sohn des Ascanius, der von Troja flüchtete. Ich habe mich entschlossen, diese Fabel als Anregung für mein großes Gedicht . . .

Ist das die Aeneis, von der man spricht?

Ja, sie ist es!

Ist das Dichten schwer?

Nein! Man folgt den guten Mustern. Bisher war Theokrit mein Vorbild, aber jetzt werde ich zu Vater Homeros selbst gehen.

Beim Herkules! – Hier wirst du ungestört sein, solange nämlich dir Maecenas regelmäßig die Sesterzen schickt.

Das tut er. Aber wie bringst du dich durch?

Mein alter Vater, ein Freigelassener, plagt sich in der Quästur ab, um mir für die Zukunft einen Platz zu sichern.

Hast du keine Interessen, keine Leidenschaften, keinen Ehrgeiz?

Nein, was sollte mir so etwas! Nihil admirari! Das ist mein Wahlspruch! Wenn es Götter gibt, die die Schicksale der Menschen und der Völker lenken, warum sollte ich eingreifen und mich in einem nutzlosen Kampf verbrauchen? Denke nur an Demosthenes, der dreißig Jahre lang gegen die Mazedonier redete und seine Landsleute warnte, die nicht auf ihn hören wollten. Die Götter hielten es mit dem Mazedonier und verurteilten Hellas zum Untergang. Demosthenes kam ins Gefängnis und wurde – komisch genug – angeklagt, von dem Mazedonier bestochen zu sein. Das war natürlich eine Lüge! Dieser Patriot, der sich für die Rettung des Vaterlandes aufopferte, der glaubte, die Sache der Götter zu führen, der mußte Gift nehmen und im Kampfe gegen die Götter fallen. Vestigia terrent!

Während dieses Gespräches war die Sonne gesunken, und in der Dämmerung sah man jetzt Feuer aufleuchten auf Ägina, auf Salamis, bei Phaleros, im Piräus und endlich auf der Akropolis. Von der Stadt her tönte immer lauterer Gemurmelschrei und wuchs schließlich an zu einem einzigen ungeheuren Freudenschrei. Auf allen Straßen erschienen Männer mit Frauen und Kindern, zu Fuß, zu Wagen und zu Pferde.

Der Gastwirt, der gute Agathon, war erwacht und ging hinaus auf die Landstraße, um sich nach der Ursache dieses Aufruhrs zu erkundigen.

Die beiden Studenten waren auf das Dach des Weinkellers gestiegen, um von dort aus auszuspähen; aber erschreckt von den immer lauter werdenden Rufen und eine Gefahr für Fremde ahnend, stiegen sie wieder herab und versteckten sich im Kelterhaus.

Da hörten sie Agathons Stimme:

Cäsar ist ermordet! Tod den Römern! Freiheit für Hellas!

Das war die Neuigkeit.

Der Garten der Schenke füllte sich mit Menschen. Der Wein floß und die Jubelrufe schallten; in diese mischten sich Spottworte auf die vorbeiziehenden Römer, die aus der Stadt nordwärts, der mazedonischen Grenze zu, flohen.

Maro und Flaccus mußten in der Kufe der Weinpresse eine harte Prüfung erdulden. Von ihrem Versteck aus hörten sie aber die Neuigkeit mit allen Nebenumständen erzählen.

Cäsar war auf dem Kapitol von Brutus und Cassius ermordet worden.

Brutus? flüsterte Maro. Dann ist es wohl mit den Cäsaren zu Ende so wie der alte Brutus mit den Königen ein Ende machte!

Und Brutus befand sich auf der Flucht nach Hellas, um die Griechen gegen die Römer aufzuwiegen.

Es lebe Brutus! rief man im Garten.

Dann werden wir auch leben, sagte der geschmeidige Flaccus. Cäsar ist tot. Huldigen wir Brutus – bis auf weiteres.

Es war viele Jahre später, als der frühere Student in Athen, Quintus Horatius Flaccus, im Garten seiner Villa in den Sabiner Bergen umherwanderte. Er hatte die Villa von seinem Freunde Maecenas zum Geschenk erhalten, der selbst dicht daneben in Tibur ein prächtiges Landhaus besaß.

Horatius war jetzt ein sehr berühmter Dichter; aber dennoch war er der gleiche wie als Student in Athen. Das Schicksal oder die Götter hatten mit ihm gespielt, aber der Dichter hatte es nur als einen Scherz der höheren Mächte aufgefaßt, den er mit einer Satire beantwortete.

Nach Cäsars Ermordung war Brutus bekanntlich nach Griechenland geflohen. Er war dort sehr gut aufgenommen worden. Die Athener hatten eine Statue von ihm aufgestellt und für ihn Truppen angeworben gegen Antonius und die anderen, unter denen sich auch der kranke Octavianus (der spätere Augustus) befand.

Horatius wurde zum Heeresdienst gepreßt und führte tatsächlich

eine Legion bei Philippi, wo Brutus fiel. Der Dichter, der nicht sehr kriegerisch war, floh vor der Übermacht und kam nach Rom. Hier wurde er nach der Amnestie Schreiber in einem städtischen Amt. Er fing an Verse zu machen, wurde von Maecenas entdeckt und empfing seinen Lohn in Gestalt eines Landgutes.

Der Kaiser Augustus bewunderte ihn und bot ihm eine Stelle als sein Sekretär an. Horatius lehnte aber ab, teils weil er in dem Imperator nichts anderes sehen konnte als einen Usurpator, teils weil er die Freiheit und Unabhängigkeit vor allem anderen liebte.

Nun ging er in seinem Garten, dessen Obstbäume er selbst gepflanzt hatte, auf und ab. Er pflückte Rosen und Hyazinthen, denn er erwartete Besuch, einen lieben Gast, seinen alten Studienkameraden aus Athen, Publius Virgilius Maro, ebenso berühmt wie Horatius, obwohl er die Handschrift seiner »Aeneis« noch nicht »herausgegeben« hatte.

Es war in einer Weinlaube gedeckt. Alter Massiker und Falerner lagen auf Eis. Es gab Austern und Aale. Ein Zicklein und einige Wachteln lagen im Brathaus bereit, neben dem Bratspieß. Die Früchte des Gartens waren gepflückt. Auf dem für zwei Personen gedeckten Tisch fehlten nur noch die Blumen.

Ein kleiner, schreibkundiger Sklave lief zwischen der Gartentüre und dem Taubenschlag hin und her und spähte nach dem erwarteten Gast aus.

Der Dichter stand gerade am Wasserfaß und wusch, nachdem er das Blumenpflücken beendet hatte, die Hände. Da schlug ihm jemand auf die Schulter.

Virgilius! Welchen Weg bist du gekommen?

Von Tibur auf dem Bergrücken. Ich war bei Maecenas.

Willkommen, welchen Weg immer du kommst, Wanderer! Nimm Platz, Müder, in meinem Hemikyklion, unter selbstgepflanzten Olivenbäumen, während die Bratspieße sich drehen und die Hackmesser klopfen. Hier siehst du meine Scholle, die mir die Welt bedeutet...

Nachdem die ersten Begrüßungen und Fragen vorüber waren, setzten sich die Freunde zu Tisch. Der Wirt war zwar Epikuräer und Genießer; aber um genießen zu können, mußte man mäßig sein; das Mahl war, an römischem Brauch gemessen, recht schlicht, aber ausgezeichnet zubereitet.

Dann kamen die Becher, und der Wein weckte Erinnerungen, obwohl ihm, gleich Lethe, die Eigenschaft zugeschrieben wird, sie auszulöschen.

Nun, du warst im Krieg, mein Junge? fing Virgilius an.

Ja, und ich floh schmähhch, wie du weißt.

Ich habe darüber manches in einem deiner Gedichte gelesen; es scheint mir aber nicht wahr zu sein; du hast dich selbst verleumdet.

Habe ich das? Vielleicht. Man schwätzt ja, wenn man dichtet.

Du Dichter, erinnerst du dich noch, wie du mich in Athen fragtest, ob das Dichten schwer sei? Wie kamst du dann dazu?

Ich brauchte Geld.

Jetzt verleumdest du dich wieder selbst! Wenn alle Klienten, die Geld brauchen, dichten könnten, dann wäre die Welt voll von Dichtern.

Vielleicht war es auch nicht so! Aber jetzt erzähle von dir! Von deiner »Aeneis«!

Das Gesicht des Virgilius verfinsterte sich.

Ich will nicht über sie sprechen.

Ist sie fertig?

Mehr als dies. Es ist zu Ende mit ihr, zu Ende!

Zu Ende?

Ja! Als ich sie las, fand ich sie mißraten. – Das war nicht Homeros, das war nichts! Das war wohl die Strafe dafür, daß ich den Vater verdunkeln wollte...

Hast du sie vernichtet?

Nein, aber sie ist versiegelt und soll nach meinem Tode vernichtet werden.

Jetzt verleumdest *du* dich und bist niedergedrückt, Maro; nicht durch die Last der Jahre, nicht durch die Arbeit, sondern von etwas anderem.

Ja, von etwas anderem. Das Kommende beunruhigt mich.

Horatius erhob den Becher und rezitierte:

»Nicht vorwitzig geforscht, gegen Verbot, was, Leukonoë,
mir zum Lose, was dir Götter bestimmt; noch babylonische
Wunderzahlen versucht! Besser fürwahr dulden wir,
was auch kommt;

... Sei klug! Klär deinen Wein! ...

... Mitten im Wort flieht uns die neidische Jugend

Nütze den Tag, nicht um ein Haar trauend dem folgenden!«³

Das kann ich nicht, unterbrach ihn Virgilius; ich kann nicht in den Becher Vergessenheit suchen, wenn ich mein Vaterland untergehen sehe!

War Rom jemals so mächtig wie jetzt? Gehört uns nicht die ganze bekannte Welt? Ägypten, Syrien, Griechenland, Italien, Spanien, Germanien, Gallien, Britannien? Fehlt noch etwas, weil ich Indien

³ Übersetzung nach J. H. Voß.

und Persien nicht genannt habe? Und leben wir nicht in Zeiten des Friedens? Der Tempel des Janus ist geschlossen, die Erde freut sich, die Künste blühen – und der Handel war niemals so rege wie jetzt.

Ja, der Friede vor dem Krieg! Denn alle diese unterworfenen Völker sind erwacht und richten ihre Blicke auf Rom; nicht auf Griechenland, wie früher, denn Griechenland ist verödet und geht ein in die große Ruhe. Weißt du, daß Sulla und Mithridates Hellas so mit Mord und Plünderung überzogen haben, daß alle Kunst und Wissenschaft nach Alexandria in Ägypten oder nach dem aufblühenden Byzanz geflohen sind? Weißt du, daß Seeräuber unbekannter Herkunft, aber vom Osten, alle Tempel in Hellas geplündert haben, so daß kaum noch Gottesdienst abgehalten werden kann? Das Orakel ist verstummt, die Dichter schweigen wie die Singvögel im Gewitter, die großen Tragödien werden nicht mehr gespielt, dafür sieht man sich Possen und Gladiatorenspiele an. Hellas ist eine Ruine, und Rom wird auch bald eine sein!

Die Zeit ist böse, das gebe ich zu; aber zu jeder Zeit hat es Niedergang gegeben und zugleich die Vorbereitung eines neuen Aufstiegs. Das gefallene Herbstlaub umgibt schützend die Beete bis zum kommenden Frühjahr. Natur, Leben und Geschichte haben stets durch den Tod eine Erneuerung erfahren. Deshalb ist der Tod für mich nur eine Erneuerung, ein Wechsel, und wenn ich einem Leichenzug begegne, sage ich mir immer: Oh, wie freue ich mich, daß ich lebe!

Mein liebster Flaccus, durch deine Träume lebst du im Goldenen Zeitalter, während wir anderen unser Leben in der Eisernen Zeit dahinschleppen.

Erinnerst du dich, wie schon Hesiodus klagt?

Nein, ich habe es vergessen; aber um dir gefällig zu sein, will ich es hören.

Es ist ein eisernes Geschlecht, das jetzige, das nie ausruht von der Last der Arbeit, nicht am Tage, nicht des Nachts. Ein sündiges Geschlecht ist es, und die Götter senden ihm drückende Sorgen. Aber selbst wenn sie ihm Freude senden, so wird sie ihm zum Unglück. Einmal wird Zeus es ausrotten, das zahlreiche Volk, das mit grauen Schläfen zur Welt kommt. Unsere Kinder werden ja schon als Greise geboren: zahnlos, runzlig und mit kahlen Köpfen. Kein Vater liebt sein Kind, kein Kind seinen Vater, der Gast nicht den Wirt, der Bruder nicht den Bruder, der Diener nicht den Diener. Die Kinder entehren ihre ehrwürdigen Vorfahren, sie schmähen sie, sprechen ungebührliche Worte, diese jungen Schurken, die nichts von der göttlichen Rache wissen und die ihre alternden Eltern nie für die Mühen

ihrer Pflege entschädigen. – Es gilt nur das Recht der Faust. Die eine Stadt verheert die andere. Redlichkeit und Treue Eiden gegenüber wird nie belohnt, ebensowenig wie Güte und Gerechtigkeit. O nein! Aber diejenigen, die Unrecht begehen und die Gesetze mißachten, die ernten Ehre. Die Schurken betrügen die edlen Menschen und leisten ohne Bedenken Meineid. Der Neid beherrscht die unglücklichen Menschen mit seiner widerlichen Stimme und seinem gräßlichen Antlitz, so daß sie sich freuen über das Böse und über den Schaden, den sie anrichten können.

Ja, das sagte Hesiodus vor tausend Jahren, und ich muß gestehen, daß es jetzt zutrifft. Aber was kann man dagegen tun?

Ja, es trifft zu! Cicero wurde ermordet, und ich hätte Lust, dem Beispiele Catos zu folgen, der sich den Tod gab, um der Sünde zu entgehen. Ich versinke, Flaccus, in Lüge und Heuchelei. Aber ich will nicht hinab, ich will nach oben . . . Ich habe das Loblied des Augustus gesungen und seines Sohnes Marcellus; aber ich glaube nicht mehr an sie, denn sie sind nicht die Zukunft! Und deshalb soll die »Aeneis« verbrannt werden!

Du beunruhigst mich, Maro! – Aber woran glaubst du?

Ich glaube an die Sibylle, die vorausgesagt hat, daß die Eisernen Zeit ein Ende nehmen wird und daß das Goldene Zeitalter wiederkommt . . .

Davon hast du in der Vierten Ekloge gesungen, wenn ich mich recht erinnere . . . Hast du Fieber?

Ich glaube, ich habe Fieber . . . Erinnerst du dich . . . nein, unsere Väter erinnerten sich, als das Kapitol verbrannte und mit ihm die Sibyllinischen Bücher. Aber jetzt sind neue Bücher aus Alexandria gekommen, und in denen ist zu lesen, daß bald eine neue Zeitrechnung beginnen wird, daß Rom vergehen, aber wieder aufgebaut werden wird; und daß ein Goldenes Zeitalter . . .

Hier schwieg der Seher.

Verzeih, Flaccus, aber ich bin krank und muß heimreiten, ehe die Nebel der Campagna aufsteigen.

Eheu fugaces Posthume, Posthume! Labuntur anni! Ich werde dich begleiten, Freund, auf meinem Esel; denn du bist krank! Aber:

»Ein Mann gerechten Herzens und festen Muts,
nicht blinder Bürger Eifer, der Mord verlangt,
nicht drohender Tyrannen Anblick
macht ihn verzagt oder wankelmütig!

Und fällt der Weltenbau zusammen,
schreckenlos steht er, inmitten der Trümmer.«

Wenige Tage nachher starb Virgilius in Neapel. Man öffnete sein Testament und fand wirklich die Verfügung, die »Aeneis« möge verbrannt werden. Aber man führte dies nicht aus.

Die Nachwelt hat diese Mißachtung des letzten Willens eines Toten verschieden beurteilt. Einige meinen, es sei von Übel gewesen, andere halten es für etwas Gutes.

Als das Christentum kam, wurde Virgilius zu den Propheten gezählt. Die »Aeneis« wurde als Sibyllinisches Buch angesehen und ging in die Liturgie ein. Man wallfahrte zum Grabe des Dichters, und später wurde er – von Dante – zu einem Heiligen erhoben.

LEONTOPOLIS

Eine Karawane hatte auf einer Anhöhe ihr Lager aufgeschlagen, östlich von der alten ägyptischen Stadt Heliopolis. Es waren viele Menschen, lauter Hebräer. Sie waren auf Kamelen oder Eseln von Palästina durch die Wüste gekommen, durch die gleiche Wüste, in der die Kinder Israels vor mehr als tausend Jahren umhergeirrt waren . . .

Im abendlichen Dunkel, beim schwachen Schein des Halbmonds, waren Hunderte von Lagerfeuern zu sehen, und an ihnen saßen Weiber mit ihren kleinen Kindern, während die Männer aus waren, Wasser zu holen. Noch nie hatte die Wüste so viele kleine Kinder gesehen, und als man sie zur Nacht rüstete, widerhallte das Lager von Kindergeschrei. Es war wie eine einzige große Kinderstube. Aber als nun die Waschungen vorüber waren und die Kleinen an den Brüsten der Mütter lagen, da verstummten die Schreie, einer nach dem anderen, und es wurde ganz still im Lager.

Unter einer Sykomore saß eine Frau und säugte ihr Kind. Neben ihr stand ein Hebräer und legte seinem Esel Ginsterzweige unter. Als er dies besorgt hatte, stieg er die Anhöhe hinan und spähte nach Norden aus.

Ein Fremder, der Tracht nach ein Römer, ging vorbei. Er musterte die Frau und das Kind, als ob er sie mitzählen wollte.

Der Hebräer wurde unruhig, und um dies zu verbergen, begann er mit dem Römer ein Gespräch:

Sag, Wanderer, ist das dort im Westen die Sonnenstadt?

Sie ist es, antwortete der Römer.

Das ist also Beth Semes!

Es ist Heliopolis; von dorthier haben die Griechen und Römer ihre Weisheit geholt. Plato selbst ist dort gewesen . . .

Kann man Leontopolis auch von hier aus sehen?

Du siehst zwei Meilen nordwärts die Zinnen des Tempels.

Das ist also die Landschaft Gosen, in die unser Vater Abraham einkehrte und die Jakob zugeteilt wurde, sagte der Hebräer, indem er sich seinem Weibe zuwandte, das aber nur mit einem Neigen des Kopfes antwortete.

Hierauf sagte er zu dem Römer:

Israel wanderte aus Ägypten nach Kanaan; aber nach der Babylonischen Gefangenschaft zog ein Teil wieder hierher und ließ sich da nieder. Das weißt du wohl.

Ich habe davon gehört. Seither haben sich die Israeliten so vermehrt, daß sie jetzt viele tausend Seelen zählen. Da haben sie sich einen eigenen Tempel gebaut; gerade den, den du in der Ferne siehst. Wußtest du das?

Ich habe davon gehört. Das ist aber römischer Boden?

Das ist er!

Alles ist jetzt römisch: Syrien, Kanaan, Griechenland, Ägypten...

Germanien, Gallien, Britannien; die Welt gehört Rom, wie es die Cumäische Sibylle vorausgesagt hat.

Ja! Aber die Welt soll durch Israel erlöst werden, wie Gott selbst es unserem Vater Abraham verheißten hat.

Ich habe von dieser Fabel auch schon gehört, aber zur Zeit hat Rom die Verheißung. – Kommst du von Jerusalem?

Ich komme durch die Wüste, wie die anderen, und ich habe Weib und Kind bei mir.

Kind, ja! Warum schleppt ihr so viele Kinder mit euch?

Der Hebräer verstummte; da er aber annahm, daß der Römer die Ursache kannte, und da jener im übrigen wie ein wohlwollender Mann aussah, entschloß er sich, die Wahrheit zu sagen.

Ja, sagte er, Herodes, dem Tetrarchen, wurde von weisen Männern aus dem Morgenlande geweissagt, der König der Juden sei in Bethlehem in Judäa geboren worden. Um der vermeintlichen Gefahr zu entgehen, ließ Herodes alle Knaben ermorden, die in der Gegend zu jener Zeit geboren wurden. Ganz so, wie Pharao gerade hier unsere Erstgeborenen töten ließ, und doch wurde Moses gerettet, um unser Volk aus der ägyptischen Knechtschaft zu erlösen.

Was ist's mit diesem König? Wer sollte das sein?

Das ist der Messias, der Verheißene!

Glaubst du, daß er geboren wurde?

Das kann ich nicht wissen.

Ich weiß, daß er geboren wurde, sagte der Römer. Er wird die ganze Welt beherrschen und alle Völker unter sein Zepter bringen.

Wer sollte das sein?

Kaiser Augustus.

Ist er aus Abrahams Samen und aus Davids Haus? Er ist es nicht. Und ist er mit dem Frieden gekommen, den Jesaja prophezeit hat: »auf daß seine Herrschaft groß sei und des Friedens kein Ende«? – Der Kaiser ist sicher kein Mann des Friedens.

Leb wohl, Kind Israels! Jetzt bist du römischer Untertan. Sei du zufrieden mit der Erlösung, die von Rom kommt; eine andere kennen wir nicht.

Der Römer ging. Der Hebräer näherte sich dem Weibe.

Maria! sagte er.

Josef! antwortete sie, sei leise! Das Kind schläft.

DAS LAMM

Herodes Antipas, der Tetrarch, war nach Jerusalem gekommen, weil man ihm von der Unruhe berichtet hatte, die im Volke herrschte. Er war bei dem Statthalter Pilatus abgestiegen und wollte über das Osterfest dort bleiben, um die Angelegenheiten der Stadt zu ordnen. Am Abend nach seiner Ankunft war er im Zirkus gewesen und hatte den Gladiatorenspielen zugesehen. Da man nachher noch Orgien gefeiert hatte, schlief er am Morgen lange; so lange, daß sein Gastgeber, der ihn erwartete, inzwischen auf das Dach seines Hauses gestiegen war und dort umherspazierte.

Da lag nun vor ihm die heilige Stadt, mit dem Berge Moria, dem Zionstempel und dem Hause Davids. Im Westen und Nordwesten erstreckte sich das Saron-Tal zum Mittelmeer, das in der klaren Luft in einer Entfernung von fünf Meilen als blauer Strich zu sehen war. Im Osten erhob sich der Ölberg, mit seinen Gärten und Weinbergen, mit seinen Oliven- und Feigenbäumen und Terebinthensträuchern. Unten floß der Bach Kidron, dessen Ufer jetzt in Frühlingstracht prangten, mit blühenden Weiden, Tamarisken und Lorbeersträuchern.

Das Gemüt des Statthalters war nicht ruhig. Er blieb oft an der Brüstung stehen, um hinabzusehen in den Vorhof des Tempels. Dort war das Volk in einer ungewöhnlich lebhaften Bewegung. Es bildeten sich Gruppen, die sich auflösten und dann sich sofort wieder in noch größerem Umfange sammelten.

Endlich erschien der Tetrarch, unausgeschlafen und mit blutunterlaufenen Augen. Er grüßte kurz und setzte sich sofort nieder, als

gäbe er Audienz. Es fiel ihm aber schwer, ein Wort hervorzubringen; das Kinn hing ihm herab; und er wußte nicht, wie er beginnen sollte, denn während der nächtlichen Orgien hatte er sein Geschäft vergessen.

Pilatus kam ihm zu Hilfe:

Sprich, Herodes! Dein Herz ist voll und dein Geist unruhig.

Was sagte denn mein Bruder?

Wir sprachen gestern von dem seltsamen Mann, der das Volk aufwiegelt.

Ganz richtig! – Ich habe aber doch diesen Johannes hinrichten lassen; ist er denn wiedergekommen?

Nein, es ist jetzt ein anderer.

Gibt es denn zwei?

Ja, diesmal ist es ein anderer.

Aber sie haben dieselbe Geschichte: eine Verkündigung, die ihrer Geburt vorausging, und eine Fabel über ihre übernatürliche Geburt; genauso wie bei dem Perseus der Mythologie und bei dem griechischen Philosophen Plato. Ist es eine Personenverwechslung?

Nein, keineswegs!

Wie heißt er? Josua, Jesse ...

Er heißt Jesus, und er hat seine Jugend in Ägypten zugebracht, in Heliopolis und Leontopolis ...

Dann ist er ein Magier oder ein Zauberer. Kann er nicht kommen und mich zerstreuen?

Er ist schwer zu finden; bald erscheint er hier, bald erscheint er dort. Aber wir wollen den Oberpriester befragen. Ich habe ihn rufen lassen; er wartet unten.

Was ist das für ein Lärm im Tempelhof?

Das Bildnis des Kaisers soll im Heiligtum des Tempels aufgestellt werden.

Ganz recht! Unser gnädiger Kaiser lebt auf Capri wie ein Irrer; er bekommt Schläge von seinem Neffen Caligula; wenn man den Neffen nennen kann, da Söhne mit ihren Müttern verheiratet sind. Und nun soll er ein Gott werden! Haha!

Antiochus Epiphanes ließ Zeus im Allerheiligsten der Juden aufstellen. Das war doch ein Gott. Aber dieses Vieh Tiberius aufzustellen ... das gibt Aufruhr!

Was kann man dagegen tun? – Rufe den Priester her!

Pilatus stieg hinab und holte den Oberpriester Kaiphas. Herodes schloß die Augen und faltete die Hände über der Brust. Er betrachtete alles, was den Dienst betraf, als eine Störung seiner Vergnügen; im allgemeinen waren ihm die kurzen Prozesse die liebsten.

Als Pilatus mit Kaiphas zurückkehrte, erwachte der Tetrarch aus

seinem Schlummer und wußte nicht, wo er sich befand und worum es ging.

Pilatus trat vor und rief seinen Vorgesetzten wieder ins Bewußtsein zurück, indem er seine Aufmerksamkeit auf das, was vorging, lenkte.

Man lärmt im Tempel! war seine erste Feststellung, denn der Lärm störte ihn im Schlaf. Ach so, das ist der Priester! Was bedeutet der Lärm da unten?

Das ist der Galiläer, der zu Gewaltsamkeiten geschritten ist; er hat die Wechsler aus dem Tempel getrieben.

Herodes wurde neugierig.

Können wir ihn sehen?

Er ist schon fort.

Sage uns, Oberpriester, was hat es mit diesem Mann für eine Bewandnis? Ist er der Messias?

Wie könnte ich das glauben? Der Sohn eines armen Zimmermanns, der krank im Kopf ist.

Ist er ein Prophet?

Er wiegelt das Volk auf; er bricht das Gesetz; er ist ein Schlemmer und Weintrinker; ja, er sagt sogar, er sei Gottes, des Allerhöchsten, Sohn.

Habt ihr Zeugen?

Ja, aber die widersprechen einander.

Schaffe bessere Zeugen herbei, solche, die übereinstimmen! – Aber jetzt, Priester, wollen wir von etwas anderem reden. Du weißt, daß dem Kaiser durch Senatsbeschluß die Apotheose bewilligt worden ist und daß sein Standbild im Tempel aufgestellt werden soll. Was meinst du dazu?

Wir leben von der Gnade unseres Kaisers; aber wenn dieser Greuel geschieht, so gehen wir alle in den Tod, so wie unsere Makkabäer es getan haben.

So müßt ihr in den Tod gehen!

Bevor er antwortete, dachte Kaiphas einen Augenblick nach: Ich will den Hohen Rat zusammenrufen und ihm des Kaisers Willen mitteilen.

Tue das! Und vor dem Osterfest müßt du mir den Galiläer vorführen, denn ich will ihn sehen.

Das will ich!

Dann geh in Frieden!

Kaiphas entfernte sich.

Es ist ein hartes Volk, dieses Israel! sagte Pilatus, nur um etwas zu sagen.

Auch ich bin aus Israel, antwortete Herodes ziemlich schroff, denn ich bin ein Edomit, aus dem Geschlechte Esaus, und meine Mutter war Samariterin, aus dem verachteten Volk.

Pilatus merkte, daß er falsch vorgegangen war. Deshalb klopfte er mit seinem Amtsstab dreimal auf den Boden. Eine große Luke öffnete sich, und es erschien ein Tisch, gedeckt mit allen Leckerbissen, die sich ein Römer nur wünschen konnte.

Herodes strahlte.

Im Vorhof der Priester standen Kaiphas und Annas im Gespräch. Da wir dem Greuel nicht entgehen können, sagte Kaiphas, und das Bildnis des Kaisers sich im Allerheiligsten erheben und das Volk im Aufstand umkommen wird, ist es für uns besser, wenn wir dem Herrn unser Opfer darbringen und wenn einer für das Volk stirbt.

Du sprichst recht! Ein außerordentliches Sühnopfer ist uns vonnöten, und da Ostern vor der Türe steht, laß uns den Galiläer opfern!

Gut! Aber das Opfer muß rein sein. Ist der Galiläer rein?

Rein wie ein Lamm!

Möge er also Israels Sünden auf sich nehmen, auf daß wir durch sein Blut erlöst werden! Wer gibt ihn uns in die Hand?

Einer von seinen Jüngern. Er steht draußen.

Führ ihn herein!

Johannes, später »der Evangelist« genannt, wurde hereingeführt, und Kaiphas begann das Verhör:

Was kannst du von deinem Lehrer bezeugen? Hat er sich aufgelehnt gegen das Gesetz Mosis?

Er hat das Gesetz vervollkommen.

Welches neue Gebot hat er denn eingeführt in unser heiliges Gesetz?

Liebet einander!

Hat er gesagt, er sei der Juden König?

Der Meister hat gesagt: Mein Reich ist nicht von dieser Welt.

Hat er die Kinder gegen die Eltern aufgereizt?

Der Meister hat gesagt: Wer Vater oder Mutter mehr liebt als mich, der ist meiner nicht wert.

Hat er gesagt, daß man das Recht hat, seine Bürgerpflichten zu vernachlässigen?

Der Meister hat gesagt: Suchet *zuerst* das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit!

Hat er zum Arbeiter gesagt, er möge seine Arbeit verlassen?

Der Meister hat gesagt: Kommet alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid!

Hat er gesagt, daß er die Welt in Besitz nehmen wird?

Der Meister hat gesagt: In der Welt werdet ihr Bedrängnis haben; aber vertrauet, ich habe die Welt überwunden!

Kaiphäs wurde nun müde.

Nach allem, was ich jetzt gehört und vernommen habe: Dieser Mann hat nicht auf eine einzige Frage geantwortet.

Der Meister antwortet im Geiste und in der Wahrheit; ihr aber fragt nach dem Fleische und nach dem Buchstaben. Wir sind nicht die Kinder eines Geistes.

Ich verstehe nichts.

Er hat mich gesandt, den Armen die Frohe Botschaft zu verkünden, die Herzen der Zerknirschten zu heilen, den Gefangenen die Freiheit zu predigen, die Blinden sehend zu machen und denen, die darniederliegen, die Erlösung zu bringen.

Was du in deinem Unverstand redest, junger Mann, kann weder dir noch deinem Lehrer zum Lobe gereichen.

Wehe euch, wenn euch die Menschen loben, und wer vor dem Bösen weicht, der wird dem Menschen zum Raube werden!

Kaiphäs wandte sich zu Annas:

Ist das nicht der, der uns den Galiläer ausliefern sollte?

Sie haben einen anderen gesandt. – Höre, heißt du Ischarioth?

Nein, ich heiße Johannes.

Geh in Frieden und schicke uns an deiner Statt den Ischarioth! – Aber warte noch: Sage uns in zwei Worten die Lehre deines Meisters über den Sinn des Lebens!

Der Tod ist der Gewinn des Frommen, antwortete Johannes, ohne sich zu besinnen.

Ist nicht das Leben selbst . . .

Durch den Tod werden wir in das Leben eingehen!

Kaiphäs aber wiederholte noch für sich, als wollte er es durch seine eigenen Worte besser verstehen:

Der Tod ist der Gewinn des Frommen.

Jetzt hörte man Lärm vom Markt und vom Rathaus.

Annas und Kaiphäs stiegen auf die Mauerzinne, um die Ursache zu erfahren. Dort standen schon Leviten und spähten hinab.

Haben sie ihn ergriffen?

Er ist schon als Aufrührer überführt, denn er hat seinen Jüngern geboten, den Rock zu verkaufen und ein Schwert zu kaufen (Lukas 22, 36–38).

Hat man Waffen bei ihnen gefunden?

Man hat zwei Schwerter gefunden.

Dann ist er bereits verurteilt.

Jetzt hörten sie vom Rathausplatz her sich einen Ruf erheben; er

war erst schwer zu verstehen, dann wurde er immer deutlicher. Die Volksmasse rief: Ans Kreuz mit ihm! Ans Kreuz mit ihm!

Ist das nicht zu hart, als Strafe? sagte Kaiphas.

Nein, antwortete ein Levit, einer seiner Jünger, genannt Simon oder Petrus, hat ein Schwert gezogen und auf den Diener Malchus eingehauen und ihn verwundet.

Haben wir noch weitere Zeugen nötig?

Aber der Meister sagte: Stecke dein Schwert in die Scheide; denn alle, die das Schwert ergreifen, werden durch das Schwert umkommen!

Daraus kann man nicht klug werden, sagte Annas und stieg herab.

Aber das Volk rief: Ans Kreuz mit ihm! Ans Kreuz mit ihm!

DAS WILDE TIER

Vor dem Tempel des Jupiter Latiaris in Rom begegneten einander zwei Männer aus dem Mittelstande. Sie blieben beide stehen und betrachteten den neuen Tempel, der ganz anders aussah wie die übrigen, und zwar so, als ob ihn ein Erdbeben auf den Kopf gestellt hätte. Der Sockel war nämlich gebaut wie ein Dachfirst; die Säulen standen auf dem Kopf, die Kapitäle unten; und das Dach war gebaut wie eine Grundmauer und hatte Kellerluken.

So treffen wir uns wieder, Hebräer, sagte der eine, der wie ein römischer Händler aussah. War es nicht Jaffa, wo wir uns zuletzt sahen?

Jawohl, antwortete der Hebräer. Den Römer trifft man überall, denn jetzt ist er überall daheim; den Hebräer trifft man auch überall, denn er ist nirgendwo daheim. Aber sage mir: Wessen Tempel ist dies?

Das ist der Tempel des wilden Tieres, des Kaisers, Caligulas, des Wahnsinnigen, des Mörders, des Blutschänders. Den hat er sich selbst errichtet. Da drinnen steht sein Abbild, und der Wahnsinnige geht jeden Tag hinein und betet sich selbst an.

Dabei machte der Römer auf seiner Stirne ein Zeichen, indem er den Zeigefinger der rechten Hand zuerst von oben nach unten und dann von links nach rechts führte.

Der Hebräer betrachtete ihn verwundert.

Bist du kein Römer?

Doch, ich bin ein römischer Christ.

Wo wohnst du?

Da, unter Rom, in den Felsengewölben.

Er zeigte auf eine Luke im Boden, die anscheinend hinab zu den Kloaken führte.

Wohnst du hier unter der Erde?

Dort wohnen wir Christen; dort liegen wir als Saat in der Erde und keimen.

Das sind ja Grabgewölbe, da unten.

Ja, wir sind mit Christus begraben und warten auf die Auferstehung.

Habt ihr einen Tempel da unten?

Wir halten unseren Gottesdienst dort, und heute feiern wir die Geburt Jesu.

Es kommt jemand die Gasse herauf, sagte der Hebräer.

Der Römer öffnete die Luke im Boden, um hinabzusteigen.

Da hörte man aus dem Inneren der Erde einen Chorgesang:

»Es braucht die Stadt nicht Mond noch Sonne,
denn Gottes Herrlichkeit erleuchtet sie,
sein Licht ist das Lamm.«

Wer ist das Lamm?

Jesus Christus, der Erlöser der Welt.

Glaubst du, daß die Welt erlöst ist, da dieser wahnsinnige Caligula ...

Die Welt wird erlöst werden, wenn wir ruhig in der Hoffnung bleiben.

Ihr habt also Israel die Verheißung genommen?

Nein, wir haben die Verheißung geerbt, denn Christus war aus dem Stamme Juda vom Volke Israel.

Es kommt jemand!

Dann leb wohl! Wir treffen uns wieder, denn die Erde ist unser!

Im Innern des Tempels, den das Volk die »umgestülpte Welt« nannte, schlich ein Mann ganz ängstlich die Wände entlang, als fürchte er sich, seinen Rücken zu zeigen. Er hatte das Gesicht eines Jünglings, war aber ganz unbehaart. Seine Oberlippe war nach links oben verzogen und gab einen langen Raubtierzahn frei; zugleich schoß das rechte Auge Blitze, wie giftige Pfeile. Er schlich die Wände entlang zur Apsis, in der sich eine Statue erhob, die ein getreues Abbild des furchtsamen Mannes war, so getreu, daß sie auch die gleichen Kleider trug.

Ist der Priester da? flüsterte der wahnsinnige Kaiser, denn er war es.

Niemand antwortete.

Priester! Lieber Priester! Ich habe solche Angst. Kommst du nicht?

Jetzt trat ein Opferpriester vor, fiel vor dem Kaiser auf die Knie und betete ihn an:

Jupiter, optimus maximus latiaris, verscheuche deine Feinde!

Habe ich denn Feinde? Ja, und deshalb fürchte ich mich so sehr. Glaubst du, daß ich Gott bin?

Du bist es!

Laß es donnern, dadurch verscheuche ich meine Feinde!

Der Priester schlug auf eine Pauke, daß es im Tempel dröhnte.

Der Kaiser lachte so, daß alle seine Zähne zu sehen waren.

Priester! rief er, indem er sich auf einen Thronsessel setzte, jetzt sollst du mir opfern!

Der Priester zündete auf dem kleinen Altar vor dem Wahnsinnigen ein Feuer an. Der sprach:

Es riecht gut! Jetzt bin ich der Mächtigste, im Himmel und auf Erden. Ich richte die Lebenden und die Toten. Ich schleudere in den Tartarus oder erhebe ins Elysium. Wie bin ich doch mächtig! – Ich zähme die Wogen des Meeres und gebiete Ruhe dem Sturm; ich beherrsche die Bahnen der Planeten und habe das Chaos geschaffen; das Menschengeschlecht liegt mir zu Füßen: von den Urwäldern Britanniens bis zu den Quellen des Nils, die ich allein entdeckt habe. Ich habe mein Leibroß Incitatus zum Konsul ernannt, und das Volk hat es als Konsul anerkannt. Priester, bete mich an! Oder vergißt du, wer ich bin? Nein, ich selbst muß mich in meinem Bilde anbeten! Cajus, Cäsar Caligula, ich verehere dich, Herr der Welt, so wie ich mich selbst verehere! Jupiter, Latiaris Caligula!

Er fiel vor dem Bilde auf die Knie.

Es kommt jemand, warnte der Priester.

Töte ihn!

Es ist der Tribun Cassius Chaeraea!

Verscheuche ihn!

Chaeraea läßt sich nicht verscheuchen.

Der Tribun trat ein, furchtlos, ohne Zeremonien.

Cajus Cäsar, dein Weib ist tot!

Desto besser! antwortete der Kaiser.

Dein einziges Kind hat man an einer Mauer zerschmettert!

Ach, wie lustig! lachte der Wahnsinnige.

Und jetzt sollst du sterben!

Das kann ich nicht. Ich bin unsterblich.

Ich erwarte dich draußen. Hier soll es nicht geschehen.

Kriech hinaus, Ameise, mein Fuß ist zu erhaben, um deiner Niedrigkeit zu nahen.

Jetzt war Gesang zu hören. Er stieg vom Fundament des Tempels oder aus der Erde empor. Es waren Kinderstimmen.

Da bekam der Kaiser wieder Angst und kroch unter seinen Stuhl. Chaeraea, der an der Türe gewartet hatte, wurde ungeduldig.

Komm heraus, du Hund, oder ich schlage dich hier tot!

Chaeraea, wimmerte der Kaiser, töte mich nicht, ich will deinen Fuß küssen!

Dann küß ihn, wenn ich dich jetzt tottrete!

Und der riesenhafte Mann schob den Stuhl weg und stellte sich auf den Wahnsinnigen, und mit dem Absatz zertrat er ihm den Kehlkopf, so daß die Zunge aus dem Rachen hervortrat. Noch im Tode spie sie Schmähungen aus.

Das wilde Tier hatte drei Häupter. Das zweite hieß Claudius.

Der Kaiser saß beim Würfelspiel mit seinem Freunde Cajus Silius, der durch seine Schönheit und seinen Reichtum berühmt war.

Achte auf das Spiel! zischte der Cäsar.

Ich achte darauf, antwortete der Freund.

Nein, du bist abwesend. Wo warst du heute nacht?

Ich war in Suburra.

Du sollst nicht nach Suburra gehen! Du sollst hier bei mir sein!

Achte auf das Spiel!

Ich gebe ja acht; aber worum spielen wir?

Du spielst um dein Leben!

Und du, Cäsar?

Auch um dein Leben!

Und wenn du verlierst? fragte Silius.

So verlierst du dein Leben!

Der Kaiser klopfte mit dem Würfelbecher auf den Tisch.

Sein Sekretär Narcissus trat vor.

Gib mir Schreibgerät, Narcissus! – Gegen Schlangenbiß soll man Eibenharz gebrauchen.

Und gegen Schierling?

Cicuta? Dagegen gibt es keine Hilfe. Achte auf das Spiel, sonst werde ich böse!

Du kannst nicht böse werden, antwortete Silius.

Nein, das ist wahr, ich vermag es nicht; ich sagte es nur so!

Des Kaisers Gemahlin, die berühmte Messalina, war eingetreten.

Warum sitzt Silius hier und spielt, wenn er mich ins Theater begleiten soll?

Er ist dazu gezwungen, antwortete der Kaiser.

Was hast du, du Tropf, für Rechte auf ihn?

Er ist mein Sklave! Alle sind Sklaven des Herrn der Welt! Deshalb ist Rom der demokratischste aller Staaten: Alle Mitbürger sind gleich vor mir und Gott.

Er ist dein Sklave, er ist aber mein Mann! sagte Messalina.

Dein Mann? Aber ich bin ja mit dir verheiratet!

Ja, was tut das?

Willst du dich verheiraten, ohne mich um Erlaubnis zu fragen?

Ja, warum nicht?

Du bist jedenfalls lustig, Messalina. Und ich verzeihe dir. – Geht jetzt, Kinder, und vergnügt euch! Narcissus wird mit mir spielen.

Als der Kaiser mit dem Sekretär allein war, veränderte sich sein Gesicht.

Folge ihnen, Narcissus! zischte er. Nimm Locusta mit und gib ihnen den Becher. – Dann nehme ich Agrippina!

Aber als Silius und die Kaiserin aus der Tür traten, fragte Silius ganz unschuldig:

Hast du die Champignons, die er zu Abend essen soll, selbst zubereitet?

Nein, ich habe es nicht selbst getan; Locusta hat es besorgt, und die versteht ihre Sache!

Das dritte Haupt des wilden Tieres hieß Nero. Er war der würdige Sohn Agrippinas. Er hatte seinen Halbbruder Britannicus vergiftet, seine Mutter ermordet, seine Frau totgetreten und schließlich mit allen üblichen Zeremonien einen Gladiator geheiratet. Er fälschte das Geld und plünderte die Tempel. Er unternahm eine Kunstreise nach Griechenland, bei der er zuerst als Sänger auftrat und achtzehntausend Kränze erhielt. Dann versuchte er sich als Wagenlenker. Er verfuhr sich zwar, erhielt aber dennoch den Preis, weil niemand es wagte, ihm den zu verweigern.

So tief waren Rom und Hellas gesunken! Und Claudius war ein Engel gegen dieses Untier, das aber auch unter die Götter versetzt wurde.

Der Kaiser war heute von einer Kunstreise nach Hause gekommen und hatte seine Hauptstadt in Brand gefunden. Weil er so oft im Rausch auf sein altmodisches Rom, mit seinen engen Straßen und häßlichen Häusern, geschimpft und bei mehreren Gelegenheiten gewünscht hatte, es möchte an allen vier Enden verbrennen, so kam er jetzt in den Verdacht der Brandstiftung.

Er saß im großen Pfeilersaal in seinem Palast auf dem Esquilin und genoß den Anblick der prachtvollen Feuersbrunst.

Es war ein Marmorsaal mit nur wenigen Möbeln, weil der Kaiser

fürchtete, hinter den Möbeln könnten sich Mörder verstecken. An der Rückwand war ein starkes, doppeltes Gitter aus vergoldetem Eisen angebracht, hinter dem zwei gelbbraune libysche Löwen lauereten. Er nannte sie seine Katzen.

An der Gittertüre standen zwei Sklaven, Pallas und Alexander, die jeden Zug im Antlitz des Herrschers beobachteten.

Er lächelt, flüsterte Pallas. Dann ist es aus mit uns. – Bruder, wir sehen uns wieder! Bete für mich und gib mir den Friedenskuß!

Der Herr wird dich von allem Übel erlösen und dich aufnehmen in sein himmlisches Reich. Dort wird das Vergängliche die Unvergänglichkeit und das Sterbliche die Unsterblichkeit annehmen.

Das rote Gesicht des Kaisers, rot vom Wein und vom Scheine des Feuers, nahm einen gespannten Ausdruck an; Ohren und Augen zeigten, daß er auf den Lärm draußen lauschte. Hörte er vielleicht, wie die Volksmasse ihn flüsternd der Brandstiftung beschuldigte?

Pallas! brüllte er, Rom brennt ab.

Vor Schreck blieb der Sklave stumm.

Pallas! Bist du taub?

Keine Antwort.

Pallas! Bist du stumm? – Da unten sagen sie, daß ich den Brand gelegt habe, aber das habe ich nicht! Lauf heraus in die Straßen und spreng aus, die Christen hätten es getan!

Das will ich nicht! antwortete der Sklave.

Nero glaubte, nicht recht zu hören.

Weißt du nicht, daß die Christen Zauberer sind und wie Ratten da unten in den Grabgewölben wohnen, so daß ganz Rom auf den Christen ruht? Ich habe daran gedacht, den Tiber hineinzuleiten und sie zu ertränken, oder die Wände der Kloaken zu öffnen und die Katakomben unter Druck zu setzen. Ihre Sibyllinischen Bücher haben den Untergang Roms verkündet, aber sie sagen Babel an Stelle von Rom. Siehe, nun faßt das Kapitol Feuer! Lauf und sag, daß die Christen es getan haben!

Ich will nicht! sagte Pallas laut und deutlich, weil es unwahr ist!

Jetzt habe ich recht gehört! schrie der Kaiser und erhob sich. Du willst nicht in die Stadt gehen, dann geh durch das Gitter hier hinaus und spiel mit meinen Katzen!

Er öffnete das erste Gitter und stieß Pallas in den Hof vor den Löwen.

Alexander! sagte Pallas mit lauter Stimme, sieh, ich habe dich gebeten, du wirst fest und freimütig sein!

Ich weiß, daß mein Erlöser lebt und daß er mich am Ende aus der Erde erwecken wird.

Was redet ihr für eine Sprache? sagte der Kaiser und zog eine Leine, die das zweite Gitter zu den Löwen öffnete. Alexander, geh in die Stadt und spreng' aus, die Christen hätten Rom angezündet!

Nein, antwortete Alexander, denn ich bin ein Christ.

Was ist ein Christ?

Denn so hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen einzigen Sohn hingab, damit jeder, der an ihn glaubt, nicht vergehe, sondern das ewige Leben erhalte.

Wirst du nicht vergehen? Habe ich nicht die Macht, dich zu vernichten?

Du hast keine Macht über mich, es sei denn, sie wäre dir von oben gegeben.

Er fürchtet den Tod nicht! – Lentulus! Bring Feuer her; ich will deine Kleider anzünden, dann werden wir sehen, ob du nicht brennen kannst; ich will dein Haar anzünden, deinen Bart, deine Nägel; aber vorher wollen wir dich in Öl und Naphta tränken, in Pech und Schwefel will ich dich tränken; dann kannst du zeigen, ob du ewig lebst! Lentulus!

Lentulus stürzte herein.

Herr, flieh, es ist Aufruhr in der Stadt!

Muß ich fliehen? – Erst Feuer!

Spanien hat sich erhoben und Galba zum Kaiser ausgerufen!

Galba! Eheu fugaces, Posthume . . . Galba! Nun, laß uns fliehen, aber wohin?

Durch die Katakomben, Herr.

Nein, da wohnen die Christen, und die werden mich töten.

Sie töten niemanden, sagte Alexander.

Nicht einmal ihre Feinde?

Sie beten für ihre Feinde.

Dann sind sie verrückt! – Um so besser!

Die Christen waren in einer der Krypten der Katakomben versammelt.

Das Kapitol brennt, das ist das Zion der Heiden, sagte Alexander.

Der Herr Zebaoth rächt sein zerstörtes Jerusalem!

Sage nicht Rache, sage Strafe!

Da kommt jemand durch den Gang!

Ist es ein Bruder?

Nein, er hat vor dem Kreuze nicht das Knie gebeugt.

Dann ist es ein Henker!

Es war der Kaiser. Er sah schmutzig und zerlumpt aus; um die

Stirne hatte er ein Tuch gebunden. Als er sich den Christen näherte, hielt er sie, ihrer weißen Mäntel wegen, für Griechen; er wurde ruhig und beschloß, zu unterhandeln.

Seid ihr Griechen?

Wir sind weder Juden noch Griechen, weder Barbaren noch Skythen, weder Diener noch Herren, sondern alle Brüder in Christo. Willkommen, Bruder!

Das ist das wilde Tier! sagte Alexander.

Der Kaiser erkannte jetzt seinen entlaufenen Sklaven, und in seiner Angst fiel er vor ihm auf die Knie.

Töte mich nicht! Ich bin nur ein armer Steinhauer, der sich verirrt hat. Zeige mir nur den Weg hinaus! Geht er rechts oder links?

Kennst du mich? fragte Alexander.

Alexander! antwortete der Kaiser.

Den du verbrennen wolltest! Der bin ich!

Gnade! Töte mich nicht!

Steh auf, Cäsar! Dein Leben ist in Gottes Hand!

Bin ich begnadigt?

Du sollst einen Wegweiser haben!

Sag mir nur, ob rechts oder links, so helfe ich mir dann selbst!

Halte dich links!

Und wenn du lügst?

Das kann ich nicht. Siehst du, das ist der Unterschied!

Warum lügst du nicht? Ich hätte es getan.

Halte dich links!

Der Kaiser war überzeugt und ging. Aber nach einigen Schritten blieb er stehen und wandte sich um:

Pfui über euch, ihr Sklaven! Jetzt helfe ich mir selbst!

Es war eine schreckliche Gewitternacht, als Nero, gefolgt von dem Knaben Sporus und einigen Sklaven, auf dem Landgut seines Freigelassenen Phaon anlangte. Phaon wagte nicht, den Kaiser aufzunehmen, sondern riet ihm, sich in einer Lehmgrube zu verstecken. Cäsar wollte aber nicht in die Erde kriechen, sondern sprang, als er die Verfolger kommen hörte, in einen Teich und blieb im Wasser stehen.

Von dort aus hörte er, wie Vorübergehende, die ihn suchten, erzählten, er sei dazu verurteilt, totgepeitscht zu werden. Da stieß er sich nach einigem Zögern den Dolch in die Brust.

Seine Amme Acte, die auch seine Geliebte gewesen war, begrub ihn auf dem Monte Pincio, dem Berg der Gärten. Und das römische

Volk liebte ihn nach seinem Tode und brachte lange Zeit hindurch Blumen auf sein Grab. Aber die Christen sahen in ihm das wilde Tier und den Antichrist der Apokalypse.

APOSTATA

Dreihundert und etliche Jahre nach dem Tode Christi hatte die Weltgeschichte ihren Theaterkarren vom Mittelmeer nach Osten verschoben, Griechenland war in die ewige Ruhe eingegangen, Rom lag in Trümmern und wurde von Fremden beherrscht, Jerusalem war zerstört, Alexandria am Nildelta war herabgekommen. Die Hauptstadt der Welt lag am Schwarzen Meer; sie war eine halb orientalische Kolonie und hieß Byzanz oder, nach Konstantin dem Großen Konstantinopel. Die heidnische Welt lag brach; das Christentum war Staatsreligion. Aber der Geist des Christentums hatte das Kaisertum nicht durchdrungen. Es gab die Lehre, viele Lehren; aber der Herr lebte ärger als die Heiden, und wenn man in Byzanz auf den Thron gelangte, so geschah es gewöhnlich durch Mord.

Aber zur gleichen Zeit, in der Europa seinen Schwerpunkt nach Osten verlegte, hatte es neue Eroberungen im Westen und Norden gemacht. Die Römer hatten fünfzig Städte am Rhein gegründet, und seit Cäsars Zeit wurde ganz Gallien von römischen Pflügen gepflügt und betete die römischen Götter in römischen Tempeln an.

Als man jetzt das Christentum in Gallien einführen wollte, stieß man auf Schwierigkeiten. Die eigene Religion des Landes, der Druidenkult, war vor kurzem von Kaiser Claudius verboten worden; statt ihrer hatte man die römische eingeführt. Nach dieser Veränderung sogleich eine andere vorzunehmen, wollte dem Volke nicht einleuchten; daher befand sich Gallien in einem Zustand der Auflösung, aus welchem jedoch, wie aus manchen Anzeichen geschlossen werden konnte, etwas Neues zu erwachsen schien.

Aber unter der Regierung Konstantins begannen von anderer Seite die Gefahren gegen die neugebildete Provinz Gallien aufzusteigen. Germanische Stämme, Franken und Alemannen, wurden von den Herrlichkeiten des reichen Landes angelockt, dessen Berge ja voll Wein triefen und dessen Ebenen von gelbem Weizen überquollen. Um die beste Provinz zu schützen, und vielleicht auch aus anderen Gründen, sandte der Kaiser seinen Vetter und Schwager Julianus aus, um die Germanen zu bekriegen. Julianus war zwar im Kloster

und an der Universität erzogen worden, er schien aber das Kriegführen zu verstehen, denn er schlug die Eindringlinge und zog dann nach Lutetia Parisiorum.

Die Legionen rückten auf den Mons Martis oder Mons Martyrorum, wie er auch genannt wurde. An ihrer Spitze schritt der unscheinbare Mann mit dem Philosophenbart, Julianus. Er war zum Cäsaren ernannt worden, das machte ihn aber noch nicht zum Kaiser.

Zuoberst, auf dem Gipfel des Berges stand ein Marstempel; der war aber geschlossen. Als das Heer sich gelagert hatte, trat Julianus allein an den Hang, um die Stadt Lutetia zu betrachten, die er zuvor noch nie gesehen hatte.

Die Stadt mit dem Jupitertempel lag auf einer Insel zwischen zwei Armen des Seine-Stromes; der Kaiserpalast aber und das Amphitheater waren auf dem Parnassberge am Westufer des Stromes zu sehen. In den dreihundert Jahren, die seit Cäsars Tod verflossen waren, hatten die Kaiser zeitweise hier gewohnt, und erst jüngst hatten Konstantin der Große und Constantius das Lutetia der Pariser bewohnt.

Als der Cäsar das Tal mit dem Fluß eine Weile gedankenvoll betrachtet hatte, brach er aus:

Urbs! Das ist ja Rom! Ein Fluß, ein Tal und Hügel, sieben oder mehr, ganz wie in Rom! Seht ihr nicht, wir stehen auf dem Kapitolinischen Hügel; gegenüber haben wir den Parnassberg (Montparnasse), das ist der Janiculus; und im Norden stellt der Mons Valerianus (Mont Valérien) unseren Vaticanus dar. Und die Stadt auf der Insel! Die Insel sieht ja wie ein Schiff aus, ganz wie die Tiber-Insel, auf der man einen Obelisk als Mast aufstellte, so auffallend war die Ähnlichkeit. Cäsar war wohl zu originell, um kopieren zu wollen. – Man nennt Byzanz das Neue Rom; aber Rom ist wie ein Wurm: Wenn man den in zwei Stücke schneidet, so wird aus jedem Stück ein neues Lebewesen. Was sagst du dazu, Maximus?

Rom war die Stadt der sieben Hügel und der sieben Könige; wie viele es hier werden, kann keiner sagen.

Daran habe ich nie gedacht, sagte Julianus, daß Rom nur sieben Könige hatte, ebenso viele wie Hügel . . . ein seltsamer Zufall!

Maximus, der Mystiker, der, zusammen mit Priscus, dem Sophisten, Julianus überallhin begleitete, um ihm Gelegenheit zum Philosophieren zu geben, wandte sogleich ein:

Es gibt keine Zufälle, Cäsar; alles ist gezählt und berechnet; alles ist in bewußter Absicht und in einer gewissen Zuordnung erschaffen: des Himmels Feste und der Erde Rund . . .

Das hast du in Ägypten gelernt, warf Priscus ein; denn die Ägypter sehen ja den Nilstrom im Sternbild Eridanus. Ich möchte gerne wissen, unter welchem Sternbild dieses Lutetia liegt.

Es liegt unter der Andromeda, so wie Rom, antwortete Maximus. über das Heilige Land aber herrscht Perseus, und über Jerusalem steht Algol.

Warum nennst du dieses verdammte Land heilig? schrie Julianus, der sein sonst ruhiges Gemüt nicht beherrschen konnte, sobald man von etwas sprach, was mit dem von ihm gehaßten Christentum zusammenhing.

Ich nenne das Land heilig, weil dort der Erlöser der Welt geboren wurde. Und du weißt, daß er ohne Vater geboren wurde, so wie Perseus! Du weißt auch, daß Perseus Andromeda erlöste, so wie Jesus Christus Rom und Lutetia erlösen wird.

Julianus schwieg; denn als Neuplatoniker war er sehr für Analogien eingenommen, die Ausblicke über das Endliche hinaus eröffneten, und das poetische Bild war für ihn mehr als ein rednerischer Schmuck. In einem Kloster, von christlichen Priestern erzogen, hatte er frühzeitig Einblick in die neuen christlichen Lehren bekommen; mit seiner philosophischen Bildung hatte er aber wahrzunehmen geglaubt, daß der Keim des Christentums schon bei Sokrates und Plato vorgebildet war. Als er dann mit den Neuplatonikern bekannt wurde, fand er eigentlich nichts an den eben festgelegten Dogmen des Christentums auszusetzen. Aber ein grenzenloser Haß hatte ihn gegen diese Galiläer ergriffen, die sich jetzt alle Weisheit der vorangegangenen Zeit aneignen und ihr ihre Namen geben wollten. Seiner Meinung nach waren sie Diebe.

Daß Christus Gottes Sohn war, fand er ganz natürlich; denn als Pantheist glaubte er ja, daß die Seelen aller Menschen aus Gott geboren und Seiner teilhaftig sind. Er selbst bekannte den jüngst in Nicäa angenommenen Glaubenssatz, daß der Sohn von derselben Wesenheit wie der Vater sei, obwohl er ihn in seiner Weise auffaßte. Wunder geschahen alle Tage und konnten von Zauberern vorgetäuscht werden. Den Sündenfall erkannte er an; denn auch Plato hatte ja erklärt, daß die Seele im Stoff gefangen ist, im sündigen Stoff, gegen den wir kämpfen müssen. Und Paulus hatte dies in seinem Brief an die Römer mit den Worten bekräftigt: »Ich tue nicht das Gute, das ich will, sondern ich tue das Böse, das ich hasse . . . Ich habe Lust an Gesetze Gottes dem inneren Menschen nach; ich sehe aber ein anderes Gesetz in meinen Gliedern, das dem Gesetze meines Geistes widerstreitet . . . Ich unglücklicher Mensch! Wer wird mich von diesem Leide des Todes befreien?« – Das war die Klage des denkenden und erker-

nenden Menschen über die Gefangenschaft in dem Stoffe, der Ekel des Menschengeschlechtes vor sich selbst!

Als tief erkennender und hochstrebender Geist hatte Julianus diesen Druck gespürt und hatte redlich gegen die Begehrlichkeit des Fleisches angekämpft, und zwar mit Erfolg. Er war unter Wollüstlingen und Mördern aufgewachsen, in dem unerhörten Luxus des byzantinischen Hofes, an dem es zum Beispiel tausend Barbieri und tausend Köche gab; er hatte den Luxus sogleich abgeschafft und lebte wie ein christlicher Asket, recht- und edeldenkend. Die Gefangenschaft im Stoffe oder die Sünde hatte er vollständig begriffen; aber von der Erlösung durch Christus verstand er nicht das geringste. Dreihundertsechzig Jahre waren seit Christi Geburt verstrichen; aber die Welt war immer schlechter geworden. Die Christen, und vor allem seinen Oheim väterlicherseits, Konstantin den Großen, hatte er ärger leben sehen als die Heiden. Als Jüngling hatte er in seinen Seelenkämpfen die neue Lehre erprobt; er hatte zu Christus gebetet wie zu Gott; er war aber nicht erhört worden. Als er sich darüber bei dem frommen Eusebius beklagt hatte, erwiderte dieser: »Fasse dich in Geduld und Hoffnung! Halte dich an das Gebet!«

Aber der Jüngling hatte geantwortet: »Ich will mich nicht in Geduld fassen!« Darauf erwiderte Eusebius: »Die Erlösung kommt; aber wir kennen die Stunde nicht. Tausend Jahre sind vor dem Herrgott wie ein Tag. Warte fünf Tage, und du wirst sehen!« – »Ich will aber nicht warten!« raste der Jüngling. – »So sagen auch die Verdammten. Aber, siehst du, die Ungeduld ist eine der Plagen der Hölle, und mit deiner Ungeduld schaffst du dir selbst die Hölle!«

Julianus wurde Christushasser, ohne daß er eigentlich wußte, warum. Von den Philosophen lernte er dies nicht; denn diese machten sich das Christentum nach ihrer Philosophie zurecht. Auch die einfache Widerlegung des Christentums, die Celsus gab, hatte des Julianus reifen und hochentwickelten Verstand nicht verführen können. Eusebius erklärte den Christushaß seines Schülers folgendermaßen: »Er hat Heidenblut im Körper; denn er stammt aus Illyrien; er gehört wohl nicht in diesen Schafstall. Oder vielleicht ist sein Hochmut so grenzenlos und sein Neid so groß, daß er im Reiche des Geistes keinen Alleinherrscher duldet. Er lebt ja selbst wie ein Christ und lehrt das gleiche wie Christus; aber er ist dennoch ein Christushasser!«

Um seinen Zorn zu verbergen, war der Cäsar indessen gegen den kleinen Marstempel auf dem Hügel hingeschritten. Das Bauwerk war verfallen, die Türen entfernt, die Säulen geborsten.

Als er in die Cella kam, sah er in der Apsis die Mars-Statue, die

nach einem guten griechischen Muster gebildet worden war; aber die Nase war abgeschlagen, die Finger waren fort, und die ganze Figur war mit Schmutz besudelt.

Das haben die Galiläer getan! sagte Julianus; aber sie sollen das büßen!

Sie haben es schon mit ihrem Leben gebüßt, antwortete Maximus Dionysius (Saint Denis) wurde auf diesem Hügel enthauptet; seine Kapelle steht dort unten am Abhang.

Bist du auch ein Galiläer?

Nein, aber ich liebe die Gerechtigkeit.

Die Gerechtigkeit und ihre Göttin Asträa haben die Erde verlassen, als das Eiserne Zeitalter begann; jetzt steht die Göttin als Stern am Himmel.

Im Tierkreis, fiel Priscus ein; ich glaube, wir leben auch alle in Tierkreisen, und da hat die Gerechtigkeit eben keinen Platz.

Vom Lager her ertönte Stimmengewirr. Julianus stieg auf einen Steinhauken, um zu sehen, was los sei.

Der ganze Nordosthang des Marsberges war voll von Soldaten, und unten im Tal sah man Zelte und Lagerfeuer. Unter den Tausenden waren alle Völker der Erde vertreten: Römer, Griechen, Ägypter, Neger, Hebräer, Perser, Afghanen, Skythen, Germanen, Briten, Galiläer; jetzt war alles in Bewegung, und es gab ein Gewimmel, als ob Mücken umhertanzten.

Weshalb diese Unruhe? fragte Julianus.

Eine kleine Glocke hatte von der Deniskapelle zum Angelus geläutet. Die Christen waren auf die Knie gefallen; aber die Heiden waren stehengeblieben und hatten ihre Beschäftigung fortgesetzt. Die Christen sahen das als Störung an und die Heiden auch.

Diese Religion, sagte Julianus, die alle sammeln sollte, trennt sie nur. Wenn die Kirchenversammlungen, anstatt neue Glaubenssätze aufzustellen, alle Formen gesprengt und einen freien Gottesdienst verkündet hätten, mit Lobgesang und Anbetung des Allerhöchsten, dann hätten alle Menschen das Knie gebeugt im Namen des Namenlosen. Seht nun die Christen! Sie haben jetzt das Gesetz auf ihrer Seite, und darum zwingen sie die Heiden, ihren Galiläer zu verehren. – Dabei will ich ihnen nicht helfen! – Völker kann ich zusammenhalten, über Bekenner vermag ich aber nichts. – Laßt uns hinab in die Stadt gehen hier will ich mich nicht einmischen!

Einige christliche Hauptleute näherten sich dem Cäsar, in der deutlichen Absicht, Klage zu führen. Er gab ihnen aber einen Wink, umzukehren; denn er wollte mit ihnen nicht sprechen.

Julianus hielt seinen Einzug in Paris zu Fuß, von seinen Philosophen begleitet. Die Feldherren und anderen Befehlshaber hatte er nicht mitgenommen; denn er traute ihnen nicht.

Die junge Stadt erschien ihm als ein Miniaturbild des Rom der Cäsaren. In der Hauptsache wurde sie zwar aus strohgedeckten Hütten gebildet; es gab in ihr aber auch mehrere Tempel und Kapellen, eine Präfektur, ein Forum und ein Amphitheater. Das Forum, das auch als Marktplatz diente, war von Bogengängen umsäumt, in denen die Wechsler und Kaufleute ihre Buden aufgeschlagen hatten. Seine Schmalseite nahm die Präfektur ein, in der auch der Ädil und der Quästor wohnten.

Vom Volke unerkant und unbemerkt, ging der Cäsar in die Präfektur. Im Vorraum sah er christliche Symbole: das Kreuz, den Fisch, den guten Hirten und dergleichen. Das Christentum war ja die Staatsreligion, des Cäsaren Haß gegen alles Christliche war aber so groß, daß er die Bilder nicht sehen konnte. Er ging daher wieder hinaus; er ließ den Präfekten zu sich kommen und befahl, ihm den Weg zum Kaiserpalast am linken Ufer des Flusses zu zeigen.

Dort richtete er sich dann ein; für sich selbst begnügte er sich mit einer kleinen Kammer, die einer Mönchszelle glich.

Da er, seit er Byzanz verlassen hatte, manche Umwege hatte machen müssen und auch die Züchtigung der Franken und Alemannen Zeit gekostet hatte, waren Briefe aus Byzanz vor ihm angekommen. Unter ihnen war einer vom Kaiser, der ihm viel Kummer machte.

Des Kaisers Einstellung zu seinem Vetter war stets zweideutig gewesen, beinahe feindlich. Nach den Siegen, die Julianus errungen hatte, war der Despot in Byzanz ganz von Neid und Furcht ergriffen worden. Der Brief befahl Julianus, die Legionen sogleich zurückzusenden, da der Krieg beendet wäre.

Julianus erkannte die Gefahr, die entstand, wenn er dem wiedergewonnenen Land die Verteidiger entzog; seine Rechtschaffenheit und sein Pflichtgefühl geboten ihm aber, zu gehorchen, und ohne Säumen sandte er das Edikt des Kaisers ins Lager.

Dies geschah am Abend des ersten Tages.

Am folgenden Morgen trat Julianus mit seinem Stabe von Gelehrten eine Wanderung an. Sie stiegen langsam den Parnassberg hinan und streiften, indem sie die gebahnten Wege verließen, durch die Eichenwälder am Nordhang. Es wurde gewaltig philosophiert und disputiert, und Zeit und Raum vergessend, verirrte sich die Gesellschaft immer tiefer in dem Wald.

Schließlich hatten sie eine Lichtung erreicht, auf der Rehe ästen, die bei ihrem Nahen die Flucht ergriffen. Dort setzten sie sich auf seltsam geformte Steine, die in einem Kreis angeordnet waren. In den Eichen über ihren Häuptern waren große grüne Klumpen zu sehen, die aber anders gefärbt waren als das Laub der Bäume; sie hielten sie für Vogelnester.

Noch nie habe ich so viele Krähenester auf einmal gesehen, sagte der Cäsar.

Das sind keine Krähenester, Euer Gnaden, antwortete der Schreiber Eleazar, der als Sekretär Dienst tat. Das ist die heilige Mistel, die auf den Eichen wächst und die durch die Einwirkung kosmischer Kräfte diese Kugelform annimmt, die auch die Form der Erde und der übrigen Himmelskörper sein soll.

Das ist . . .

Ja, und es scheint, daß wir uns in einem heiligen Opferhain befinden, in dem die ursprünglichen Götter des Landes von Druiden verehrt werden, obwohl ihr Kult verboten ist.

Verboten, trotz des Ediktes, das der Kaiser in Mailand über die Religionsfreiheit erlassen hat, fiel der Sophist Priscus ein.

Julianus liebte es nicht, an diese Freiheit erinnert zu werden, durch die das Christentum die Freiheit erhalten hatte, die anderen Bekenntnisse zu unterdrücken. Er erhob sich, und mit ihm die Gesellschaft, und sie setzten ihre Wanderung fort.

Nach einer Weile erreichten sie Suresnes und seine Weinberge, deren Mauern von Feigen- und Pfirsichbäumen umsäumt waren.

Als sie eine Höhe erstiegen hatten, sahen sie unten vor sich das ganze Seine-Tal, mit seinen Feldern, Gärten und Villen.

Das ist ja das gelobte Land Kanaan! rief Julianus aus, hingerissen von dem schönen Bilde.

Auf der anderen Seite des Flusses erhob sich der Marsberg, mit dem Tempel und der Kapelle; und dort, wo der Berghang von der Erde entblößt war, schimmerte der Kalk mit weißen Flecken durch, die aussahen wie eine unendliche Menge von Zelten, die auf dem Hügel aufgeschlagen waren.

Die Philosophen standen lange da und betrachteten die Aussicht. Plötzlich war ein Getöse zu hören, wie bei einem nahenden Hagelwetter. Es war aber keine Wolke zu sehen. Das Gefolge stand stauend und lauschend.

Das Getöse nahm an Stärke zu und wurde zum Geschrei, Geheul und Waffengeklirr.

Jetzt schien der Marsberg in Bewegung zu geraten. Auf seinem Gipfel wogte es, helle Blitze schossen hervor. Wie ein Strom begann

sich das Leuchtende, Bewegliche den Berg herab stadtwärts zu wälzen.

Nun begriffen sie.

Das sind die Legionen, die in Aufruhr geraten sind! rief Maximus.

Das Edikt hat gewirkt!

Sie suchen ihren Cäsaren.

Da bleibt nur übrig, umzukehren und heimzugehen.

Die Gesellschaft schlug jetzt ihren Weg entlang des Flusses, stromaufwärts ein, denn von ihm aus konnten sie die Legionen mit den Blicken verfolgen.

Immer gewaltiger stürzte die von blanken Waffen und Helmen glitzernde Flut herab.

Sie beschleunigten ihre Schritte und erreichten den Palast, in dem große Aufregung herrschte.

Julianus war von Natur ein mutiger Mann; aber die Schüchternheit des Gelehrten ließ ihn öfters das öffentliche Hervortreten scheuen. Er ging daher durch das Badehaus und suchte seine einsame Kammer auf, um abzuwarten, was nun geschehen würde.

Er wanderte in der Kammer in großer Unruhe hin und her, als ob sich sein Schicksal gerade jetzt fürs ganze Leben entscheiden sollte.

Es kam nun so, wie er es bereits ahnte.

Von der Hofseite her wurden Rufe laut:

Ave Caesar Julianus Imperator!

Wir wählen Julianus zum Kaiser!

Die Krone dem Julianus!

Tod dem Constantius, dem Weichling und Mörder!

Es konnte keinen Zweifel mehr geben. Die Legionen hatten Julianus zum Kaiser ausgerufen; denn sie wollten dieses gesegnete Land nicht verlassen, dessen Eroberung sie Blut gekostet hatte.

Julianus, der die Macht nicht anstrebte, weil er die Verantwortung fürchtete, wollte Widerstand leisten. Aber die Abgesandten des Heeres warnten ihn:

Wenn du die Wahl nicht annimmst, wirst du erschlagen!

Wer es nicht wagt, zu herrschen, der wird versklavt!

So wurde Julianus der Kaiser des großen Reiches, das sich vom Schwarzen Meere bis zum Atlantischen Ozean erstreckte.

Die Nacht, die diesem Tage folgte, brachte der Kaiser in tiefem Nachdenken zu. Als er sich am Morgen nach dem Bade seinen Freunden zeigte, erkannten sie ihn fast nicht wieder. Er hatte im genauen Sinne des Wortes eine Maske abgeworfen und zeigte sein neues Ant-

litz mit einem neuen Ausdruck, fast mit neuen Zügen. Trotz seinem rechtschaffenen Charakter war Julianus, gleich Konstantin, gezwungen, stets als Heuchler zu leben, indem er die christliche Lehre, an die er nicht glaubte, begünstigte und ausübte. Ja, er war sogar genötigt worden, die von dem Konzil zu Nicäa verkündeten Glaubenssätze von der Dreifaltigkeit und der Gottheit Christi zu bekennen, die Gottesdienste zu besuchen und die Fasten zu halten.

Jetzt, da die Macht in seine Hände gelegt worden war, war es sein erstes, seine Freiheit zu benützen und der zu sein, der er war.

Seine erste Tat war, die Schafe von den Böcken zu sondern, indem er die Galiläer aus dem Heere ausschied und aus ihnen eigene Legionen bildete, unter dem Vorwand, die Christen seien dann besser in der Lage, ihre religiösen Bräuche auszuüben. Aber zur gleichen Zeit umgab er seine Person nur mit Heiden vom alten Schlage: mit Hebräern, Syriern, Persern und Skythen, aller Art Leute, nur keine Christen.

Zugleich legte er den strahlenden Purpur und das Diadem des Imperators an, stutzte und vergoldete seinen Bart und zeigte sich im Freien nur zu Pferde und mit großem Gefolge.

Als dies getan war, ging er daran, die Huldigung des Volkes entgegenzunehmen; zu diesem Zwecke beschloß er das Theater zu benützen. Er wollte dort die Trilogie des Äschylos »Prometheus«, die damals noch vollständig vorhanden war, aufführen. Die Schauspieler brachte er selbst mit sich, und das Theater stand fertig da. Das Gerücht hatte sich bald in der Stadt verbreitet und war von den Heiden mit Jubel aufgenommen worden, während die Christen davon verstimmt wurden. Das niedere Volk hatte zwar Gladiatorenkämpfe und Tierhetzen erwartet, aber eine »Komödie« war ja immer willkommen.

Der Tag war herangekommen, und die Stadt war festlich geschmückt. Das Spiel sollte vom Morgen bis zum Abend währen, ohne Pausen für die Mahlzeiten. Da der Frühling sich kalt und unbeständig gezeigt hatte, wurde man aufgefordert, den Cucullus mitzubringen, ein Kleidungsstück in der Art des römischen Mantelkragens mit Kapuze. Dies war um so nötiger, als das Theater unter freiem Himmel lag.

Der Cäsar, nunmehr Augustus, fand sich im Theater zur festgesetzten Zeit ein, begleitet von seinen Philosophen, die aber ihre Plätze in einigem Abstand von ihm hatten, denn der Cäsar saß in der Staatsloge, in der er den Präfecten, den Ädilen und den Quästor erwartete.

Er war etwas verwundert, diese höchsten Beamten der Stadt nicht

anzutreffen. Da der Ädil auch dem Schauspiel vorstand, wagte man nicht, vor seiner Ankunft zu beginnen.

Das Volk hatte sich beim Eintritt des Cäsaren erhoben und auf vielen Tribünen hatte man »Er lebe!« gerufen; dann trat aber ein unbehagliches Stillschweigen ein, während dessen der Kaiser mit kühler Neugierde betrachtet wurde.

Als er schließlich des Wartens müde wurde, rief er seinen Sekretär, den Hebräer Eleazar, zu sich und befahl ihm, zur Präфекtur zu gehen und sich nach der Ursache des Ausbleibens zu erkundigen; aber gleichzeitig gab er das Zeichen zum Beginn des Schauspiels.

Die Schauspieler traten auf, und am Altar brachten sie das Opfer dar, das in den ältesten Zeiten die Tragödie eröffnete. Da die blutigen Opfer von allen Religionen aufgegeben worden waren, sogar von der jüdischen nach der Zerstörung des Tempels unter Titus im Jahre 70 nach Christus, so erregte die ungewohnte Handlung große Neugier. Die Legionäre waren ja an Blut gewöhnt; aber die Pariser Bürger und ihre Frauen wandten sich ab, als der Bock dem Dionysos geschlachtet wurde.

Den Grund, aus dem Julianus trotz allem diesen Brauch einführen wollte, glaubte man in seinem lobenswerten Streben suchen zu sollen, alle Religionen zu verschmelzen, indem er aus den Zeremonien aller die tiefere Bedeutung hervorhob. Das Opfer war ja eine Gabe, ein Verzicht und ein Beweis der Dankbarkeit; der Mystiker Maximus hatte aber den Kaiser davon überzeugt, daß in dem Blute selbst, in der Quelle des Lebens, Kräfte verborgen lägen, die geistige Mächte niederen Ranges an sich ziehen. Das Menschenkind vergießt bei der Geburt das Blut seiner Mutter, und die heilige Handlung der Beschneidung sollte an den blutigen und schmerzhaften Vorgang bei der Geburt erinnern. Auf den Gräbern der Häuptlinge wurden Sklaven geschlachtet, und noch unter Julius Cäsar hatten die Römer bei einem außerordentlichen Anlaß dreihundert Gefangene geopfert. Verführt von diesen und ähnlichen Philosophen, wurde Julianus auf einen Weg gelockt, der ihn ins Verderben führen sollte.

Nach dem Opfer, über das die Soldaten gelacht und die Frauen geweint hatten, begann das Schauspiel in der ursprünglichen Sprache des Dichters. Griechisch wurde zwar von allen Gebildeten von Palästina bis Gallien gesprochen, aber die Ungebildeten verstanden es nicht, und deshalb saßen die Bürger unaufmerksam da.

Als der Chor zum zweitenmal auftrat, kam Eleazar zurück und berichtete über die Erledigung seines Auftrages:

Dies ist geschehen: Der Bischof von Sens, das Oberhaupt der gallischen Kirche, ist in der Stadt angelangt und hält jetzt Messe in der

Kirche. Die hohen Beamten sind dabei zugegen und lassen sich beim Kaiser entschuldigen; sie hätten geglaubt, er wüßte, daß die Christen niemals das Theater besuchen, und sie berufen sich auf die Religionsfreiheit.

Gut! Das sollen sie büßen! Jetzt, Eleazar, Jude, sollst du dich an meine Seite setzen und mit mir plaudern. Die Schauspieler sind schlecht, und ich kann ihre griechische Aussprache nicht leiden.

Eleazar machte Einwendungen, aber der Kaiser wollte sie nicht gelten lassen.

Der Vormittag schleppte sich dahin, und als der erste Teil der Trilogie zu Ende war, schien ein Teil des Publikums sich davonschleichen zu wollen. Aber die Ausgänge waren versperrt, denn man wollte nicht vor leeren Bänken spielen und auch dem Kaiser nicht Mißachtung zeigen.

Der Unmut des Publikums wurde aber immer größer, denn man war müde und hungrig. Auch die Aufnahme des Juden in die Loge des Kaisers hatte peinliche Aufmerksamkeit erregt. Nicht deshalb, weil er ein Jude war; denn der Judenhaß entstand erst viel später, nach den Kreuzzügen. In den ersten Jahrhunderten wurden die Juden mit den Christen verwechselt, weil man die neue, aus dem Judenland kommende Lehre für eine Fortsetzung der mosaischen ansah. Deshalb sah man den Juden also nicht scheel an, sondern mehr wegen seines unansehnlichen Äußeren und seiner niederen Stellung. Es war eine Herausforderung, und zwar am meisten eine solche der Christen, denn der Jude war doch ein Fremdling und ein Ungläubiger.

Als nun im zweiten Teil Prometheus an den Felsen festgeschmiedet wurde, mochte der Schauspieler sich den Gekreuzigten zum Vorbild genommen haben, denn er nahm wirklich dessen Stellung an: die Arme ausgestreckt, das Haupt auf die Brust gesenkt. Das Volk fing an, aufmerksam zu werden, und da es weder die Sprache verstand noch sich in der Mythologie auskannte, glaubte es, man spiele das Leiden Christi. Da dies noch nie auf dem Theater dargestellt worden war, fiel es unangenehm auf, und man begann, sich halblaut zu unterhalten.

Der Kaiser war zornig und zuckte mit keinem Muskel. Wenn der sonst ruhige Mann böse wurde, verlor er den Verstand. Er saß in seinem Schweigen da und schmiedete Pläne gegen diese Barbaren, die die Weisheit der Vorväter vergessen hatten. Die Mittagszeit war gekommen, und die Ungeduld zeigte sich nun ganz deutlich.

Da fing der Himmel an, sich mit Wolken zu bedecken, und einige Schneeflocken fielen sachte herab, wie Federn. Wer einen Mantel hatte, der zog ihn über den Kopf. Die Schauspieler blickten nach de

Loge des Kaisers; der aber rührte sich nicht, obwohl er kein Dach über dem Kopf hatte. Er war Soldat und durfte vor so etwas Geringem, wie schlechtem Wetter, keine Furcht zeigen.

Jetzt begann Prometheus der Io gerade von dem Sohn zu weissagen, den sie gebären würde und der Zeus stürzen und Prometheus befreien sollte. Die Gebildeten, Christen und Heiden, sahen einander bedeutungsvoll an, als Io rezitierte:

»Was sagst du? Ein Sohn von mir wird retten dich?«

Als nun Prometheus antwortete:

»Der dritte ist's, nach zehn Geschlechtern!«, da erhob sich im Theater ein Gemurmeln.

Zehn Geschlechter, das waren rund siebenhundert Jahre; das reichte gerade bis zu Christi Geburt, da die griechische Zeitrechnung mit dem Jahre 763 begann, dem Ende der mythischen Epoche, in der das Stück spielen sollte.

Julianus merkte, daß er Holz zu dem Feuer herbeigetragen und die Christen bestärkt hatte, ohne daß er es wollte. Äschylos hatte die Ankunft Christi aufs Jahr genau vorausgesagt, auch daß er Zeus stürzen würde. Mehr brauchte es nicht für die rechtgläubigen Athanasier, um die Arianer zu zerschmettern, die die Gottheit Christi leugneten.

Der Schneefall wurde immer dichter und heftiger. Der Cäsar saß da, weiß wie ein Leichentuch; er rührte sich aber nicht, denn er war außer sich vor Zorn gegen sich selbst und gegen die Dämonen, die ihn verlockt hatten, dieses Stück zu wählen; gegen den Himmel, der ihn verhöhnte.

Das ganze Publikum saß eingeschneit da und disputierte über die Gottheit Christi. Die kleinen Leute lachten und murrten.

Die einzigen, die vor den Launen des Wetters geschützt waren, waren die Schauspieler unter dem Zeltdach. Aber der nasse Schnee war schwer; das Tuch bauschte sich aus und zerriß.

Da erhob sich das ganze Publikum und brach in ein schallendes Gelächter aus. Die Schauspieler krochen unter dem Schnee hervor. Die Türen wurden geöffnet, und alles flüchtete, außer dem Cäsaren und seinen Philosophen.

Gleich nach seiner Ausrufung hatte Julianus einen Boten an den Kaiser in Byzanz gesandt und erwartete nun ruhig dessen Antwort.

Inzwischen war die Zeit der Wintersonnenwende und des Jahreswechsels herangekommen. Die Christen hatten damals gerade begonnen, die Geburt Christi zu feiern, und dabei gewisse Gebräuche von den römischen Saturnalien übernommen, von einem Fest zur Ehre Saturns. Julianus, der von dem Handschuh, den die Nazarener

ihm hinwarfen, gereizt war, begann, sich zu Widerstand und Angriff zu rüsten. Er wollte jetzt seine Macht gebrauchen, um dem Heidentum das zurückzugeben, was ihm zukam, und den Christen zeigen, woraus sie ihre Kenntniss der höchsten Dinge geschöpft hatten. Er wollte zugleich auch das Heidentum christianisieren, damit es bei seiner Wiederkunft alle für sich gewinnen könnte.

Der alte Jupitertempel auf der Insel im Fluß, der seit langer Zeit geschlossen gewesen, stand eines Nachts offen. Man sah Licht darin und hörte das Geräusch von Hämmern und Sägen, von Hacken und Maurerkellen.

Das ging so einige Zeit, während Geschwätz darüber in der Stadt umlief.

In einer Winternacht saß Julianus mit Maximus, Priscus und Eleazar im Opisthodomus, dem Priesterraum hinter dem Altar, im Jupitertempel. Der ganze Tempel war erleuchtet, und man merkte sogleich den Zweck der vorgenommenen Ausbesserungen. An der linken Pfeilerreihe war eine Art Ambö oder Kanzel angebracht, darunter ein Beichtstuhl; ferner sah man einen siebenarmigen Leuchter, ein Taufbecken, einen Tisch mit Schaubroten und einen Räucheraltar.

Das war Julianus Versuch, die neue Lehre an die alte anzuknüpfen, Heidentum, Judentum und Christentum zu vereinigen. Heliogabalus hatte schon in seiner rohen Art den gleichen Versuch gemacht, indem er die syrische Sonnenverehrung in Rom einführte und gleichzeitig alle Götter der Welt beibehielt, sogar die ägyptischen. Aber die Christen wollten nicht mitmachen, und auch die Juden nicht.

Julianus liebte die Juden nicht; sein Haß gegen das Christentum war aber so groß, daß er gerne dem halsstarrigen Volk in Palästina helfen wollte, sich gegen das Christentum zu erheben. Zu diesem Zwecke hatte er den Befehl gegeben, den Tempel in Jerusalem wieder aufzubauen, und das war die Angelegenheit, die er jetzt mit seinen Philosophen, Eleazar eingerechnet, besprechen wollte.

Was meint ihr also, schloß Julianus seine lange Ansprache, vom Aufbau Hierosolymas? Maximus möge als erster reden!

Cäsar Augustus, antwortete Maximus, der Mystiker, Jerusalem ist von der Erde vertilgt worden, wie es die Propheten vorausgesagt haben, und sein Tempel kann nicht aufgebaut werden.

Er kann es nicht? Er *wird* aufgebaut werden!

Er kann es nicht! Allerdings hat Konstantins Mutter eine Kirche über dem Grabe Christi errichtet, aber der Tempel kann sich nicht mehr erheben. Ist nicht seit Salomo die Geschichte der Stadt eine Geschichte der Zerstörungen Jerusalems? Sisak, Philister, Araber, Syrer,

Joas, Ägypter und Chaldäer haben sie zuerst zerstört. Dann kam Alexander, Ptolemaeus und schließlich Antiochus Epiphanes, der die Mauern niederriß und ein Bild des Jupiter im Tempel aufstellte. Und nun gib acht: 63 Jahre vor Christus wurde Jerusalem von Pompejus erobert. Was geschah im gleichen Jahre nach Christus im römischen Reiche? Denke nach! – Pompeji, die Stadt bei Neapel, die den gleichen Namen wie der Eroberer trägt, wurde im Jahre 63 durch ein Erdbeben zerstört. Das war wie eine Antwort, und der Herr Zebaoth bekriegte Zeus-Jupiter.

Höre, fiel Julianus ein, deine pythagoräischen Zahlenspekulationen kann ich nicht gutheißen. Wenn beide Ereignisse im Jahre 63 vor Christus gewesen wären, dann wäre ich vielleicht überzeugt worden.

Warte ein wenig, Cäsar, und du wirst es werden! Nach der Eroberung durch Pompejus und der Plünderung durch Cassius baute Herodes der Große Stadt und Tempel wieder auf. Aber bald nachher, im Jahre 70 nach Christus, wurde Jerusalem von Titus vollständig zerstört. Nur neun Jahre später begann der Monte Somma Feuer zu speien, wie er es nie zuvor getan hatte, und zerstörte dadurch Pompeji (und Herculaneum) vollständig. Pompeji und Herculaneum waren Sodom und Gomorrha, und Vespasian, der vor Titus in Jerusalem gehaust hatte, wurde in Pompeji in einem eigenen Tempel angebetet, der von der Erde verschwand. Glaubst du vielleicht, daß die Christen den Vesuv angezündet haben, so wie Nero glaubte, daß sie im Jahre 64 Rom anzündeten?

Julianus wurde nachdenklich.

Es waren neun Jahre dazwischen ... aber es sieht sonderbar aus.

Ja, fuhr Maximus fort, in genau dem gleichen Jahre 70, in dem Titus Jerusalem zerstörte, brannte das Kapitol ab.

Dann sind es die Götter, die Kriege führen, und wir sind nur Soldaten, rief Julianus aus.

Priscus, der Sophist, der den Wortstreit liebte, beschloß, das Feuer, das auszugehen drohte, wieder zu entfachen:

Aber Christus hat gesagt, daß kein Stein auf dem andern bleiben wird und daß der Tempel sich niemals mehr erheben wird.

Hat Christus das gesagt? Nun, dann soll er zeigen, ob er ein Gott war, denn jetzt will ich Salomos Tempel aufbauen!

Und dann wandte er sich zu Eleazar:

Glaubt Eleazar an Wahrzeichen?

So gewiß der Herr lebt und so gewiß uns der Gott Abrahams aus der Knechtschaft der Ägypter geführt und uns Kanaan gegeben hat, so gewiß wird er die Verheißung erfüllen und uns Land, Stadt und Tempel wiederschenken!

Es geschehe, wie du glaubst! Der Tempel soll aufgebaut werden, wenn auch nicht in drei Tagen, wie der Galiläer meinte!

Die Wintersonnenwende war gekommen, und in Lutetia begannen die Saturnalien. Die Heiden hatten das Fest immer als eine Erinnerung an das Goldene Zeitalter der Sage gefeiert, das unter der Herrschaft des guten Saturn gestanden haben soll. Damals war Friede auf Erden: Der Löwe spielte mit dem Lamm, die Felder brauchte man nicht zu bestellen, und sie trugen dennoch Frucht, es wurden keine Waffen geschmiedet, denn die Menschen waren gut und rechtschaffen. Das schöne Fest, das bei den Römern in Vergessenheit geraten war, wurde von den Christen übernommen, die mit der Ankunft Christi ein neues Goldenes Zeitalter oder das Tausendjährige Reich erwarteten. Aber jetzt wollte Julianus den Heiden ihr Vorrecht wieder zurückgeben und zugleich den Nazarenern zeigen, woher sie ihre religiösen Bräuche genommen hatten.

Das Fest begann nach alter heidnischer Sitte mit der Ausrufung des Feiertages. Die Kaufläden waren geschlossen und die Stadt festlich geschmückt, als man am Morgen eine Prozession aus der Basilika heraustreten und sich nach dem Markte hinbewegen sah. An der Spitze schritt König Saturn, mit einem Füllhorn, Korngarben und Tauben; gefolgt von den Tugenden, der Fortuna, dem Reichtum, dem Frieden und der Gerechtigkeit. Dann kam ein Schauspieler als Cäsar verkleidet, der an der Hand einen Gefangenen führte, den man zu Ehren des Tages aus seinen Ketten befreit hatte. Dann kamen Herren Arm in Arm mit ihren Sklaven, dann Frauen und Kinder, die aus Garben Korn für die Sperlinge auf die Straße schütteten.

Die Prozession zog durch die Straßen und erweckte zunächst freundliche Aufmerksamkeit.

Dann zog man in den Tempel, in dessen Apsis die Statue eines Jupiters oder Zeus aufgestellt war. Man hatte sie so geschickt modelliert, daß man sie auch für Gottvater, den Schöpfer, halten konnte oder für Moses, den man in jener Zeit abzubilden begann. Neben dieser Statue stand etwas tiefer Orpheus als der Gute Hirte, mit dem Lamm auf den Schultern, und auf dem Sockel war als Relief sein Abstieg in die Unterwelt zu sehen und seine Rückkehr mit Dike, der Gerechtigkeit, ein Wort, das man aus dem Namen seiner Gattin Eurydike abgeleitet hatte und das vor allem den Christen galt.

Vor dem Götterbild stand der jüdische Schaubrote-Tisch mit Brod und Wein, als Erinnerung an den Brauch, von dem die Christen die Eucharistie und das Meßopfer entlehnt hatten. Wie zufällig wurde ein neugeborenes Heidenkind herbeigebracht und in dem Becken

getauft. Als einer, dem die Rolle einstudiert war, fragte, ob die Heiden getauft wurden, antwortete ein anderer, dem man es ebenfalls eingelehrt hatte, daß die Vorväter stets den Brauch gehabt hätten, die neugeborenen Kinder zu waschen.

Das Ganze war eine Komödie, die Julianus in Szene gesetzt hatte. Nun bestieg Maximus die Kanzel und gab in der Art der neuplatonischen Philosophie Erklärungen von allen Bildern, Symbolen und Bräuchen. Er bewies auch, daß die Heiden nie mehr als einen Gott verehrt hätten, dessen viele Eigenschaften sie in verschiedenen Verkörperungen zum Ausdruck brachten. Dann verteidigte er scheinbar die Gottheit Christi, seine wunderbare Geburt und seine Wunderthaten. Wir seien ja alle göttlicher Herkunft, da Gott uns erschaffen hätte und wir seine Kinder wären. Die Geburt Christi aus einer Jungfrau war keineswegs merkwürdig, da auch der Philosoph Plato aus einer Jungfrau geboren wurde und keinen Vater hatte. Hier schob er in seine Predigt den Ausruf ein:

Wunder! Warum sollen wir nicht an Wunder glauben, da wir doch an einen allmächtigen Gott glauben? Daß er allmächtig ist, das bedeutet ja, daß er die Naturgesetze, die er selbst aufgestellt hat, aufheben kann. Daher ist der, der nicht an Wunder glaubt, ein Esel!

Die Predigt wurde von Christen und Heiden angehört. Die Christen dünkten es, sie hätten ihre schwer faßlichen Lehren noch nie so klar beweisen hören, und den Heiden wurde es deutlich gesagt, daß sie mit den Christen eins wären.

Was steht dann zwischen uns? rief Maximus aus, hingerissen von der Eintracht und dem Einverständnis, die im Tempel herrschten. Haben wir nicht alle *einen* Vater, hat uns nicht alle *ein* Gott erschaffen? Was schmäht ihr da, der eine mit dem andern? Haben wir heute nicht die Erinnerung gefeiert an bessere Zeiten, die einst waren und die sicher wiederkommen werden, so wie das Licht nun mit der wiederkehrenden Sonne wiederkehrt, Zeiten der Versöhnung und des Friedens auf Erden, in denen niemand Herr und niemand Knecht sein wird? Hier gibt es keine Juden, keine Griechen, keine Barbaren, hier sind wir alle Brüder und Schwestern im Glauben! Deshalb liebet einander, versöhnt euch mit Gott und mit euren Mitmenschen, gebt euch den Friedenskuß, freuet euch, bessert euch, seid eines Sinnes, und der Gott des Friedens und der Liebe wird mit euch sein!

Die Versammlung war ganz verzückt. Mit Tränen in den Augen fiel man einander in die Arme, drückte sich die Hände und küßte sich auf die Wangen.

Da wurde mit einemmal rund um den Altar eine Reihe Lichter angezündet: Das gehörte zum Zeremoniell der Saturnalien und deutete

die Wiederkunft der Sonne an, ein Brauch, den die Christen übernahmen, als sie Christi Geburt und die Weihnachtszeit feierten.

Hierauf wurden Bettler vorgeführt, denen Herren die Füße wuschen. Dann setzte man zwölf Sklaven an einen gedeckten Tisch, und ihre Besitzer bedienten sie.

Julianus, der, im Opisthodomus verborgen, die ganze Feier mitansah, jubelte im Innern, denn mit diesen uralten heidnischen Zeremonien hatte er die Christen schwer getroffen. Auch hier gab es Barmherzigkeit und Menschenliebe und hatte sie zu allen Zeiten gegeben. Das hatte er ausdrücken wollen, ohne es in Worte zu fassen.

Schließlich wurden die Kinder hergeführt und erhielten als Geschenk Puppen aus Wachs oder Ton.

Die Täuschung gelang vollkommen: Die Christen waren wie verzaubert.

Die Heiden sind ja Christen! riefen sie. Warum schmälen und streiten, wenn wir einig sind?

Die Gefühle wallten auf, und der Erfolg war vollständig. Das war der Sieg des ersten Tages. Und als die Christen am nächsten Tag ihr Weihnachtsfest begehen wollten, konnte es nur als eine Kopie des heidnischen Festes erscheinen.

Sieben Tage währten die Saturnalien, und Julianus, berauscht von dem Erfolge, beschloß jetzt, den ganzen alten Kult, mit all seiner grauenhaften Majestät, hervorzuholen.

Seine Philosophen warnten ihn; er aber hörte nicht mehr auf sie. Er mußte seine Hekatombe haben: Hundert geschmückte Stiere sollten auf dem Platz vor dem Jupitertempel geschlachtet werden, als Opfer für die alten Götter.

Er ist wahnsinnig! klagte Eleazar.

Wen die Götter verderben wollen, den schlagen sie mit Blindheit! Jetzt reißt er nieder, was er aufgebaut hat.

Es wäre schwer zu erklären, wie der hochgebildete, begabte und schönheitsliebende Julianus auf den unsinnigen Gedanken kommen konnte, die blutigen Opfer wieder einzuführen.

Das war ja ein Schlachten oder eine Hinrichtung, und weder der Schlächter noch der Henker genossen in der Gesellschaft irgendwelche Achtung. Man müßte wohl annehmen, daß der Christushaß ihm der Verstand lähmte, als er, in der Tracht des Opferpriesters, den ersten Stier vorführte, der vergoldete Hörner hatte und eine weiße Binde trug.

Nachdem er den Weihrauch auf dem Altar entzündet hatte, goß er eine Schale Wein über das Haupt des Stieres aus, stieß ihm das Messer in den Nacken und drehte es um.

Ein Schauer ging durch die Menge, die aber wie festgenagelt auf dem Platze verblieb.

Als aber das Blut umherspritzte und der Kaiser den zuckenden Tierkörper öffnete, um die Eingeweide zu untersuchen, da erhob sich ein Geschrei, das zum Geheul wurde, und alles floh.

Apostata! hörte man jetzt zum erstenmal rufen.

Das war die Niederlage! – Die Tiere wurden von ihren Wächtern freigelassen und rasten auf der Flucht durch die Straßen der Stadt.

In seinem weißen, blutbespritzten Gewand mußte der Kaiser allein nach seinem Palaste gehen.

Heiden und Christen bezeugten bei seinem Anblick ihren Abscheu. Seht den Schlächter! wurde gerufen.

Apostata! Abtrünniger!

Wahnsinniger!

Als Julianus heimkam, war er fast zu Stein geworden; aber noch ehe er die Kleider wechselte, setzte er sich an seinen Tisch und verfaßte ein Edikt gegen die Christen. Darin wurde ihnen verboten, zu studieren und Staatsämter zu bekleiden.

Dies war der erste Schritt.

Am Abend des gleichen Tages empfing er einen Brief: Der war vom Kaiser Constantius aus Byzanz, der seine Wahl nicht anerkannte, sondern drohte, ihm mit Heeresmacht in Gallien entgegenzutreten.

Das kam ganz unerwartet. Julianus brach von Lutetia auf, um seinem Vetter gewaffnet zu begegnen. Als er jetzt ostwärts zog, war es ihm, als gehe er in den Tod. Aber die Würfel des Glücks fielen zunächst für ihn günstig: Constantius starb unterwegs, und Julianus wurde Alleinherrscher.

Dies nahm er als ein Zeichen, daß die Götter ihm gewogen wären, und im Gefühl, daß höhere Gewalten auf seiner Seite seien, zog er in den Krieg.

Aber es war nur ein letztes Spiel, das seine Götter mit ihm spielten. Es wird erzählt, daß er, bevor er gegen die Perser zog, sein Schicksal erforschen wollte und zu diesem Zwecke den Körper einer Frau aufschlitzte, um in den Eingeweiden seine Zukunft zu lesen. Dies braucht nicht wahr zu sein, ebensowenig wie die verschiedenen Berichte von seinem Tod, der ihn kurz nachher ereilte. Sicher ist aber, daß der Galiläer über Zeus siegte, der sich nie mehr erhob.

Sicher ist auch und von christlichen, jüdischen und heidnischen Schriftstellern bestätigt, daß der Tempel in Jerusalem nie aufgebaut wurde, denn als der Grund dazu gelegt werden sollte, brach Feuer aus dem Boden, und zwar in Zusammenhang mit einem Erdbeben.

Das gleiche Erdbeben zerstörte auch Delphi, den »Mittelpunkt der Erde« und das Zentrum des religiösen und politischen Lebens von Hellas.

ATTILA

Seit Konstantin dem Großen gab es kein Hellas, kein Rom und kein Palästina mehr; die Kultur war nach Osten gewandert, denn Konstantinopel war die Hauptstadt Europas. Und vom Osten aus wurden Rom, Spanien, Gallien, Germanien unter verschiedenen Namen durch Satrapen regiert. Es sah so aus, als ob Europa ausgeblüht hätte, als ob Rom zu Grabe gegangen wäre; aber es sah nur so aus. Die Geschichte ging nicht schnurgerade, sondern schlug Umwege ein, und deshalb schien es, als ob die Entwicklung auf Abwege geraten, in die Irre gegangen wäre. Das war sie aber nicht.

Das Christentum, das jetzt gegen Westen vordrang, stammte ja aus dem Morgenland, und deshalb bildete das alte Byzanz eine Übergangsstelle. In Rom, das man seinem Schicksal überließ, weil die Satrapen in Mailand und Ravenna residierten, fing eine neue Weltmacht an aufzukeimen, eine geistige, die in der Stille eine neue Kaiserkrone schmiedete, um sie, wenn die Zeit gekommen war, dem Würdigsten zu übergeben.

Und der Gewinner des Erbes war von Tacitus vorhergesagt worden: ein junges Volk aus dem Norden, gesund, redlich und gutmütig. Das waren die Germanen, die tausend Jahre lang die Kaiserkrone besitzen sollten: vom Jahre 800 bis 1815. Schon am Anfang des 5. Jahrhunderts hatten ja die Westgoten Rom erobert, sich aber wieder zurückgezogen. Andere germanische Stämme hatten Gallien, Spanien und Britannien überschwemmt, aber keiner hatte in Italien Wurzel gefaßt.

Da betrat ein noch jüngeres Volk den Schauplatz, von dessen Herkunft man nichts wußte. Und mit diesem schien die Verheißung von Kanaan, die den Germanen gegeben worden war, wieder zurückgenommen zu sein; denn die Hunnen saßen schließlich in Ungarn und erhoben Tribut von allen Völkern Europas. Um ein hölzernes Schloß und einige Baracken am Flusse Theiß waren Griechen, Römer, Byzantiner und allerhand Germanen versammelt, um einen Thron, auf dem ein Wilder saß, der wie ein Fleischklumpen aussah.

Im Jahre 453 wollte dieser König nach manchen Erlebnissen ein

seiner vielen Hochzeiten halten, und zu diesem Zwecke hatte er die großen Herren aus ganz Europa herbeigerufen (denn ein Fürst bittet nicht). Und sie kamen zu Roß, vom Norden und Süden, vom Osten und Westen.

Vom Westen her, am Ufer der Donau entlang, unterhalb des Knies, an dem jetzt Gran liegt, ritten zwei Männer an der Spitze einer Karawane. Mehrere Tage lang waren sie dem grünen Flußlauf gefolgt, mit seinen lieblichen, von Schilf und Erlen umsäumten Ufern, mit den Schwärmen von Enten und Reiher. Jetzt mußten sie den kühlen Schatten der Waldregion verlassen und sich ostwärts gegen die Steppe wenden, die sich bis zur gelben Theiß erstreckte.

Der eine, der der Schar voranritt, war ein Römer; er hieß Orestes und war weitbekannt und berühmt. Der andere war ein Rugier; er kam von der Küste der Ostsee und hieß Edeko; er war ein Fürst und war gezwungen worden, Attila zu folgen.

Bisher hatten die beiden großen Herren nur wenig gesprochen, denn sie mißtrauten einander. Als sie aber auf die weite Steppe hinauskamen, die sich wie ein Meer klar und licht offen vor ihnen ausbreitete, da schien es ihnen selbst licht zu werden, und sie ließen alles Mißtrauen fahren.

Warum reist du zur Hochzeit? fragte Orestes.

Weil ich nicht wage, wegzubleiben, antwortete Edeko.

Genau wie ich!

Und die Braut? Die Burgunderin wagte nicht, nein zu sagen.

Die? Doch, die hätte es gewagt.

Sie sollte also jenen Wilden lieben?

Das habe ich nicht gesagt.

Dann haßt sie ihn vielleicht? Eine neue Judith für diesen Holofernes?

Wer weiß? Die Burgunder lieben den Hunnen nicht nach seinem letzten Raubzug in Burgund; damals hat er auch Worms zerstört.

Auf alle Fälle ist es unbegreiflich, daß er sich nach der Niederlage auf den Katalaunischen Feldern wieder erholt hat.

Unbegreiflich ist alles, was mit diesem Menschen zusammenhängt; wenn man ihn überhaupt einen Menschen nennen kann.

Du hast recht! Er soll nach seinem Oheim Rua, von dem wir nichts wissen, auf den Thron gekommen sein. Er hat seinen Bruder Bleda ermordet. Zwanzig Jahre haben wir ihn wie eine eiserne Zuchtrute über uns gehabt, aber als er jüngst vor Rom stand, da kehrte er um.

Er hat aber seinen Kriegern geloben müssen, daß er ihnen Rom einmal preisgeben wird.

Warum verschonte er Rom?

Das weiß man nicht. Man weiß nichts über diesen Mann, der auch selbst über sich nichts zu wissen scheint. Er sagt, er sei aus dem Osten gekommen; das ist alles! Das Volk sagt, die Hunnen seien in den Wüsten von Hexen und Dämonen gezeugt worden. Fragt man Attila, wer er ist und was er will, so antwortet er: »Gottes Geißel!« Er baut keine Stadt, er gründet kein Reich; er zerstört aber alle Städte und herrscht über alle Reiche.

Um wieder von der Braut zu sprechen: Sie heißt Ildico, ist also eine Christin?

Ja, aber was kümmert das Attila? Der hat ja keine Religion.

An etwas muß er doch glauben, da er sich Gottes Geißel nennt und behauptet, das Schwert des Kriegsgottes gefunden zu haben.

Die Formen sind ihm einerlei. Sein erster Minister Onegesius ist Grieche und Christ . . .

Sehen wir uns den sonderbaren Mann an, der, anstatt in Byzanz oder Rom zu sitzen, sich hier in der Steppe niedergelassen hat.

Das wird daher kommen, weil diese Gegend seinen Steppen dort im Osten ähnlich sieht. Der gleiche Boden, die gleichen Vögel und Kräuter; er fühlt sich hier daheim!

Darnach verstummten sie, denn die Sonne stieg höher und die Hitze nahm zu. Niedrige Tamarisken, Wermut- und Natronpflanzen gaben keinen Schatten. Steppenhühner und Steppenlerchen waren die einzigen Lebewesen, die man in der Wüstenei antraf . . . Die Rinder-, Ziegen- und Schweineherden waren verschwunden, denn Attilas halbe Million Krieger hatte sie aufgefressen, und ihre Pferde hatten jeden eßbaren Grashalm abgeweidet.

Um die Mittagszeit blieb die Karawane plötzlich stehen, denn im Osten erschien eine Stadt, mit Zinnen und Türmen, am Ufer eines blauen Sees.

Sind wir da? fragte Edeko.

Unmöglich, wir haben ja noch zwanzig Meilen, das sind drei Tagesreisen.

Aber die Stadt lag da, und die Karawane eilte vorwärts.

Nach einer halben Stunde waren sie der Stadt nicht näher gekommen; sie schien, im Gegenteil, sich zu entfernen, kleiner zu werden und unter dem Horizont zu versinken.

Nach einer weiteren halben Stunde war die Stadt verschwunden und auch der See.

Zaubern können sie, sagte der Römer, aber dies übersteigt alles.

Es ist eine Fata Morgana, eine Luftspiegelung, erklärte der Mann der ihnen den Weg wies.

Bei Anbruch des Abends machte die Karawane halt, um des Nachts über zu ruhen.

Auf dem Landstreifen zwischen Bodrog und Theiß hatte Attila sein Standlager, denn Stadt konnte man es nicht nennen. Der Palast war aus Holz, das mit grellen Farben bemalt war; er glich einem riesigen Zelt, dessen Stil wahrscheinlich aus Sina, dem Seidenlande, entlehnt war. Das Frauenhaus, das dicht dabei lag, hatte eine völlig andere Gestalt, die von Norden, von den Goten herkommen konnte, oder auch von Byzanz, denn das Haus war mit hölzernen Rundbögen verziert.

Die Einrichtung schien aus allen Ländern und Völkern zusammengestohlen zu sein: Es gab viel Gold und Silber, seidene und samtene Vorhänge, römische Möbel, griechische Gefäße, gallische Waffen, gotische Gewebe. Es sah aus wie in der Wohnung eines Räubers, und es war auch so.

Außerhalb der Umzäunung des Palastes erstreckte sich das Lager mit seinen verräucherten Zelten. Eine Menge von Roßtäuschern und Pferdedieben wimmelte auf den Straßen, auf denen es ebensoviel Pferde wie Menschen gab.

Draußen weideten Herden von Rindern, Ziegen, Schafen und Schweinen, der lebende Proviant für diese gewaltige Horde, die nur zerstören und verzehren, aber nichts hervorbringen konnte.

Jetzt am Morgen des Hochzeitstages waren in diesem Lager Tausende von kleinen Menschen, mit krummen Beinen und breiten Schultern, in Bewegung. Sie waren in Rattenfelle gekleidet und hatten die Waden mit Lumpen umwickelt. Neugierig blickten sie aus den Zelten auf die Fremdlinge, die, zur Hochzeit geladen, aus fernen Ländern angeritten kamen.

Aus der ersten Zeltreihe kam der Thronfolger, Attilas Sohn Ellak, den vornehmen Gästen entgegen. Durch Vermittlung eines Dolmetschers entbot er ihnen den Willkommgruß und führte sie in das Gästehaus.

Ist das ein Prinz? Und sind das Menschen? sagte Orestes zu Edeko.

Er ist ein Roßtäuscher, und die da sind Ratten, antwortete Edeko.

Larven oder Lemuren, Vampire, geschaffen im Traum aus den Phantasien eines Berauschten! Sie haben ja keine Gesichter; die Augen sind Löcher, der Mund ist ein Schlitz, die Nase ein Gerippe und die Ohren Topfhenkel.

In der Tat! Und vor diesen Halbnackten, die ohne Panzer und Schilde in den Kampf ziehen, sind die römischen Legionen geflohen! Es sind Zauberer, die sich unverwundbar machen können.

Die Welt werden sie nicht erobern!

Wenigstens nicht in diesem Jahr!

Unter diesen Reden folgten sie dem Prinzen, der jedes Wort gehört und verstanden hatte, obwohl er vorgab, ihre Sprache nicht zu kennen.

Oben im Frauenhaus saß die Favoritin Cercas und nähte am Brautschleier.

Ildico, die schöne Burgunderin, stand an der Dachluke, ganz versunken und geistesabwesend. In Worms hatte sie den Helden gesehen, vor dem die Welt zitterte, und das majestätische Wesen des kleinen Mannes hatte sie wirklich berückt. Da sie selbst hochfahrend und herrschsüchtig war, hatte sie die Aussicht verlockt, die Macht mit dem Manne zu teilen, vor dem alle und alles sich beugten, und deshalb hatte sie eingewilligt, die Seine zu werden. Sie hatte aber keinen rechten Begriff von den Sitten und Gebräuchen des fremden Volkes gehabt und sich daher ihre Stellung als Gattin und Königin ganz anders ausgemalt. Erst heute am Morgen hatte sie erfahren, daß sie weder am Hochzeitsfeste erscheinen noch am Thron Anteil haben dürfe, sondern daß sie im Frauenhaus werde eingesperrt bleiben müssen, zusammen mit den anderen Gattinnen des Königs.

Cercas, die Favoritin, hatte ihre Rivalin schadenfroh über das alles aufgeklärt. Nun stand die stolze Ildico da und wollte einen Entschluß fassen. Freunde hatte sie hier im Palaste nicht, und an die fremden Fürsten heranzukommen, war unmöglich.

Cercas nähte und sang dabei ein wehmütiges Lied aus ihrer Heimat im Fernen Osten⁴:

Tiger folgt des Löwen Spur,
Siddi Khur,
Siddi Khur;
in der Steppe, meiner Flur.
Urgan, Khalgan, Kosso-gal,
Klau'n aus Kupfer, Zähn' aus Stahl.
Dalai Nor,
Dalai Nor;
bist du kommen in sein Moor,
kannst du niemals mehr empor,
Dalai-Nor!

⁴ Das Lied wird hier in der Übersetzung von Emil Schering wiedergegeben, da diese offenbar auf einen von Strindberg genehmigten Text zurückgeht, der wesentliche Abweichungen zeigt von dem Text der »Samlade Skrifter av August Strindberg«, nach dem die Übersetzung für den vorliegenden Band vorgenommen wurde.

Ildico schien mit ihren Gedanken ins reine gekommen zu sein.

Kann ich eine Nadel haben? sagte sie; ich will nähen.

Sie bekam eine Nadel, aber die war ihr zu klein. Deshalb begehrte sie eine größere und wählte dann die allergrößte. Die steckte sie in ihren Busen und nähte nicht.

Jetzt zeigte sich an der Tür ein Wesen, das war so abschreckend häßlich und sah so boshaft aus, daß Ildico glaubte, es wäre ein Dämon. Es war kohlschwarz, wie ein Libyer aus dem heißen Afrika; sein Kopf saß unmittelbar auf dem Magen, denn eine Brust war nicht da. Es war ein buckliger Zwerg namens Hamilcar, der Attila als Hofnarr diente. Ein Narr war damals kein Witzbold, sondern ein harmloser Dummkopf, der alles glaubte, was man ihm sagte, und mit dem deshalb aller mögliche Schabernack getrieben wurde.

Er steckte Cercas nur einen Brief in die Hand und war wieder verschwunden.

Als Cercas den Brief gelesen hatte, wechselte sie die Farbe und wurde eine andere. Vor Zorn erstarrt, konnte sie zunächst nicht sprechen, sondern nur singen:

»Tiger folgt des Löwen Spur . . .«

Ildico, du hast eine Freundin bekommen, rief sie endlich. Du hast eine Freundin hier im Zimmer, hier beim Fenster, hier an deinem Herzen! – Und sie warf sich dem Burgundermädchen an die Brust und lachte und weinte durcheinander.

Gib mir jetzt deine Nadel, deine große schöne Nadel; ich will sie an meinem Stahl wetzen, nein, ich will sie in mein Nadelkissen stecken, nein, ich will sie in mein Riechfläschchen tauchen, in mein kleines, wunderbares Riechfläschchen, und dann wollen wir zusammen dem Tiger das Maul zunähen, so daß er nie mehr beißen kann! Siddi Khur! Siddi Khur!

Laß mich den Brief lesen! unterbrach sie Ildico.

Das kannst du nicht. Ich will dir sagen, was darin steht: Er, unser Herrscher, wird wieder heiraten, und zwar Honoria, die Tochter des Kaisers Valens, gerade zu Weihnachten, nach griechischer Zeitrechnung. Und diesmal hat er versprochen, uns alle zu verbrennen, hier drinnen zu verbrennen; das nennt er ein ehrenvolles Begräbnis.

Zur Antwort hielt ihr Ildico die Hand entgegen.

Heute nacht also! Und durch einen einzigen Nadelstich soll die Welt ihren Herrscher verlieren!

Edeko und Orestes waren in der Herberge geblieben und hatten sich von der Reise ausgeruht. Als sie um die Mittagszeit ausgehen wollten, fanden sie die Tür versperrt.

Sind wir Gefangene? Sind wir in eine Falle gegangen? fragte der Römer.

Und nichts zu essen haben wir bekommen, setzte Edeko hinzu.

Da hörten sie draußen zwei miteinander reden:

Wir sollten sie erwürgen, das wird wohl das einfachste sein!

Ich denke, wir stecken das Haus in Brand! Der Lange ist stark . . .

Und sie haben geglaubt, daß wir ihre Sprache nicht verstehen!

Die beiden im Hause Eingeschlossenen, die kein reines Gewissen hatten, wurden bestürzt und glaubten, ihr Ende sei gekommen.

Da ging eine Luke in der Wand auf, und in ihr zeigte sich das scheußliche Gesicht des Narren Hamilcar.

Ob du nun der Teufel bist oder nicht, antworte uns auf unsere Fragen! schrie der Römer.

Frägt, ihr Herren!

Sind wir Gefangene? Und warum bekommen wir euren König nicht zu sehen?

Jetzt erschien der Kopf des Prinzen Ellak in der Luke:

Der König wird sich erst beim Gastmahl am Abend zeigen, sagte der Prinz mit einem boshäften Grinsen.

Müssen wir bis dahin hungern?

Wir nennen es fasten, und wir tun es stets vor einem Gastmahl, damit wir dann um so mehr essen können.

Können wir ausgehen?

Nein, antwortete der Prinz mit dem Roßtäuschergesicht, man muß sich den Sitten des Landes anpassen!

Und nach diesen Worten wurde die Luke wieder geschlossen.

Glaubst du, daß wir da lebendig wieder herauskommen? fragte Edeko.

Wer weiß! Attila besteht nur aus Falschheit. Weißt du nicht, daß er einmal zwei Briefe schrieb: den einen an Dietrich, den König der Ostgoten, dem er ein Bündnis gegen die Römer, ihren gemeinsamen Feind, anbot; am gleichen Tag schrieb er den gleichen Brief an die Römer, wegen eines Bündnisses gegen die Ostgoten. Der Betrug kam auf, und Attila saß zwischen zwei Stühlen.

Er scheint unsterblich zu sein, sonst wäre er wohl schon einmal verwundet worden, denn er kämpft immer an vorderster Stelle.

Bis zum Abend blieben die Reisekameraden eingesperrt. Dann wurde endlich die Tür geöffnet, und ein Zeremonienmeister geleitete sie in die für das große Gastmahl bestimmte Halle.

In dem großen Saal waren unzählige Bänke und Tische. Diese waren mit den kostbarsten Geweben bedeckt und mit Trinkgefäßen aus

Gold und Silber besetzt. Die Gäste waren versammelt; unsere Reisenden sahen aber unter ihnen kein bekanntes Gesicht, und sie spähten vergebens nach dem Bräutigam oder der Braut.

Als ihnen ihre Plätze angewiesen waren, fing unter den Gästen allmählich ein Gemurmel an. Man sprach halblaut und versuchte zu erraten, ob sich der Großkönig zeigen werde.

Orestes und Edeko suchten mit den Augen Decke und Wände ab, ohne feststellen zu können, wo das Wunder vonstatten gehen könnte; denn diese kindlichen und hinterlistigen Menschen liebten es, ihren Gästen mit Überraschungen und scherzhaften Possenspielen aufzuwarten.

Plötzlich erhob sich die ganze Versammlung. Von der Wand im Hintergrunde hatte man den Behang weggezogen, und auf einer Estrade saß ein kleiner, unscheinbarer Mann allein an einem Tisch, neben dem ein Ruhebett stand. Auf dem Tisch war ein Holzbecher. – Der Mann saß ganz unbeweglich; nicht einmal seine Augenbrauen bewegten sich.

Neben ihm, etwas unterhalb, stand sein Minister, der Grieche Onegesius; der hielt seine Blicke unverwandt auf den Herrscher gerichtet, und es schien, als könne er ihm seine Befehle von den Augen ablesen.

Der Minister gab ein Zeichen, und die Gäste setzten sich.

Attila blieb in unveränderter Stellung: die Beine gekreuzt, die rechte Hand auf dem Tisch. Er grüßte nicht und beantwortete auch keinen Gruß.

Er sieht uns nicht! Er zeigt sich nur! flüsterte Orestes.

Er sieht uns wohl!

Onegesius, der von seines Herrschers Auge einen Befehl empfangen hatte, erhob seinen Stab. Da trat ein Sänger vor, mit einem Instrument, das etwas von einer Harfe und etwas von einer Trommel an sich hatte. Indem er zugleich in die Saiten griff und die Trommel schlug, begann er sein Lied. Es handelte von allen Taten Attilas, die in starken Farben geschildert wurden. Es hätte überhaupt kein Ende gefunden, wenn nicht die Versammelten in den Refrain eingefallen wären, wobei sie die Begleitung mit ihren kurzen Schwertern auf die Tische klopfen. Die Niederlage auf den Katalaunischen Feldern schilderte der Sänger als eine ehrenvolle, wenn auch unentschiedene Schlacht.

Währenddem hatten die Fremden Zeit, den unscheinbaren Helden in seiner einfachen Kleidung aus braunem Leder zu betrachten; er flößte ihnen den gleichen unerklärlichen Respekt ein, den alle empfanden, die ihn zu sehen bekamen.

Es war mehr als Eitelkeit in dieser selbstbewußten Ruhe, in dieser deutlichen Verachtung von allem und allen. Seine Gäste bekamen stets

nur sein Profil zu sehen, und niemand empfing einen Blick von ihm, außer der Minister.

Als der Lobgesang zu Ende war, hob Attila seinen Becher und nippte an ihm, ohne jemandem zuzutrinken.

Dennoch war dies das Zeichen zum Beginn des Trinkgelages, und nun floß der Wein in die goldenen und silbernen Becher, die jedesmal auf einen Zug geleert werden mußten; denn der Herrscher, der selbst nüchtern blieb, fand Vergnügen daran.

Nachdem das Gelage eine Weile gedauert hatte, trat der Neger Hamilcar vor und trieb seine Possen.

Da erhob sich der Großkönig, kehrte der Versammlung zunächst den Rücken zu und legte sich dann auf das Ruhebett. In jeder seiner Bewegungen lag aber Majestät, und auch als er so sinnend dalag, die Knie an den Leib gezogen, die Hände unter dem Nacken, flößte er Ehrfurcht ein.

Aber wo ist die Braut, und wo ist die Hochzeit? fragte Orestes einen von den Hunnen.

Der antwortete: Bei uns spricht man nicht von seinen Frauen; soll man sie da sehen lassen?

Das Gelage ging weiter; es wurde aber nur getrunken, Speisen gab es keine. Zwischendurch sang die ganze Versammlung und schlug auf die Tische. Während gezecht und gelärmt wurde, stand plötzlich der ganze Saal voll Rauch; es schien, als ob das ganze Gebäude in Flammen stände. Alles sprang auf, schrie und suchte zu flüchten. Da schlug der Minister mit seinem Stab auf den Tisch, und die Versammlung brach in ein Gelächter aus. Es war ein Hochzeitsscherz gewesen; man hatte draußen nur ein paar Strohbündel angezündet.

Als wieder Ruhe eingetreten war, war Attila verschwunden; er hatte den Saal durch eine verborgene Türe verlassen.

Und nun begann das Gastmahl, das bis zum Morgen währte.

Als die Sonne aufging, saß Orestes noch mit einem Aarenfürsten beim Becher. Der Saal sah unbeschreiblich aus. Die meisten Gäste tanzten draußen ums Feuer.

Das war wohl eine Hochzeit! sagte Orestes. Die werden wir nicht so bald vergessen. Aber ich hätte so gerne mit dem merkwürdigen Manne gesprochen; läßt sich das nicht einrichten?

Nein, antwortete der Avare, er spricht nicht unnötigerweise. Wozu sollte dies gut sein? sagt er, dazustehen und einander Lügen zu erzählen? – Er ist ein kluger Mann und nicht ohne Züge von Menschlichkeit und Wohlwollen. Er duldet kein unnötiges Blutvergießen, rächt sich nicht an den Geschlagenen und verzeiht gerne.

Hat er Religion? Fürchtet er den Tod?

Er vertraut auf sein Schwert und auf seine Sendung, und der Tod ist für ihn nur das Tor in die wirkliche Heimat. Deshalb lebt er hier unten nur wie ein Gast oder wie ein Wanderer.

Also ganz wie die Christen!

Sonderbar, daß er da vor Rom Respekt vor Papst Leo bekam . . . Aber was ist jetzt das?

Draußen war ein Geheul zu hören, das zunächst vom Palast her zu kommen schien, sich aber bald über das ganze Lager und weit hinaus in die Steppe verbreitete. Eine halbe Million Menschen heulten, und es klang wie ein Weinen.

Die trinkenden Gäste stürzten hinaus und sahen, daß alle Hunnen tanzten und sich mit Messern das Gesicht ritzten, wobei sie unverständliche Worte ausstießen.

Edeko kam herbei und zog Orestes mit sich fort durch das Gewühl.

Attila ist tot! Gelobt sei Jesus Christus!

Tot? Das war Ildico!

Nein, sie saß verschleiert bei der Leiche und weinte.

Sie *war* es!

Ja, aber diese Wilden sind zu hochmütig, um zuzugeben, daß Attila von Menschenhand umkommen konnte.

Welches Glück für uns!

Fort! Nach Rom mit der Neuigkeit! Der sie zuerst überbringt, der macht sein Glück!

Orestes und Edeko reisten noch am gleichen Morgen ab. Die Hochzeit, die sie zum erstenmal zusammengeführt hatte, vergaßen sie niemals.

Später erneuerten sie ihre Bekanntschaft, aber unter anderen und größeren Verhältnissen. Denn Edekos Sohn war Odoaker, und dieser stürzte den Sohn des Orestes, der kein anderer war als der letzte Kaiser Romulus Augustus. Merkwürdigerweise hieß er Romulus nach Roms erstem König und Augustus nach Roms erstem Kaiser. Er beschloß sein Leben, nachdem ihm eine Pension von 6000 Goldstücken ausgesetzt worden war, in einer Villa in Campanien, die früher dem Lucullus gehört hatte.

Rom war eine Provinzstadt geworden und stand unter der Herrschaft von Byzanz. Es wurde von Ravenna aus von einem Exarchen regiert, meistens aber seinem Schicksal überlassen, wenn die Barbaren vom Norden her es mit Krieg und Brandschatzung überzogen. Seit dreihundert Jahren hatte kein Kaiser Rom besucht; so sehr verachtete man die einstige Weltbeherrscherin, die nun in Schutt und Trümmern lag.

Aber man begann, die Trümmer der Paläste und Tempel zu sammeln; aus den zusammengelesenen Stücken wurden Kirchen erbaut. Fünfhundert Jahre nach dem Tode Neros stand inmitten des Zirkus des Tyrannen schon seit langem eine dem Petrus geweihte Kirche. Mindestens sieben andere Kirchen gab es an verschiedenen Stellen der Stadt, und der Bischof von Rom wohnte im Lateranpalast, neben der Laterankirche.

Auch Klöster gab es schon. So lag an der Via Appia das Andreaskloster, neben der Jesuskirche, die man am Eingang in die Katakomben erbaut hatte.

An einem Sommermorgen um zwei Uhr waren alle Väter und Brüder aufgestanden und hatten im Chor die Matutin gelesen oder gesungen. Dann war der Abt in den Garten gegangen, um dort zu meditieren.

Es war noch dunkel, aber die Sterne glänzten durch das Laub der Oliven- und Orangenbäume, und die Blumen des Gartens nickten im sanften Morgenwind.

Der Abt, ein Fünfziger, ging in einem dichten Laubengang hin und her, und jedesmal, wenn er an das Südende des Ganges kam, blieb er stehen und betrachtete eine Platte aus weißem Marmor, die neben anderen Marmorplatten dastand. Es war sein Grab, an der Seite der schon verstorbenen Äbte; und auf dem Marmor stand sein Name und das Jahr seiner Geburt; für sein Todesjahr war der Platz frei gelassen.

Ach, Herr, wie lange willst du mich so ganz vergessen! seufzte er und wandte sich wieder um.

Nachdem er so hin und her gewandert war, bis es tagte, setzte er sich in eine Laube und begann in ein Buch zu schreiben, das er aus der Tasche zog.

Der Lärm von der erwachenden Stadt her störte ihn nicht; nicht störte den weißhaarigen fünfzigjährigen Mann, der seit zwei Uhr auf war, ohne etwas zu essen. Kirchenglocken läuteten und dröhnten, Karren rasselten, durch allen Lärm hindurch drang das Rauschen der

Tibers. Aber der Alte schrieb immer weiter, während die Morgenröte sein faltiges Gesicht allmählich beleuchtete.

Endlich ließen sich Schritte auf dem Sandweg hören. Ein Novize trat in die Laube und stellte eine Schale Milch und ein Stück Brot neben den Abt. Der schrak zusammen, als ob er aus weiter Ferne zurückgekehrt wäre, und schrie den Jüngling an:

Laß mich in Frieden!

Der Jüngling blieb stehen, erschrocken und betrübt. – Ein kleiner Singvogel, der oben im Laubwerk saß, fing jetzt leise zu trillern an. Der Abt blickte auf, sein Gesicht erhellte sich; er warf einen Blick auf die Milchschele, die er gierig ergriffen hatte, um sie an den Mund zu führen. Als er aber das betrübte Aussehen des jungen Mannes bemerkte, hielt er ein.

Verzeih meinen Zorn, ich war aber weit weg. Um mich selbst zu bestrafen, mache ich es so!

Und er goß die Milch auf die Erde. Damit sie aber nicht unnütz verlorengelge, goß er sie auf eine feuerfarbene Lilie, die in einem der Beete stand.

Da der Novize keine Miene machte, sich zu entfernen, fragte der Abt:

Du willst mit mir reden; rede!

Heiliger Vater . . .

Ich bin nicht heilig! Nur einer ist heilig: Gott, unser Vater im Himmell – Willst du Klage führen, so tue es!

Ich war ein reicher Jüngling und ging hin und verkaufte alles, was ich besaß . . .

Auch ich tat das, als ich jung war; und für den Erlös baute ich sieben Klöster; aber ich habe es nicht bereut. Du tust es aber! Worüber hast du zu klagen?

Der Jüngling schwieg.

Hast du dich über die Kost zu beklagen? Um uns herum herrscht Hungersnot, und wir müssen mit den Bedürftigen teilen.

Nicht allein das, ehrwürdiger Vater, sondern das Ganze erfüllt seine Bestimmung nicht . . .

Sprich weiter!

Die knappe Kost tötet das Fleisch nicht; denn wenn ich den ganzen Tag hungrig umhergehe, so denke ich gegen meinen Willen nur ans Essen: in der Kirche, im Gebet, in der Einsamkeit. Da ich nur so wenig schlafen darf, bin ich den ganzen Tag schläfrig und schlafe sogar im Chor. Begierden, die ich früher nicht kannte, werden durch die Kasteiung geweckt; wenn ich jetzt nur Wein sehe, so fühle ich eine wilde Begierde, Lebenswärme in den Körper zu bekommen . . .

Gehe und bitte einen Bruder, dich zu geißeln, bis du in deinem Blute schwimmst, dann wirst du schon die Lebenswärme wiederkehren fühlen!

Das habe ich schon getan; aber das Schlagen erweckte nur neue wollüstige Begierde.

Lies, Augustinus!

Das habe ich getan. – Aber das Ärgste ist doch der Schmutz. Wenn ich nur baden könnte . . .

Bist du schmutzig? Das bedeutet, daß du im Innern schmutzig bist. Ich bade nie, mein Körper ist aber stets rein. Aber ich habe bemerkt: Sobald meine Gedanken unrein sind, wird auch mein Körper unrein. – Was, glaubst du, wäre dir zuträglich? Du willst doch wohl nicht heiraten? Tertullian sagt doch: Ehe und Hurerei sind genau das gleiche! Und Hieronymus meint, verbrennen wäre besser als sich verheiraten.

Aber Paulus . . .

Laß Paulus sein! Aber was willst du nun tun?

Ich kann nicht hier bleiben; denn ich glaube, Begierden können nur gestillt werden, indem man sie befriedigt.

Du Knecht des Satans! Weißt du nicht, daß Begierden nie befriedigt werden können? Du warst ja einst zu Hause bei deinen Eltern. Du hast dich am Morgen satt gegessen. Schön! Warst du nicht am Mittag wieder hungrig? Ja! Also kannst du dich nicht satt essen! – Ich will dir nun etwas sagen: Du bist ein Kind der Welt, du gehörst nicht hierher; und deshalb: Geh in Frieden! Iß von den Schweinetrebern, die nicht sättigen; aber wenn dir vor ihnen ekelt, und es *wird* dir ekel, so sei wieder willkommen. Das Vaterhaus steht immer offen für den verlorenen Sohn.

Der Jüngling ging nicht, sondern brach in Tränen aus.

Nein, sagte er, ich kann mich nicht wieder zur Welt zurückwenden; denn ich hasse sie, oder sie haßt mich. Aber hier vergehe ich!

Der Alte erhob sich und schloß den Jüngling in die Arme.

Armes Kind!

So ist die Welt! fuhr er fort, so ist das Leben! Aber wenn es so ist, wenn du siehst, daß es so ist, dann bleibt nur übrig, es zu leben und es als eine Ehrensache aufzufassen, daß man lebt, bis der Tod kommt und einen befreit.

Nein, ich will jetzt sterben! schluchzte der Jüngling.

Wer will das nicht, mein Sohn? entfuhr es dem Alten. Wenn du wüßtest . . . Wenn du wüßtest . . .

Aber hier hielt er an.

Was sollen wir mit dir machen? – Geh zu Vater Martin und laß dir zu essen geben und ein Glas Wein, aber nur eines! Dann geh und

schlaf dich aus! Schlaf einen Tag oder zwei! So! Geh jetzt! – Aber du mußt eine Lizenz von mir bekommen:

Er setzte sich hin und schrieb etwas auf ein Blatt, das er aus seinem Buche riß. Und mit dieser Vollmacht entfernte sich der Jüngling, ein wenig getröstet, aber auch ein wenig beschämt.

Der Abt blieb sitzen; er kam aber nicht mehr zum Schreiben. Dafür begann er, das Brot zu zerbröckeln; dann streute er die Krümel auf den Tisch. Sogleich kam ein Vögelchen und pickte sie auf; dann kamen viele und setzten sich dem alten Manne auf die Hände, Arme und Schultern.

Eine Weinrebe hing von der Pergola herab und schaukelte langsam im Winde. Ihre geringelten Ranken tasteten in der Luft umher und suchten eine Stütze. Der Abt belustigte sich daran und streckte ihr wie zum Spiel den Finger entgegen.

Komm, Kleines, da hast du eine Stütze!

Es war, als ob die Ranke das verstanden hätte; denn sogleich wandte sie sich dem Finger zu und schlug einen Ring um ihn.

Soll ich den Ring bekommen? scherzte der Abt. Vielleicht soll ich Bischof werden. – Gott bewahre mich davor!

In der Tür der Laube erschien der Dekan.

Störe ich, mein Bruder?

Bewahre! Ich sitze nur hier und spiele.

Vögel und Blumen! Auch weiße Lilien; die habe ich nie zuvor gesehen.

Weißt du? Eben waren es feuerfarbene. Wo siehst du sie?

Da!

Der Abt sah nach der Stelle, auf die er kurz vorher die Milch gegossen hatte. Da standen lauter weiße Lilien, aber keine einzige feuerfarbene. Er wagte nicht, darüber zu sprechen, denn das darf man nicht; aber in seinem Innern lächelte er, denn er erkannte es als ein Zeichen der Gnade.

Nun, Dekan, wie steht's in der Stadt?

Der Tiber fällt.

Gott sei gelobt! Aber das ganze Trastevere ist durch die Überschwemmung doch verloren. Ich möchte eigentlich wünschen, daß eine große Flut käme und uns alle zusammen ertränkte, die ganze Menschheit; und sie wird wohl eines Tages kommen!

So hoffnungslos wie immer!

Nein, nicht ohne Hoffnung; aber für dort, nicht für hier. Christus selbst sagt es in der Apokalypse, daß hier nichts ist, auf das man

bauen könnte; denn wenn es am besten gewesen ist, war es bloß Mühe und Elend.

Nicht so, Bruder!

Du fühlst dich im Schlamme wohl, du; aber ich habe das nie gekonnt. Und es sieht aus, als wäre man gezwungen, mit beiden Füßen darin zu waten. Begann ich nicht in meiner Jugend damit, meine Seele dadurch zu bewahren, daß ich mich aus der Welt zurückzog? Dann zwang man mich, zog mich mit Gewalt ins Gewimmel. Man machte mich ganz einfach zum Präfekt. Ich, der im Dienst des Herrn leben wollte, mußte nun sitzen und den Armen austeilen, Betten für die Krankenhäuser anschaffen, die Bauarbeiten und die Arbeiten an Wasserleitungen und Kloaken kontrollieren. Die Last des Tages hinderte meine Gedanken, sich aufzuschwingen, und ich versank in die Materie, versank so sehr, daß ich glaubte, niemals mehr emporzukommen.

Aber das Volk segnete dich . . .

Still! – Und ich, der niemals ein Schwert gezogen, mußte Soldaten sammeln und ins Feld ziehen. – Als ich sechs Jahre alt war, wurde Rom von Totila, dem Goten, geplündert und so verheert, daß nur fünfhundert Römer übrigblieben. Als ich sieben war, kam Belisarius, als ich zwölf war, kam Narses. Dann wurde ich als Gesandter nach Konstantinopel geschickt, ich, der die Reisen und die Öffentlichkeitslust haßte! Alles, was ich haßte, mußte ich auf mich nehmen! – Nun bin ich müde und will in die Ruhe eingehen. Ich sitze und warte, daß mein Grab sich öffne.

Erinnerst du dich an das, was Vergil in den »Georgica« von den Plagen des Landmanns sagt?

Nein, ich hasse den Heiden . . .

Warte! . . . Er sagt diese weisen Worte: Wenn Zeus schlechtes Wetter sendet, Mäuse und Ungeziefer, so geschieht dies, um die Kräfte des Landmanns zu wecken und seine Erfindungsgabe anzuregen. So ist auch das Unglück dazu da, die Welt vorwärtszubringen.

Die Welt geht rückwärts, ihrem Untergang und ihrer Verdammnis entgegen. Fünfhundert Jahre haben wir auf die Erlösung gewartet, aber wir haben nur gesehen, daß der eine wilde Volksstamm nach dem anderen daherkam und mordete, plünderte und hurte. Siehst du irgendeine Vernunft in dieser Saat ohne Ernte?

Lästerer! – Ja, ich sehe, wie man junge Ernten einpflügt, um die Erde zu düngen.

Drachensaat und Höllenernte! – Nein, jetzt gehe ich in mein Grab und mache die Türe hinter mir zu. Ich habe wohl ein Recht auf Ruhe nach einem solchen Leben voll Mühen!

Jetzt läuten sie zur Prim.

Jam moesta quiesce queraela . . .

Der Tiber hatte Rom überschwemmt, ganze Quartiere zerstört; aber das Andreaskloster war verschont geblieben.

Wieder saß der Abt eines Morgens im Garten und schrieb; er saß so, daß er sein Grab sehen konnte, wenn er von der Arbeit aufblickte.

Er war in seine Arbeit so vertieft, daß er nicht hörte, was um ihn herum vorging. Er sah aber, daß die Blumen in den Beeten wie Binsen zu schaukeln angingen; Frösche hüpfen um seine Füße, und es roch feucht, aber auch muffig und giftig.

Er schrieb immer weiter; aber das Auge, das zwar durch den Lauf der Feder auf dem Papier beschäftigt war, merkte, daß sich etwas Dunkles am Boden bewegte, sich wie ein schwarzer Teppich ausbreitete und näher kam.

Plötzlich spürte er Feuchtigkeit an den Füßen, und eine Grabeskälte stieg ihm die Beine hinauf.

Da erwachte er und verstand. Der Tiber war gestiegen und hatte ihn aus seiner letzten Freistatt vertrieben.

Ich will nicht! schrie er, als die Notglocke läutete und die Mönche flüchteten.

Und er stieg hinauf in seine Zelle im oberen Stockwerk, fest entschlossen, nicht zu fliehen. Nicht noch einmal hinaus in die Welt! Hier wollte er sterben. Die Flut, die er heraufbeschworen hatte, war gekommen.

In der Zelle fiel er in Anfechtung und betete:

Herr, warum strafst Du die Unschuldigen? Warum schlägst Du Deine Freunde und läßt Deine Feinde gedeihen? Fünfhundert Jahre lang hast Du an Deinen Kindern die Missetaten der Väter gerächt; ist das nicht genug, so vernichte uns alle auf einmal!

Das Wasser stieg und brandete gegen die Mauer. Er sah den Garten und sein Grab im Wasser untergehen; aber der Abt blieb, wo er war. Bald sang er dem Herrn Lobgesänge, bald wütete er gegen ihn; dann betete er um Vergebung der Sünde, und dann brach er wieder in Wut aus.

Nachher setzte er sich nieder und schrieb an dem großen Werk, das ihn unsterblich machen sollte: die »Magna Moralia«. So wurde es Mittag, ohne daß er Hunger verspürte, denn durch Übung fiel es ihm leicht, drei Tage zu hungern.

Am Nachmittag ließ ihn ein Geräusch vom Buche aufsehen, und als er zum Fenster hinausblickte, sah er ein Boot daliegen, und in ihm saß der Novize Augustinus.

Das Ungewöhnliche, beinahe Komische dieser Szene nötigte ihm

ein Lächeln ab. Er erinnerte sich an das Gespräch, das er mit dem Jüngling geführt hatte, und fragte ihn durchs offene Fenster:

Nun, hast du schon deinen Wein und die fette Mahlzeit bekommen, du Schlemmer?

Nein, ehrwürdiger Vater; als ich es haben durfte, wollte ich es nicht haben; und damit wir die Versuchung geschwunden. Jetzt habe ich etwas anderes zu berichten: Die Pest ist ausgebrochen, und die Menschen sterben wie die Fliegen!

Auch die Pest! O Herr, wie lange willst du uns ganz vergessen! Auch die Pest!

Darauf erhob er sich: Alle Mann auf den Posten! Laßt uns unsere Pflicht tun! Den Herrn loben und sterben!

Der Abt stieg durch das Fenster ins Boot und verließ sein sinkendes Schiff.

Der Tiber war gefallen; er hatte aber Schlangen, Fische und Frösche zurückgelassen, die starben und die Luft verpesteten. Das Volk war auf die Hügel geflohen; auf dem Palatin hatte man eine Kirche in ein Krankenhaus umgewandelt. Dort ging der Abt des Andreasklosters umher, gab den Kranken zu trinken und spendete den Sterbenden Trost.

Warum fürchtet ihr den Tod, Kinder? Fürchtet lieber das Leben denn das ist der wahre Tod!

Er schien hier ganz zu Hause zu sein; er zeigte sich stets unverzag und strahlend heiter. Er versuchte aus den Gesichtern der Toten zu lesen, »ob sie es in der anderen Welt gut hatten«.

Der Tod konnte ihm nichts anhaben. Oft fuhr er im Boot nach den anderen Hügeln und ging mitten durch die Kranken und Sterbenden, so daß das Volk ihn allmählich für einen Unsterblichen hielt, der herniedergestiegen war, um es zu trösten. Die Älteren erinnerten sich noch, wie er als Präfekt die Verteidigung der Stadt gegen die Goten, Vandalen und Langobarden geleitet hatte, und sein Ansehen stieg über alle Maßen.

Die Pest raste, und es gab so viele Tote, daß man die Leichen nicht mehr begraben konnte. Der ganze Handel stockte; die Bauern hörten auf, Lebensmittel in die Stadt zu bringen. Hungersnot brach aus.

Gregor, der Abt des ehemaligen Andreasklosters, verlor den Mut und gab alles auf: Gegen Gott kann ich nicht kämpfen, und wenn es sein Wille ist, daß Rom untergeht, so ist es gottlos, dies verhindern zu wollen.

Mitten in dieser Not starb Pelagius II., Roms Bischof, oder Papst, wie er später genannt wurde. Und das Volk rief einstimmig Gregor

aus. Aber dieser machte es wie Saul oder wie Kaiser Julianus: Er floh und versteckte sich.

Er flüchtete aus der Stadt hinauf in die Sabiner Berge; dort lebte er in einer Höhle als Eremit. Aber das Volk kam ihm nach und zog ihn hervor, führte ihn wieder nach Rom zurück, und hier empfing er die Weihen unter dem Namen Gregorius I.

Dreißig Jahre regierte Gregor über Rom, das früher die Welt beherrscht hatte. Er war Statthalter, denn in Ravenna gab es keine Exarchen mehr, seit die Langobarden sie vertrieben hatten. Er bat den Kaiser in Byzanz um Hilfe, bekam aber keine. Da mußte er selbst sich an die Spitze stellen, und es gelang ihm durch die Macht des Wortes, den König Agilulf, der Rom bedrohte, zu entwaffnen.

Aber er war auch Bischof, und als solcher war er für alle Gemeinden des Westens verantwortlich. Es gelang ihm, sie zur Aufgabe des Arianismus zu veranlassen und sie zu einem einzigen Bekenntnis zusammenzuschließen, das das allgemeine wurde und so oder das »katholische« genannt wurde.

Zu den Heiden nach England sandte er den ehemaligen Novizen Augustinus, der rasch die anfänglichen Schwierigkeiten überwunden hatte. Und der kleine Schlemmer endete als Erzbischof von Canterbury.

Der früher so scheue und lebensmüde Mann hatte mit dem großen Wirkungskreis auch die nötigen Kräfte bekommen; zu der Berufung kam auch die Fähigkeit, sie zu erfüllen.

Er hatte auch Zeit für alles, Großes und Kleines. Er verbesserte die Liturgie, schrieb Briefe und verfaßte Bücher, ordnete den Kirchengesang.

Seine Lebensweise war ebenso einfach wie vorher. Im Lateranpalast hatte er eine Zelle, und von der aus regierte er die Geister, von den Bergen Schottlands herab bis zu den Säulen des Herkules.

Sein Reich war ebenso groß wie Cäsars; er hatte aber keine Legionen, sondern eine Feder und ein wenig Tinte. Es war das Reich Christi, das nun anfang; es war aber eine geistige Weltherrschaft, und Gregor war der Statthalter.

Nach dem Tode Gregors des Großen schien das Christentum im ganzen damals bekannten Europa, in Byzanz, in Palästina, in Ägypten und an der Mittelmeerküste Afrikas gesiegt zu haben. Aber gerade als der Sieger sich zur Ruhe legen wollte, trat etwas ganz Neues, Unerwartetes ein, das dem Christentum den Untergang androhte und ein neues Volk auf dem Schauplatz erscheinen ließ. Die Abkömmlinge Ismaels, des unehelichen Sohnes Abrahams, der in der Wüste umherirrte, hatten die Wüstenwanderung fortgesetzt; nun fingen sie an sich unter Fahnen zu sammeln und sich ein Kanaan zu suchen. Sechs Jahre nach dem Tode Gregors fand die »Erweckung« des damals vierzigjährigen Propheten statt, dessen Name Mohammed war. Seine Scharen breiteten sich wie eine Feuersbrunst aus, so daß hundert Jahre später das christliche Europa glaubte, der Jüngste Tag sei angebrochen. Die ersten Eroberungen des Christentums, Syrien, Palästina, Kleinasien, Ägypten und die afrikanische Küste, waren abgefallen und hatten dem neuen Antichrist gehuldigt. Byzanz war bedroht, Sizilien und Sardinien wurden erobert, und Italien war in Gefahr. Von der Südspitze Spaniens konnte man bei klarem Wetter hinüber nach der afrikanischen Küste sehen, an der die Sarazenen wohnten.

Spanien war nämlich ein Land, das sich, von Rom ziemlich weit abgelegen, zu einer der reichsten Provinzen ausgewachsen und entwickelt hatte, seit die Phönizier und Karthager den ersten Grund zu einer Kultur gelegt hatten. Aber als das Römische Reich sich auflöste stürzten Barbaren, die von der Ostsee her kamen und zu den jungen germanischen Völkern gehörten, deren Heraufkunft Tacitus voraus gesagt hatte, sich auf Spanien und gründeten hier ein oder zwei Reiche. Am Anfang des 8. Jahrhunderts besaßen sie die prächtigen Hauptstädte Toledo und Sevilla.

In Sevilla, am Guadalquivir, im schönen Andalusien, saß der alte Jude Eleazar in seinem Waffenladen und zählte die Einnahme des Tages.

Es werden in diesen Zeiten viel Waffen gekauft, sagte plötzlich ein Fremder, der unbemerkt an den Tisch getreten war.

Eleazar blickte auf; er fand das Äußere des wohlgekleideten Fremden vertrauenerweckend und antwortete vorsichtig:

Ja, allerdings!

Erwartet ihr Krieg?

Hier ist immer Krieg; aber meistens ein Wortkrieg.

Du meinst die zwanzig Konzile, die man hier abgehalten hat. Die Christen sind nie einig.

Eleazar antwortete nicht.

Entschuldige, fuhr der Fremde fort, aber ich vergaß, wer du bist, und du wolltest wohl lieber das letzte Konzil vergessen.

Nein, nie, wie könnte ich das!

Es war gegen dein Volk gerichtet . . .

Und mein einziger Sohn, der im Begriffe war, sich mit einem Christenmädchen zu vermählen, mußte die Braut verlassen, denn die Ehe mit Juden wurde verboten . . .

Nun, und wie endete es?

Er konnte das nicht überleben und legte Hand an sich. Und als sie ihm in den Tod folgte, wurde uns die Schuld gegeben, und wir verloren Freiheit und Eigentum.

Eleazar! rief der Fremde, erkennst du mich nicht?

Nein!

Wenn ich aber meinen Namen nenne, dann weißt du, wer ich bin: Julius, Graf Julius . . .

Ihr seid . . . Graf Julius?

Ich bin der, dessen Tochter Florida in Toledo erzogen wurde und in die Hände des Königs Roderich fiel, des Wollüstlings und Räubers . . . Darf ich in deine Kammer kommen? Wir haben einander noch viel zu sagen.

Eleazar zauderte, obwohl beide als gekränkte Väter verlorener Kinder viel Gemeinsames hatten. Er fürchtete sich aber vor den Christen, die damals begannen, die Juden zu verfolgen.

Der Graf verstand dies; er ließ aber nicht locker, denn er verfolgte mit seinem Besuch einen bestimmten Zweck.

Laß mich bei dir eintreten, und ich will dir in drei Worten mein und dein Geheimnis sagen!

Eleazar wollte nicht nachgeben; er begann aber zu unterhandeln: Sagt ein Wort, ein einziges, das mich überzeugt! bat er.

Oppas! Da hast du eines!

Eleazar sperrte die Augen auf, aber er bat noch um ein zweites Wort.

Zijads Sohn.

Besser! sagte Eleazar. Aber nun das letzte!

Bar Kochba!

Eleazar streckte ihm seine Hand entgegen.

Tretet ein unter mein Dach, eßt mit mir das Abendbrot und trinkt von dem gesegneten Wein!

Schnell war der Laden geschlossen, und die beiden Alten saßen in der Hinterkammer beim Abendbrot.

Das Gespräch war im Gang:

Es gibt jetzt ein paar hunderttausend Hebräer hier in Spanien. Als nämlich Kaiser Hadrian Jerusalem zum letzten Male zerstört hatte, sandte er fünfzigtausend Hebräer hierher. Das war vor sechshundert Jahren, und seither haben wir uns natürlich vermehrt, ja, so sehr, daß man sogar neunzigtausend von uns zur Taufe zwingen konnte . . . Auch ich bin getauft worden; aber wenn sie mich auch mit Wasser benetzt haben, so habe ich doch den Glauben meiner Väter behalten. Wie hätte es auch anders sein können? Die Christen haben nicht *einen* Glauben, sondern viele. So hat zum Beispiel die Synode in Toledo vom Jahre 589 gelehrt, daß der Heilige Geist nicht bloß vom Vater, sondern auch vom Sohne ausgeht. Aber die Synode vom Jahre 675 hat verkündet, daß der Sohn nicht nur vom Vater gesendet ist, sondern auch vom Heiligen Geist. Das ist ja nicht zusammenzureimen, und deshalb fallen sie selbst von ihrer Lehre ab. Statt aber zum Alten Testament zurückzufallen, das ja die Mutter des Neuen ist, verfallen sie in Unglauben oder ins Heidentum. Das ist sogar dem Erzbischof Oppas von Toledo so gegangen, der sich Christushasser nennt und lieber den Islam über sich sieht als Rom.

Kennst du Oppas?

Er ist unser Mann!

Du hast den Islam erwähnt. Was hältst du von dieser Lehre?

Das ist ja unser heiliger Glaube: Ein einziger Gott, der einzige und wahre. Und der Prophet ist ja ein Nachkomme Abrahams, der die Verheißung geerbt hat. Ismael war wohl der Sohn der Dienstmagd, aber dennoch stammte er aus Abraham Samen!

Aber Mohammed hat die Juden aus Arabien vertrieben.

Ja, das tat er, denn er war nicht vollkommen! Das hat sich aber geändert, alles ändert sich, zum Bessern. Mohammed erhielt seine ersten Eindrücke von seinem Verwandten Wuraka, und der war jüdischer Herkunft. Und anfangs war Mohammed sehr freundlich gegen Israel gestimmt. Es war nicht die Kaaba, der sich die Gläubigen beim Gebete zuwenden sollten, sondern Jerusalem. Es gibt sogar eine Überlieferung, die behauptet, Mohammed sei Jude gewesen. Das kann man aber jedenfalls sagen, daß er Araber oder Ismaelit war, was ja das gleiche bedeutet.

Und Ihr wollt jetzt lieber unter dem Halbmond dienen als unter dem Kreuz?

Gewiß!

Und Simon, den Ihr Bar Kochba nennt, steht in Unterhandlungen mit dem Erzbischof Oppas, um Roderich zu stürzen?

Das ist wahr!

Gut, da bin ich dabei! Aber merkt nun gut auf das, was ich sage: Da unser gemeinsames Ziel der Sturz des Westgotenkönigs ist, so habe ich mich als Gouverneur von Ceuta auf der afrikanischen Seite bereits bei dem Emir Mussa ibn Nassir und dessen Oberstem, Tarik, dem Sohne Zijads, erkundigt, ob er uns vielleicht zu Hilfe kommen würde, wenn wir ihm dafür Ceuta und dessen Umgebung überlassen würden. Glaubst du, man wagt den Sturm zu entfesseln?

Eleazar kaute an seinem Bart.

Ist er denn nicht schon entfesselt? sagte er trocken.

Seid ihr weiter, als ich weiß?

Was wißt Ihr?

Ach, ihr seid so weit? – Nun gut! Mit dem schönen Spanien ist es dann zu Ende!

Nichts ist zu Ende, es ändert sich nur, nachdem es seine Zeit gehabt hat. Spanien hat seine Zeit gehabt, als es Rom Kaiser gab: Trajan, Hadrian, Antoninus, Marc Aurel, Theodosius, die ebenso Iberer wie Phönizier sein konnten. Spanien gab Rom Gelehrte und Dichter, wie Seneca, Lucanus, Martial, Quintilianus, Pomponius Mela, Columella. Das war vor fünfhundert Jahren; jetzt haben wir unter der Herrschaft von Barbaren gelebt, unter den Christen vom Norden, von der Ostsee. Nun könnten wir etwas aus dem Morgenland gebrauchen!

Glaubst du an die Zukunft des Islams?

Ja, gewiß! Mussa hat geschworen, daß er den Weg Hannibals gehen wird; über Gallien und Germanien nach Rom, um die »Heiden und Frauenanbeter« zu dem einzigen wahren Gott zu bekehren.

Das weißt du? Ist das nicht aufzuhalten?

Nein! Es ist zu spät. Am 19. Juli geht über Spanien der Halbmond auf, und er wird wohl bis zum Vollmond am Himmel bleiben. Was nachher kommt, das wissen wir nicht. Es braucht uns aber auch nicht zu bekümmern; denn einer ist es, der alles lenkt, der Herr Zebaoth.

Am 17. Juli des Jahres 711, als die Dunkelheit hereinbrach, wurden an der Punta de Europa, dem südlichsten Vorgebirge Spaniens, Feuer angezündet. Und an der afrikanischen Küste, gerade zwei Meilen gegenüber, antwortete man mit den gleichen Zeichen.

Vom Ozean her wehte ein Westwind und führte eine sarazenische Flotte heran, die mit fünftausend bewaffneten und berittenen Kriegern bemannt war.

Auf dem Vorgebirge, dem späteren Gibraltar, hoch oben auf den

steilen Felsen, befanden sich langbärtige Männer, die die Feuer schürten, Brennholz hineinwarfen und die Glut anfachten.

Am Morgen landete die Vorhut am Fuße des Felsens. Damit begann die Eroberung Spaniens durch die Mauren.

Mussa ibn Nassir kam am Tage darauf mit der Hauptmacht.

Der Westgotenkönig sammelte schleunig hunderttausend Mann. Da er sich mit diesen für unüberwindlich hielt, fuhr er aus, um den Sieg mitanzusehen. In Seide und Gold gekleidet, wie ein byzantinischer Kaiser, lag er in einem elfenbeinernen Wagen, der von zwei weißen Maultieren gezogen wurde. In seinem Gefolge waren Mundschenke und Frauen seines Harems.

Drei Tage lang ging alles gut; aber am vierten Tag ereignete sich etwas Unerwartetes: Die Truppen waren zwischen den Bergen und Flüssen Andalusiens eingeschlossen und konnten sich kaum bewegen. Der König hatte seine Lager am Ufer des Guadalete aufgeschlagen. Da sah er von den Höhen seine Krieger herabstürzen wie eine Flut; die eine Abteilung wurde von Erzbischof Oppas, die andere vom Grafen Julius geführt. Roderich, der glaubte, daß sie dem Druck des Feindes wichen, brach das Lager ab. Er konnte aber keinen Rückzug antreten, sondern wurde in den Fluß gedrängt. Schwimmend wollte er das andere Ufer erreichen, aber dort traten ihm Bogenschützen entgegen.

Auf rotem Rosse kam jetzt eine Amazone ans Ufer gesprengt, stieg vom Pferde und richtete ihren Bogen auf den Ertrinkenden, der sich mitten in der Strömung noch über Wasser hielt.

Auf dem anderen Ufer sah er seine Truppen, die haltgemacht hatten und mit weißen Fahnen, dem Zeichen des Friedens, den Feinden zuwinkten, die gegenüber standen.

Als er begriff, daß Verrat im Spiele war, ließ er sich sinken, und mit ihm ging das ganze Westgotenreich zugrunde. Mussa zog nun sogleich nach Toledo, ehe noch eine neue Königswahl stattfinden konnte, und damit hatte der Islam in Europa Fuß gefaßt und verblieb dort bis zum Jahre 1492.

Die Juden, die den Mauren die stärkste Hilfe geleistet hatten, wurden sofort befreit, und in jeder Stadt Spaniens wurde ein Jude als Statthalter eingesetzt.

EGINHARD AN EMMA

Geschrieben zu Ostern des Jahres 843
nach Christi Geburt im Benediktiner-
kloster Seligenstadt am Main.

An meine liebe Emma, einst meine Hausfrau und nunmehr meine Schwester in Christo; von Eginhard, einst Sekretär Karls des Großen und nunmehr Mönch in Seligenstadt am Main.

Die Leidenswoche ist vorüber, und die Tage der Auferstehung sind gekommen. Der Frühling hat den Frost aus dem Erdreich getaut, Herz und Gedächtnis sind erwacht, und das Vergangene ist wieder auferstanden.

Gestern, am Osterabend, ging ich im Klostergarten umher und überdachte die fünfundsiebzig Jahre, die ich durchlebt. Ich gedachte der schönen Worte, die einmal in der Akademie oder in dem Kreis der Gelehrten, die der Große, Unvergeßliche um sich versammelt hatte, gefallen waren; in einer Zeit, da wir mit Gedanken und Worten spielten wie die Schachspieler. – Was ist der Mensch? fragte unser Lehrer, der hochweise Alkuin, den wir Flaccus nannten. – Darauf antwortete Angilbert, der Schwiegersohn des Kaisers, der Gatte der schönen Bertha: Der Mensch ist ein Sklave des Todes, ein flüchtiger Reisender, ein Gast in seinem Hause. – Ja, wahrlich, sagte ich zu mir selbst, ein Gast! Und bald werde ich mein Ränzel packen, meine Rechnung bezahlen und weiterreisen.

Ich ging am Ufer des Flusses entlang und dachte: Derselbe Fluß, ewig derselbe Fluß, aber immer neues Wasser, nie rinnt dasselbe Wasser wieder hier vorbei. So ist das Leben, so ist der Fluß der Zeit. Die Helden und die Begebenheiten der Geschichte, die Taten, von denen die Lieder künden, die Ehre und die Jahre, alles rinnt vorbei und vergeht.

Dann wollte ich die ersten Osterlilien pflücken, um sie Dir zu senden, die einst meine Gattin war. Ich ging zum Gärtner, hinunter zum Karpfenteich. Wen treffe ich da auf dem Fußsteig, unter dem Efeu, dieser Ewigkeitspflanze, die nur Geburt und Tod kennt, nicht aber den Wechsel der Jahreszeiten? Ich treffe den Letzten, der noch außer mir aus den großen Tagen der Tafelrunde des Kaisers übriggeblieben ist: Thiodolf den Goten, nunmehr Bischof von Orleans.

Ich kann Dir meine Freude nicht schildern, die ich bei diesem Wiedersehen empfand, noch meine Gefühle wiedergeben, als ich in dem Gesichte des Alten die ganze Geschichte unseres Lebens las.

Es war sechs Uhr abends, und nachdem wir die Vesper gesungen,

hörte das Fasten auf. Ich ließ im Refektorium einen großen runden Tisch decken, zwar nur für uns beide, aber mit zwölf Stühlen und zwölf Gedecken. Aus dem Gastzimmer des Bischofs entlieh ich den größten Lehnstuhl und schmückte ihn mit Laub und Blumen. Das war der Hochsitz des Kaisers, der jetzt im Münster zu Aachen ruht, das zu erbauen ich die Gnade und Ehre hatte. Die anderen Stühle wiesen wir den Freunden zu: zuoberst Alkuin, dann der Dichter Angilbert-Homerus, Clemens der Irländer, Leidrade der Bayer und die anderen, die Du gekannt, aber vergessen hast. – Welcher Abend, welche Nacht am offenen Gartenfenster!

Wir sprachen viel von dem Großen, Unvergesslichen. Wir durchlebten in unseren Gedanken sein reiches Leben. Wir folgten ihm gegen die Langobarden und Sarazenen, gegen die Ungarn und gegen die Slawen. Aber bei seinem dreißigjährigen Kampfe gegen die Sachsen verweilten wir nur ungern, vor allem aus Ehrfurcht vor dem Andenken des Großen; denn er hätte seinen Bekehrungsfeldzug nur mit den Waffen des Geistes führen sollen. – Denke doch nur an den Frankenkönig, der unseren Freund Ansgarius zu den wilden Schweden entsandte. Der hatte keine gewappneten Männer bei sich, sondern nur Gottes heiliges Wort. Freilich wurde er von Räubern ausgeplündert, wie Paulus. Aber als er einmal angekommen war, gewann er den König und die Großen des Landes durch sein mildes Wesen und durch die Verkündung des Wortes.

Hingegen verweilten wir in unserem Gespräche gerne bei dem großen Weihnachtstag in Rom im Jahre 800, an dem das Weströmische Kaiserreich wieder erneuert und seine Krone Germanien übergeben wurde; wie es Tacitus vorausgesagt und Hermann durch sein Martyrium im Teutoburger Wald besiegelt hatte. Rom und Deutschland! Ein geistliches und ein weltliches Reich! Unerforschlich sind die Wege des Herrn!

Als wir auf den starken und milden Carolus Magnus Augustus getrunken hatten, erhoben wir uns beide, Thiodolf und ich, und wir beugten uns vor dem leeren Platze, als ob er dort leibhaftig gesessen hätte.

Wo ist er nun, der selig Dahingegangene? Wo ist sein großes Reich, das nur sein gewaltiger Geist zusammenhalten konnte? Was er vereinigt hat, ist nun durch seine Nachkommen vertan worden. Du weißt, daß nach der letzten Reichsversammlung zu Verdun das Reich Karls des Großen aufgehört hat zu bestehen und daß wir nun an seiner Stelle drei Reiche haben: Deutschland, Frankreich und Italien. Vielleicht mußte es so kommen. Vielleicht konnte kein einzelner Mensch ein so großes Reich lenken. Schwer ist es aber, einzusehen, daß in der

Geschichte jedes große Werk die Vergänglichkeit in sich trägt und daß die Höhen stets durch die Tiefe des Falles ermessen werden.

Bruder Thiodolf brachte beunruhigende Nachrichten aus Frankreich mit sich. Die Sachsen, die schließlich samt ihrem gewaltigen Fürsten Widukind unterworfen wurden, haben eine schreckliche Rache eronnen. Sie haben dänische und schwedische Seeräuber, Wikinger genannt, dazu verlockt, in unsere Gebiete einzufallen. Die Wikinger sind den Rheinstrom aufwärts gefahren, die Seine bis Rouen und die Loire. – Diese Skandinavier sind Germanen und daher mit uns Franken verwandt. Sie sind aber enger mit den Goten, Herulern, Rugiern und Langobarden verbunden; die drei letztgenannten Völker sind auch Skandinavier. Odoaker, der das Weströmische Reich zerstörte und dessen letzten Kaiser Romulus Augustulus absetzte, war ein Rugier und stammte von der dänischen Insel Rügen. Diese Männer aus dem Norden scheinen nun an der Reihe zu sein, die Schaubühne zu betreten, und vielleicht sind sie damit gemeint, wenn im Alten Testament von Gog und Magog prophezeit wird, die aus dem Norden kommen sollen.

Hier hörten wir auf, Thiodolf und ich, denn es war Mitternacht geworden. Wir gingen dann bis zur Matutin im Garten umher, denn wir konnten nicht schlafen.

Und nun schließe ich diesen Brief, teure Gattin, indem ich Dir selige Tage wünsche, fern von der Unruhe der Welt. Ich selbst warte nur noch auf mein Hinscheiden, denn das Leben hat seinen Reiz für mich verloren, seit mein Herr und Kaiser in die große Ruhe eingegangen ist.

Grüße die Brüder und die wenigen Überlebenden aus der Zeit des Großen, und Du selbst, meine teure Emma, sei begrüßt von Deinem toten Mann, den Du nicht eher wiedersehen wirst als am Tage der Auferstehung, dem großen Ostertage, an dem wir uns alle wiedersehen werden! Und bis dahin: »Seid friedsam und eines Sinnes, und der Friede und die Liebe Gottes wird mit euch sein!«

DAS TAUSENDJÄHRIGE REICH

Im Jahre 998 war Rom ein deutsches Kaisertum und der deutsche Kaiser ein Römer geworden. Otto III., der von seiner griechisch-byzantinischen Mutter Theophano erzogen worden war, hatte ihre Vorliebe für die südlichen Länder geerbt. Deshalb wohnte er meistens

in seinem Palast auf dem Mons Aventinus, richtete sich als Kaiser ein und hegte den Plan, Rom zur Hauptstadt des deutschen Reiches zu machen. Der Kaiser war erst zwanzig Jahre alt, ehrgeizig, phantasienvoll, fromm und grausam. – Während seiner Abwesenheit war der alte Römergeist erwacht: Der edle Senator Crescentius hatte sich zum Volkstribun aufgeworfen. Er hatte Rom von den Deutschen befreit, den Papst Gregor V. vertrieben und an dessen Stelle Johannes XVI. eingesetzt. – Der Kaiser kehrte eilig nach Rom zurück, nahm Crescentius und dessen Papst gefangen und ließ dann vor den Römern ein lebendes Schauspiel aufführen, wie sie es noch nie gesehen hatten, wohl aber ihre Väter.

Der Leoninische Stadtteil, der den vatikanischen Hügel umfaßte, mit der alten Peterskirche und dem päpstlichen Palast (der dann mit dem Lateran vertauscht wurde), war mit der Stadt durch den Pons Aelius oder die Hadrianbrücke verbunden. Bei dem stadtwärts gelegenen Brückenkopf befand sich das Grabmal des Hadrian, ein turmähnliches Gebäude, in dem die Kaiser begraben wurden, bis zu Caracalla. Als die Goten Rom einnahmen, wurde das Grabmal in eine Festung umgewandelt und blieb es lange Zeit.

Als die Römer an jenem denkwürdigen Morgen des Jahres 998 erwachten, sahen sie auf der Terrasse der Hadriansfestung sich zwölf große Holzkreuze erheben. Zuoberst war die Statue des Erzengels Michael, mit blankem Schwert, zu sehen, die seinerzeit Gregor der Große dort hatte errichten lassen.

Auf der Aeliusbrücke war viel Volk versammelt, das gekommen war, um dem Schauspiel zuzusehen. Unter ihm waren ein fränkischer Kaufmann und ein gotischer Pilger, die vom Westen über den Leoninischen Stadtteil gekommen waren.

Die Sonne war seit langem aufgegangen, und das Schwert des Erzengels flammte.

Was sind das für Kreuze dort? fragte der Pilger, indem er die Augen mit der Hand beschattete.

Es sind zwölf. Die werden doch nicht etwa die zwölf Apostel bedeuten?

Nein, die haben ja ausgelitten; und der fromme Kaiser wird doch nicht die Jünger des Herrn nochmals kreuzigen!

Ja, der Kaiser! Der Sachse! – Es war weder den Goten noch den Langobarden, noch den Franken zgedacht, Rom zu besitzen, sondern den Sachsen – dem verfluchten Volke, von dem Karl der Große glaubte, er hätte es von der Erde ausgerottet. – Er sandte zehntausend nach Gallien, um seine Feinde mit diesen Wilden zu beglücken; und viertausendfünfhundert ließ er an einem Tage enthaupten, ohne daß

er deswegen eine schlaflose Nacht hatte. Wunderlich sind die Wege des Herrn! Die Letzten werden zuweilen die Ersten . . .

O Herr Jesus, Erlöser der Welt, es bewegt sich etwas auf den Kreuzen! Siehst du?

Ja, bei Gott! – Nein, ich kann es nicht mitansehen. Es sind gekreuzigte Menschen!

Zwei Römer standen in der Nähe der Fremden.

Hermann, du bist gerächt! sagte der eine.

War Arminius ein Sachse? fragte der andere.

Wahrscheinlich, denn er wohnte im Harzgebirge.

Es sind tausend Jahre her, seit Thusnelda hier in diesen Straßen im Triumphzug des Germanicus einherschritt und den ungeborenen Thumelicus unter ihrem Herzen trug. Wenn man bedenkt, daß es tausend Jahre brauchte, ehe sie gerächt wurde!

Tausend Jahre sind ja wie ein Tag! Aber sind diese unsere römischen Brüder nicht doch auch Märtyrer für die Freiheit Roms?

Märtyrer für *unser* Recht; aber diesmal hatten sie unrecht, weil es den Göttern so behagte.

Jetzt änderte sich die Szene: Unterhalb der Festung brach ein Soldatenhaufen durch das Volk. Nun erschien Papst Johann XVI., rücklings auf einem Esel reitend. Ohren und Nase waren ihm abgeschnitten, und die Augen hatte man ihm ausgestochen. Es war ein klägliches Anblick, der noch schauderhafter durch die Schweinsblase wurde, die man ihm aufs Haupt gesetzt hatte und die nun im Winde hin und her schwankte.

Das Volk schwieg und entsetzte sich; denn es war immerhin der Statthalter Christi, Nachfolger Petri, wenn auch kein Märtyrer.

Bei der Brücke stand ein Sizilianer neben einem Juden. Der Sizilianer war Mohammedaner; denn Sizilien war schon seit ungefähr hundert Jahren im Besitze der Sarazenen.

Der da muß wohl für seine Vorgänger leiden, meinte der Jude; denn im Glauben der Christen heißt es ja: satisfactio vicaria.

Gelitten muß werden, antwortete der Sarazene, und ich beklage es nicht, daß die Pornokratie ein solches Ende nimmt. Hundert Jahre haben die Päpste wie Kannibalen gelebt. Du erinnerst dich an Sergius III., der mit der Dirne Theodora und ihrer Tochter zusammenlebte. Und Johannes X. tat das gleiche mit Mutter und Tochter Marozia; die zuerst mit eigener Hand seinen Bruder töteten und dann den Papst unter einem Kissen erstickten. Johannes XII. war erst neunzehn Jahre alt, als er Papst wurde. Er ließ sich bestechen und weihte in einem Stall einen zehnjährigen zum Bischof; er verübte Blutschande mit der Konkubine seines Vaters und verwandelte den

Lateran in ein Bordell. Er spielte Karten, betrank sich und schwur bei Jupiter oder Venus . . . Du weißt es ja!

Ja, antwortete der Jude, die Christen leben in Gehenna, seit sie dem einzigen und wahren Gott verlassen haben. Die Toren haben uns auch die Messias-Verheißung gestohlen; aber die Verheißung des Abraham ist uns geblieben. Rom ist ein Tollhaus, Deutschland ein Schlachthaus und Frankreich ein Hurenhaus! Auf jeden Fall ist es eine Freude, zu sehen, wie sie sich gegenseitig vernichten.

Er setzte sich auf das Geländer der Brücke, um das, was nun folgte, besser sehen zu können.

Zwischen den zwölf Patrioten, die sich auf den Kreuzen wandern wie Würmer an der Angel, zeigten sich jetzt fünf rotgekleidete Männer, die ein Gerüst zimmerten.

Die dort, auf dem Kaisergrab, das sind die Henker! sagte der Jude. Gegen den Crescentius habe ich nichts; er war ein edler Mann, der für den römischen Staat kämpfte; aber immerhin, es ist ein Christ weniger!

Die Christen haben zwei Arten, zu erklären, warum ein Mensch leidet: Ist er unschuldig, so ist das Leiden eine Prüfung; und ist er schuldig – ja, so hat er eben sein Schicksal verdient. – Jetzt kommt er.

Crescentius, der letzte Römer, wurde vorgeführt. Sein Haupt fiel und damit war Rom deutsch, oder Deutschland römisch, und zwar bis zum Jahre 1806.

Am Nachmittag des gleichen Tages wurde die neue Papsternennung bestätigt; denn eine Wahl konnte man sie wohl nicht nennen. Durch sie wurde Gerbert, aus der Auvergne, Papst und nahm den Namen Sylvester II. an.

Der Kaiser saß in seinem Palaste auf dem Aventin und wagte nicht auszugehen; denn die Römer haßten ihn. – In der kleinen Zelle am Hang des Berges, in der sein Freund Adalbert von Prag gewohnt hatte, der Missionar und Märtyrer, der vor kurzem getötet worden war, schloß er sich mit seinem Lehrer, dem neuen Papste Sylvester II. ein.

Dieser Franzose hatte in Cordova studiert, wo die Kalifen eine Universität gegründet hatten, an der man die arabischen Wissenschaften lehrte, jedoch im Geiste griechischer und indischer Weisheit. In Reims hatte er dann selbst Vorlesungen über Chemie, Astronomie, Mathematik und Philosophie gehalten. Er war Abt von Bobbio, dann Erzbischof von Reims und Ravenna geworden. Nachdem er in mehreren Kirchenversammlungen gegen die Ausartung des Papsttums aufgetreten war, wurde er deutscher Papst in Rom.

Die Erbitterung, die nach der Hinrichtung des Crescentius herrschte, zwang ihn, auf dem Aventin bei seinem Schüler, dem Kaiser, Schutz zu suchen. Von der Zelle in dem kleinen Kloster bei der Adalbertskapelle lenkte er das Schicksal Europas. In seinen freien Stunden widmete er sich den Wissenschaften, vor allem der Astronomie und der Chemie, weshalb er in den Ruf eines Schwarzkünstlers kam.

Als er eines Nachts in tiefen Gedanken an seinem mit Briefen überladenen Schreibtisch saß, trat der Kaiser ein, ohne daß er seinen Besuch vorher angesagt hätte. Er war ein hochaufgeschossener Jüngling, mit einem sehr merkwürdigen Gewande bekleidet; es war eine Dalmatica, die mit Bildern aus der Apokalypse bemalt war: das wilde Tier und die große Hure, das Buch mit den sieben Siegeln und dergleichen.

Laß mich mit dir reden, sagte er, ich kann nicht schlafen.

Was gibt es, mein Sohn?

Briefe sind eingelangt, Warnungen, Träume.

Erzähle!

Ja, du hörst mir zu, aber du glaubst mir nicht; doch ich sage die Wahrheit, und du fürchtest dich vor jedem neuen Gedanken.

Was gibt es Neues unter der Sonne? Sagt nicht selbst der Kirchenvater Augustinus in bezug auf unsere heiligen Glaubenslehren: »Was man in unserer Zeit Christentum nennt, das gab es schon bei den Alten und hat nie aufgehört dazusein, von der Entstehung der Menschheit an bis zur Ankunft Christi, als man begann, die wahre Religion, die schon vorher da war, Christentum zu nennen. Die Wahrheiten Christi weichen nicht von den alten Wahrheiten ab, sie sind dieselben, aber weiterentwickelt.«

Häretiker, Ketzler, nimm dich in acht! Du weißt nicht, was in der Welt geschieht!

Laß hören!

Pilger aus vielen Ländern sind hier angelangt und berichten von Wahrzeichen, Erscheinungen und Wundern. So sind in Südfrankreich Pest und Hungersnot ausgebrochen, und man hat Menschenfleisch in den Schlächterläden verkauft. In Deutschland hat man im Feuer am Himmel eine eiserne Rute gesehen, und hier in Italien hat man wieder diese Wallfahrten begonnen, die kein eigentliches Ziel haben. In Jerusalem ist die Kirche am Heiligen Grabe geplündert worden, und dem »Großen Betrüger« hat man einen Tempel errichtet. Das Volk, die ganze Christenheit ist mit Schauer erfüllt; denn in den liederlichen, von Huren gewählten Päpsten des letzten Jahrhunderts sieht man den Antichrist. Die Sendboten Christi werden ermordet, wie zuletzt noch mein Freund Adalbert da oben in Polen. Die Heiden

haben alle Eroberungen Christi in Asien und Afrika wieder an sich gerissen: Das Volk des »Betrügers« sitzt in Spanien, auf Sizilien, selbst in Neapel und haßt Rom. Das kann nichts anderes bedeuten als das Herannahen des Gerichtes und des Weltunterganges, wie sie die Apokalypse vorausgesagt hat.

Ach so, die alte Geschichte taucht wieder auf!

Geschichte? »Hebe dich hinweg, Satan, denn du findest kein Gefallen an den Dingen, die von Gott sind, sondern nur an jenen, die von den Menschen sind!«

Nennst du mich Satan?

Ja, wenn du das Wort leugnest! Steht denn nicht in der Offenbarung Johannis geschrieben: »Und wenn die tausend Jahre vollendet sind, wird der Satan losgelassen werden aus seinem Gefängnisse, und er wird ausgehen und verführen die Völker in den vier Ecken der Erde, den Gog und den Magog . . .« Da hast du die Männer aus dem Norden, die jetzt in England, in der Normandie und auf Sizilien sitzen . . . Ist nicht Theodora die große babylonische Hure, ist nicht der Betrüger Mohammed das wilde Tier . . .

Warte, mein Sohn! Auch ich will dir einen Vers aus dem gleichen Kapitel zitieren! Dort steht gerade vorher: »Wer teilhat an der ersten Auferstehung, der wird mit Christus regieren tausend Jahre.« Also fängt jetzt das Tausendjährige Reich an und kann daher nicht zu Ende sein!

Das alte endet, und das neue beginnt!

Gewiß! Das alte, dunkle ist vergangen, und wir stehen vor der zweiten Ankunft Christi hier auf Erden. Wenn du dich ruhig in der Hoffnung hieltest, mein Sohn, so würdest du das neue sehen.

Ich glaube nicht ein Wort von dem, was du sagst! Das letzte Jahr des Jahrtausends ist gekommen, und jetzt gehe ich hinaus in die Einöde, um mit Buße, Gebet und Fasten den Tag des Gerichtes und die Ankunft meines Erlösers zu erwarten. Ich will für dich beten, Vater aber hier scheiden sich unsere Wege, und du wirst mich nicht mehr sehen.

Der Kaiser ging, und Sylvester blieb allein zurück.

Auch ich warte, sprach er zu sich selbst. Aber unterdessen ordne ich die weltlichen Angelegenheiten.

Und er legte auf den Tisch eine Karte der damals bekannten Welt. Mit einer roten Kreide zeichnete er Kreuze und Kronen ein, hauptsächlich im Norden; aber über Jerusalem zeichnete er eine Fahne mit einer Lanze.

Das Jahr 999 näherte sich seinem Ende, und die Christenheit lebte in Todesangst. In Rom und Umgebung hatte alles Leben aufgehört.

Die Äcker wurden nicht bestellt und waren voll Unkraut. Der Handel stockte, die Läden waren geschlossen. Wer etwas besaß, schenkte es weg und mußte sogar jemanden erst suchen, der es annahm. Die Kirchen standen drei Monate lang Tag und Nacht offen. Jeder Tag war wie ein Sonntag, auch deshalb, weil man seine besten Kleider abtrug, da es keinen Sinn hatte, sie aufzubewahren, und weil man bei der Ankunft des Erlösers zum Empfang würdig gekleidet sein wollte.

Man hatte das Weihnachtsfest mit ungewöhnlicher Andacht gefeiert; die Menschen lebten in friedlichem Einverständnis. Die Stadtwächter hatten nichts zu tun; denn die Angst vor dem Kommenden sorgte für Zucht und Ordnung. Man schlief bei offenen Türen, und niemand wagte zu stehlen oder zu betrügen; dies war auch nicht nötig; denn wenn jemand etwas wollte, so bekam er es geschenkt. Die Bäcker gaben das Brot umsonst ab, und in den Wirtshäusern gab es unbegrenzten Kredit; die Schulden wurden nicht eingemahnt. Die Kirchen waren Tag und Nacht überfüllt; Beichte und Lossprechung, Messen und Abendmahl gab es ununterbrochen.

Der Tag vor dem Neujahrsabend war angebrochen. Die Ansichten über die Natur der Katastrophe waren geteilt: Entweder würde sie als Flut oder als Erdbeben kommen. Die meisten Bürger hielten sich draußen im Freien auf, einige in der Ebene, die anderen auf den Hügeln; aber alle richteten ihre Blicke gegen den Himmel.

Das Marsfeld war schon am Morgen voll von Menschen. Ein Haufen hatte einen Kreis um einen Holzstoß gebildet, auf dem ein verrückter Mann stand und Reden hielt; in den Händen hatte er bunte Papiere und Pergamente.

Es war ein reicher Bürger, der schon drei Monate lang Buße und Sühne geübt hatte und nun, zum Skelett abgemagert, der nahenden Verderbnis entgehen wollte. Unter dem Vorwand, den Lastträgern und Zugtieren Wärme spenden zu wollen, hatte er eine Klafter trockenes Holz herbeigeschleppt. Da sich keiner um das kümmerte, was der andere tat, ließ man ihn gewähren.

Neben dem Scheiterhaufen standen die Reste eines alten Rednerpultes. Dieses bestieg er, nachdem er zuvor das Feuer entzündet hatte.

Im Namen des Ewigen Gottes, sprach er, so wie ich jetzt diese Schuldscheine verbrenne, so möge der Herrgott meine Schulden aus dem Buche des Lebens streichen! Für all das Leid, das ich anderen zugefügt habe, will ich nun selbst leiden. Reinigendes Feuer, verbrenne meinen elenden Leib mit allen seinen Sünden! Flammen, die ihr emporsteigt, laßt mich euch nach oben folgen! Herr Jesus, empfangen meinen Geist!

Er sprang von dem Rednerpult herab und fiel mitten in die Flam-

men. Dort blieb er auf den Knien liegen, mit gefalteten Händen, bis ihn die Glut erstickt hatte und es mit ihm zu Ende war.

Auf dem Forum sah man einen Mann mit einem Spaten daran arbeiten, einen Schutthaufen über sich aufzutürmen. Dabei sang er: »Sage dem Berge, bedecke uns!«

Von dem Pons Sublicius sprang ein junges Paar in den Fluß, in einer Umarmung, die auch der Tod in den Wellen nicht lösen konnte.

Zur Mittagszeit wurden die Gefängnisse geöffnet, und die Gefangenen wurden wie Helden und Märtyrer empfangen. Man führte sie in die Häuser der Vornehmen, setzte sie an Tische, und Senatoren und deren Frauen wuschen ihnen die Füße.

Wir alle sind Sünder und haben nichts, dessen wir uns rühmen könnten! Diese Gefangenen haben ihre Strafe erlitten, während wir frei ausgingen. – So sagte man.

Seit den ersten Tagen des Christentums hatten Menschenliebe und Barmherzigkeit sich niemals mehr so gezeigt.

Nun wollten die Kranken aus den Spitälern unter den freien Himmel gebracht werden; man trug ihre Betten auf Straßen und Märkte. Alles, was lebte, wollte ins Freie; die Familien schleppten ihre Möbel auf die Straße.

Die Vögel wurden aus den Käfigen gelassen und die Pferde aus den Ställen. Diese liefen zuerst in der Stadt umher; als sie aber frische Luft gewittert und den Weg durch die Stadttore gefunden hatten, setzten sie sich nach der Campagna in Bewegung, um dort ein paar grüne Stellen zu suchen. Aber einige blieben auch in der Stadt und lagerten hier und da, während die Kinder ihnen auf den Rücken kletterten.

Die Kinder waren die einzigen, die keinerlei Furcht zeigten. Sie sprangen und spielten wie sonst und freuten sich an der Freiheit und an dem Ungewöhnlichen. Niemand mochte sie zurechtweisen, und da sie nicht verstanden, worum es ging, blieben sie sorglos und verspielt.

Der Neujahrsabend war gekommen, und die Angst war gestiegen. Man sah Herren und Diener einander weinend in den Armen liegen, wobei die einen ihre Härte, die anderen ihre Unehrllichkeit bekannten. Alte Feinde, die sich auf der Straße trafen, reichten sich die Hände und führten einander wie die Kinder auf und ab, wobei sie Lobgesänge sangen.

Es war wie im Goldenen Zeitalter oder so, wie sich die Kirchenväter das Tausendjährige Reich vorstellen.

Die Luft war milde wie an einem Frühjahrstag, und der Himmel war bis Mittag ganz klar, dann bewölkte er sich.

Niemand aß, niemand trank; aber alle badeten und zogen ihre

Festgewänder an. Am Nachmittag zogen Prozessionen von Priestern und Mönchen umher, die Litaneien sangen, in die das Volk einstimimte.

Kyrie eleison! tönt es durch die ganze Stadt. Herr, erbarme dich unser! Christus, erbarme dich unser! Ganz Rom bereitete sich auf seine Hinrichtung vor.

Aber es gab auch Ungläubige und Verkommene, die nichts Neues erwarteten. Die versammelten sich in den Katakomben und Ruinen und veranstalteten dort Trinkgelage und Orgien.

In den Ruinen von Neros Goldenem Haus hatten sich die Freigeister und Dirnen der Stadt zu einem Symposion großen Stils zusammengefunden: Mitten auf dem Boden brannte ein Feuer, um das man Tische und Bänke gestellt hatte. Speisen und Weine gab es im Überfluß; denn man brauchte sie nur aus den Vorratskammern und Kellern zu holen. Man erfreute sich an Musik, Gesang und Tanz, und zwischendurch sah man mit Genuß zu, wie sich Fledermäuse und Eulen am Feuer verbrannten und lebendigen Leibes gebraten wurden.

Es herrschte laute Freude; sie war aber nicht ungewungen. Sogar hier wurde philosophiert und prophezeit.

Es gibt kein Jüngstes Gericht heute, nein, meinte ein junger Mann, der aussah wie ein Abkömmling des Kaisers Nero.

Im übrigen: wenn es kommt; so können wir es im Tode auch nicht schlechter haben, als es im Leben war.

Ich habe immer gefunden, daß wir es wie in der Hölle hatten. Jeden Morgen Kopfweg, Schulden und Schande, ab und zu etwas Gefängnis!

Und der Kaiser sitzt nackt in einer Höhle, da unten am Fuß des Soracte...

»Vides ut alte stat nive candida, Soracte!«

»Während wir reden, flieht uns das neidische Leben. Nützet den Tag! Übel erscheint uns der nächste.«

Und der Papst wird die Mitternachtsmesse lesen! Er, der selbst nicht daran glaubt.

Aber er muß gute Miene dazu machen und sich verstellen...

Jemanden kenne ich, der heute nacht nicht in die Messe gehen wird...

Die schöne Stephania, die Witwe des Crescentius...

Aber wachen wird sie, wie die Rache...

Diese Teutonen, was haben sie nur in Rom zu suchen! Ich wünschte, der Herr dieses Goldenen Hauses stünde von den Toten auf. Das war der letzte Römer!

Das war ein Mann, der nicht mit seinen Feinden schöntat. Er fürchtete nichts zwischen Himmel und Erde, nicht einmal den Blitz. Der schlug einmal in seinen Speisesaal ein, gerade als er zu Tische war. Wißt ihr, was er da sagte? – »Zum Wohl!« sagte er und erhob seinen Becher.

In diesem Augenblick fiel ein heißgewordener Stein vom Gewölbe herab, mitten ins Feuer, daß die Funken sprühten. Aber durch das so entstandene Loch drang der Nachtwind ein und wirbelte den Gästen den Rauch ins Gesicht. Die fanden zuerst Spaß daran; aber bald waren sie gezwungen, die Höhle zu verlassen.

Laßt uns hinausgehen und den Weltuntergang anschauen! schrie einer der Jünglinge.

Und es bildete sich ein Zug aus Bacchanten und Mänaden. An der Spitze wurde ein voller Weinschlauch getragen, dann kamen Flötenspieler, und schließlich folgten alle Gäste, mit den Bechern in den Händen.

Aber unten, in der alten Peterskirche, stand der Papst am Altar und las eine stille Mitternachtsmesse.

Die Kirche war überfüllt. Die Menschen hatten sich auf den Boden niedergeworfen. Es herrschte tiefes Schweigen. Wenn der Priester den Kelch erhob, so hörte man die knisternden Laute, die durch die Bewegung seiner Leinenärmel entstanden.

Aber man hörte auch noch einen anderen Laut, der klang, als ob die letzten Minuten des Jahrtausends ausgemessen würden. Er klang wie der Puls im Ohre des Fieberkranken und schlug ebenso stark. Die Tür der Sakristei stand nämlich offen, und die große Uhr, die darin hing, tickte ganz ruhig und unbeirrt, einmal in der Sekunde. Der Papst, der ein ebenso ruhiger Mann war, hatte wahrscheinlich die Türe offengelassen, um in dem entscheidenden Augenblick die höchste Wirkung zu erreichen. Sein Antlitz war vor Aufregung leichenblaß; es zuckte aber nicht, und auch seine Hände zitterten nicht.

Die Messe war zu Ende, und ein Todesschweigen trat ein. Man erwartete von dem Diener des Herrn am Altar einige tröstende Worte; er sagte aber nichts. Er stand, ins Gebet versunken, wie es schien, die Hände ausgestreckt gegen den Himmel.

Die Uhr tickte, das Volk stöhnte; aber nichts geschah.

Wie Kinder, die sich vor der Dunkelheit fürchten, lagen die Versammelten auf dem Angesicht und wagten nicht, aufzublicken. Von manchen eiskalten Stirnen tropfte der Angstschweiß, und die eingeschlafenen Beine schmerzten oder wurden gefühllos, als ob sie amputiert worden wären.

Da hörte plötzlich die Uhr auf zu ticken . . . War ihr Werk abgelaufen? War dies ein Wahrzeichen? Sollte alles jetzt stillestehen? War die Zeit zu Ende, und begann nun die Ewigkeit?

Aus der Versammlung waren einige erstickte Schreie zu hören. Einige Menschen fielen, von der Angst getötet, auf den Steinboden. – Da begann die Uhr zu schlagen: eins, zwei, drei, vier . . . Und nun sollte der zwölfte Schlag kommen! – Er kam . . . und verklang. Ein tödliches Schweigen folgte.

Da wandte sich Sylvester um, und mit dem stolzen Lächeln eines Siegers erhob er die Hände zum Segen. In diesem Augenblick begannen vom Turme alle Glocken zu läuten, voll, jubelnd. Und von der Orgelmpore erschallte ein Chor aus jungen und alten Stimmen, zuerst etwas unsicher, dann immer kraftvoller und strahlender:

Te deum laudamus! klang es, und die Gemeinde stimmte ein; aber es dauerte eine Weile, ehe die steifgewordenen Rücken wieder gerade wurden und bis man sich vom Anblick der vor Angst Gestorbenen erholt hatte.

Als der Gesang geendet hatte, fielen die Menschen einander in die Arme, lachend und weinend, wie Wahnsinnige, und gaben sich den Friedenskuß.

So endete das erste Jahrtausend nach Christi Geburt.

In der kleinen Burg Paterno auf dem Soracte hatte der Kaiser die Weihnachtszeit und den Neujahrsabend unter den strengsten Fast- und Bußübungen zugebracht. Als aber der Neujahrstag vorüberging und alles unverändert blieb, kehrte er nach Rom zurück, um Sylvester aufzusuchen und Anordnungen für die Zukunft zu treffen.

Der Kaiser wurde von seinem alten Freunde und Lehrer mit einem Lächeln empfangen, das er nicht mißverstand. Aber der Monarch war noch so von seiner Angst erfüllt, daß er es nicht wagte, zornig zu werden.

Willst du dich nun wieder der Erde zuwenden, mein Sohn, und deine weltlichen Geschäfte besorgen? fragte Sylvester.

Ja, das will ich; zuvor aber muß ich zwei Gelübde erfüllen, die ich ex voto in der Stunde der Not abgelegt habe.

So erfülle sie!

Ich muß zu dem Grabe meines Adalberts nach Gnesen wallfahren, und ich muß die Gruft Karls des Großen in Aachen besuchen.

Tue das; aber gleichzeitig mußte du einige Aufträge ausführen, die ich dir auf die Reise mitgeben werde.

Und dabei blieb es.

Zwei Jahre waren vergangen, als Papst Sylvester an einem Januartag nach Paterno, der kleinen Burg auf dem Soracte, berufen wurde. Dort wohnte der römisch-deutsche Kaiser und lag jetzt auf dem Krankenbette.

Als Sylvester in das Krankenzimmer eintrat, saß der Kaiser auf; er sah aber sehr angegriffen aus.

Du bist krank. Ist es der Körper oder die Seele?

Ich bin müde.

Schon, im Alter von zweiundzwanzig Jahren?

Ich bin mißgestimmt.

Du bist mißgestimmt, obwohl du die Welt aus ihrem Angsttraum erwachen sahst! Bedenke doch, du Undankbarer, was diese zwei Jahre alles gebracht haben, welche Siege für Christus, der, wie es scheint, wirklich wiedergekommen ist! Ich will dir es aufzählen, merk auf! – Böhmen hat einen Herzog bekommen, der das Heidentum ausrottet. Österreich ist zu einem Donaustaat vereinigt worden. Der heidnische Ungar hat die Taufe angenommen und als Stephan I. aus unserer eigenen Hand die Krone empfangen. In gleicher Weise hat Boleslaw in Polen die Krone und einen Erzbischof bekommen. Das junge rusische Reich hat die Taufe angenommen, und Wladimir der Große schützt uns gegen die untergehenden Sarazenen und gegen die aufgehenden Seldschuken oder Türken. Harald von Dänemark und Olaf von Schweden haben in ihren Ländern das Christentum gefestigt. Olaf Tryggveson hat das gleiche in Norwegen, Island, Grönland und auf den Färöer- und Shetlandinseln getan. Durch den Dänen Sven Tveskäg wurde Britannien dem Christentume gewonnen. In Frankreich regiert der fromme Robert II. aus dem neuen Geschlecht der Kapetingen, aber von sächsischer Herkunft wie du. In Spanien haben die nördlichen Staaten Leon, Kastilien, Aragonien und Navarra sich endlich geeinigt und schützen uns gegen die Mauren in Cordova.

Alles das in fünf Jahren, und unter der Ägide von Rom! Ist das nicht die Wiederkunft Christi auf Erden, und verstehst du jetzt, was die Vorsehung mit dem Tausendjährigen Reiche meinte? – Die in tausend Jahren leben werden, die werden vielleicht die Früchte reifer sehen, von denen wir nur die Blüten gesehen haben. Es ist ja noch kein Paradies; aber es ist besser als zuvor, besser als damals, als wir im Norden und im Osten die Wilden hatten. – Und von Rom holten alle ihre Krone und ihr Pallium. Du, mein Kaiser, regierst die Völker.

Ich? *Du* bist es, der die Geister regiert, nicht ich, und ich will auch nicht herrschen.

Nein, ich habe es gehört; denn du hast dir eine Herrscherin angeschafft.

Wer sollte das sein?

Man erzählt – und du weißt es wohl ebensogut wie ich –, daß es die schöne Stephania, die Witwe des Crescentius, ist. Nun gut, das ist deine Sache, aber Salomo rät: »Nimm dich in acht vor deinen Feinden, sei aber auch vorsichtig mit deinen Freunden!«

Der Kaiser machte Miene, sich zu verteidigen; er vermochte es aber nicht, und damit war das Gespräch zu Ende.

Einige Tage nachher war Otto III. tot. Dem Gerüchte zufolge auf die eine oder andere Art vergiftet von der schönen Stephania.

Im Jahr darauf starb auch Sylvester II.

PETER DER ERÉMIT

Nach der großen, gefürchteten Neujahrsnacht vom Jahre 999 war die Christenheit zu neuem Leben erwacht. Fast hundert weitere Jahre waren vergangen, als ein Pilger, zerlumpt und barfuß, von Caesarea aus (in Palästina, am Mittelmeer) seine Wanderung antrat. Aus jener Stadt, in der sich Paulus nach Rom eingeschifft hatte, das Christentum mit sich tragend, das nun das ganze Europa erobert hatte, es aber nicht vermochte, seine Heimat zu behaupten, Kanaan, das Gelobte Land, in dem Christus gelebt und gelitten hatte und in dem er gestorben war. Der »Große Betrüger« hatte zuletzt Palästina besessen; als aber sein Reich, wie jedes andere Ding, verfiel, war ein neues Volk aus dem unbekannten inneren Asien hervorgewachsen, und jetzt saßen die Seldschuken als Herren in Syrien.

Die letzten Fatimiden waren in den Sachen des Glaubens völlig gleichgültig gewesen, und der berühmte Al Asis, der selbst ungläubig und mit einer Christin verheiratet war, hatte die Brüder seiner Gattin zu Patriarchen in Alexandria und Jerusalem gemacht. Nun war alles anders: Der schreckliche Al Hakim verfolgte Juden und Christen und zerstörte die Auferstehungskirche in Jerusalem. Und als der Seldschuke Melikscha schließlich die Heilige Stadt eroberte, sah es fast hoffnungslos für die Christen aus, die aber weiter nach dem Heiligen Grabe wallfahrten.

Der Pilger nahm seinen Weg nach Südosten, und jetzt, am ersten Frühlingstag, sah er zu seinen Füßen die liebliche Ebene von Saron wie eine Blumenmatte oder wie ein Meer von Blumen: Safran, Pfingstlilien, Ranunkeln, Anemonen und vor allem die hochgewachsenen weißen Saronslilien.

Das war das Gelobte Land!

Den ganzen Vormittag watete er in den Blumen; endlich erreichte er ein Dorf am Fuße eines Hügels. Dort wogte das Korn; die Reben rankten sich; Oliven- und Feigenbäume standen in Blüte; beim Brunnen wurden fettes Vieh getränkt, Kühe und Ziegen gemolken.

Der Pilger, der nichts auf dieser Welt besaß als seine Lumpen, bat um eine Schale Milch; er bekam aber keine. Dann zog er von Tür zu Tür; er wurde aber immer weggejagt.

Gegen alles Vermuten schien er jedesmal, wenn er eine Absage erhielt, fröhlicher zu werden. Er war ja aus seinem Lande hierhergekommen, um eine Vorstellung davon zu erhalten, wie sein Erlöser gelitten hatte, und nun wurde ihm die Gnade zuteil, dies auf dem heiligen Boden zu erfahren.

Er schritt durch das Dorf und kam wieder in ein Blumenmeer. In einem Bach badete er seine Füße und war neu erquickt.

Aber jetzt zur Mittagszeit begann es vom Meer her zu wehen, und Wolkenscharen zogen über das Land. Ein heftiger Regenschauer ergoß sich über die zarten Liliengewächse; der Sturm riß sie empor und zerbrach sie; er sammelte sie zu Haufen, die er vor sich her trieb, wobei sie immer größer wurden und auf ihrem Wege die anderen Blumen zerdrückten. Gegen Abend hörte der Regen auf; es stürmte aber weiter, und die Dunkelheit brach an.

Der müde und ausgehungerte Wanderer begann, sich aus einem Blumenhaufen, dem er durch einige Steine etwas Halt gab, ein Nachtlager zu bereiten. Nachdem er den Haufen wie ein Adlernes ausgehöhlt hatte, breitete er weitere Blumen über sich, und so schlief er ein; alle die Wohlgerüche hatten ihn in eine angenehme Betäubung versetzt. Er hatte schon viele Jahre keinen Wein getrunken und kannte daher keinen Rausch; jetzt war ihm aber, als ob er den feurigsten Wein getrunken hätte. Er wußte nicht, ob er schlief oder wachte; bald schien es ihm, als ob er gleich einer Welle dahinrolle, bald lag er still und hörte nur, wie es sich in seinem Nest rührte: Es brüllte und schnaubte, es sauste ihm in den Ohren und blitzte vor seinen Augen. Endlich wurde es ganz still. Er glaubte, daß er schlief; denn er hatte einen Traum: Er ging zu Fuß über das Mittelmeer und fand dies ganz in Ordnung. Er war aber von Rittern zu Pferde gefolgt und von Scharen von Bewaffneten, von ganzen Völkern. Und sie stiegen ans Land. Sie gingen ostwärts und sahen endlich von den Höhen Jerusalem. Mauern, Zinnen und Türme waren erfüllt von heidnischen Kriegern, und die christlichen Ritter machten halt, um Rat zu pflegen. Und er, der armselige Pilger, redete zu ihnen, und sie hörten auf ihn.

Warum erschreckt ihr? Warum fürchtet ihr diese Heiden und ihre Mauern? Seht mich an! Jetzt nehme ich meinen Stab und steige auf den Berg Zion. Dann schlage ich mit dem Stab an das Tor Davids, und die Stadt wird alle ihre Tore öffnen!

Er tat so – im Traum –, und Jerusalem wurde erobert. Das war so einfach! Und die Ritter und das Volk jubelten ihm zu, und er wurde Statthalter in der Heiligen Stadt.

Als er am Morgen erwachte, stieg er aus seinem Nest, und als er sich umsah, stellte er fest, daß er sich gerade vor dem Jaffator von Jerusalem befand. Er fragte sich, ob ihn der Sturm die weite Strecke hergerollt hätte oder ob er den Weg im Schlaf gegangen wäre. Der Traum war aber in ihm noch so lebendig, daß er alles einfach und natürlich fand.

Nun schlug er mit dem Stab an das Tor. Und siehe, es wurde wirklich geöffnet, aber nur ein Spalt, und ein Wächter fragte ihn, was er wolle.

Er wolle das Heilige Grab besuchen.

Das ginge wohl, es koste aber dreißig Zechinen in Silber.

Da er die nicht hatte, wurde das Tor wieder geschlossen. Aber der Pilger ließ sich nicht abschrecken. Er schlug wieder mit seinem Stab an das Tor, denn er war sicher, daß er hineinkommen würde.

Er kam auch hinein, und zwar sehr rasch. Aber nachdem man ihn ausgepeitscht hatte, warf man ihn wieder hinaus. Er fiel auf einen Müllhaufen, den die Hunde nach Knochen durchwühlten.

Dieser Empfang war ja nicht ermunternd; aber für den Pilger war er gerade das, was er erwartet und gewünscht hatte. Er war an der gleichen Stelle geschlagen und gemartert worden wie sein Herr Christus. Welche Ehre, welche Gnade!

Aber die dreißig Silberlinge! Warum wurden als Preis gerade dreißig verlangt? Weil dies der Preis war, den der Verräter für das teure Haupt bekommen hatte. Er wollte sie zusammenbetteln, und sollte es auch zehn Jahre dauern!

Er mahnte sich zur Geduld und ging südwärts hinab ins Tal Hinnom, auch Tal der Hölle genannt, in das der ganze Unrat der Stadt geworfen wurde. Dort gab es Schmutz und Gestank; aber der Pilger merkte nichts davon, denn er wollte nur etwas von den Mauern der Heiligen Stadt zu sehen bekommen. Und als er das Südende des Tals erreicht hatte, sah er wirklich den Berg Zion und das Grab Davids. Er fiel auf die Knie, betete und lobte Gott mit dem Gesang:

Lauda, Sion, Salvatorem,
 Lauda ducem et pastorem
 In hymnis et canticis . . .

Vom Gebete gestärkt, ging er weiter. Er kannte alle Orte, so daß er nicht zu fragen brauchte. Als er auf einem Ruinenfeld unterhalb des »Berges des bösen Rates« stand, wußte er, daß es Hakeldama oder der Töpferacker war, den man für das Blutgeld des Judas gekauft und als Begräbnisstätte für Fremde verwendet hatte.

Er hatte aber keine Todesgedanken; denn er wußte, daß er leben bleiben würde, bis er diese Stadt eingenommen hätte. Hingegen befiel ihn der Hunger. Er kränkte sich sehr, daß er sich in seiner Jugend nicht, wie andere berühmte Eremiten, geübt hatte, Gras zu essen. Ermattet, aber nicht verzweifelt, setzte er sich neben einem Müllhaufen nieder, der ganz frisch aussah, da man ihn eben erst aufgeschüttet hatte.

Als er so dasaß, kam ein Hund, ein räudiges, verhungertes Tier, und legte seinen Kopf auf die Knie des Pilgers.

Ich habe nichts, was ich dir geben könnte, du Armer! sagte der Pilger und nahm die Ohrlappen des Tieres und trocknete damit dessen Augen; denn der Hund sah aus, als hätte er geweint.

Der Hund verstand, was der Pilger sagte; denn die Tiere verstehen alle Sprachen, nach dem Tonfall. Und jetzt begann er im Müllhaufen zu wühlen. Und siehe! er scharrte zwei frische Kohlblätter, einen Granatapfel und ein Stück Weißbrot hervor.

Der Pilger, der alle Arten von Wundern gewohnt war, lobte Gott und aß. Und als er gegessen hatte, dankte er Gott, dem Barmherzigen. Der Hund stand die ganze Zeit da und sah ihn an.

O ich Undankbarer! Daß ich dich vergessen konnte! sagte der Pilger. Jetzt will *ich* mein Glück versuchen!

Er begann mit dem Stabe zu graben, und siehe, er fand einen frischen Knochen, den er dem Hunde, seinem Wohltäter, schenkte. Sie wurden Freunde und trennten sich nicht mehr.

Sie umgingen nun den Südteil der Stadt und wandten sich nach Norden, dem Kidron zu. Sie folgten dem Bach und hatten die Stadtmauer zur Linken und den Ölberg zur Rechten. Vom Grunde des Tals sah er den Tempelplatz, aber keinen Tempel, sondern nur die Kuppeln der Moschee der Heiden. Von dem Heiligen Grabe sah er nichts; denn es lag in der Stadt drinnen und war ganz unscheinbar.

Er kam nach Gethsemane, wo der Herr gelitten hatte, und stieg dann auf den Ölberg, von wo er Jerusalem betrachten konnte. Und er weinte über die Stadt. – Nachdem er seine Andacht bei den Ruinen

der Auferstehungskirche verrichtet hatte, ging er weiter nordwärts um die Stadt und kam wieder zum Jaffator. Dort setzte er sich nieder, fest entschlossen, zu warten, bis christliche Pilger kämen, die hier aus allen Ländern der Erde zusammenströmten. Die wollte er so lange anbetteln, bis er die dreißig Zechinen beisammen hatte.

In der ersten Nacht, in der er dasaß, kam niemand. Als man am Morgen das Tor für die Landleute öffnete, die Lebensmittel in die Stadt brachten, kam er auf den kühnen Gedanken, sich mit ihnen einzuschmuggeln; er wurde aber sogleich entdeckt und bekam eine Tracht Prügel. Das schreckte ihn aber nicht ab, und er versuchte es jeden Morgen von neuem, aber ohne Erfolg. Er schlief auf bloßer Erde und aß Abfälle von den Müllhaufen. Er wurde von den Kindern verspottet, von den Erwachsenen verprügelt; er fand aber dies alles in der Ordnung, denn er wußte doch, daß sein Traum einmal Wahrheit werden würde.

Dreißig Tage lang hatte er am Tore gesessen und kein einziges Geldstück erhalten. Aber am einunddreißigsten Tag erhob er sich und streckte seine Beine. Er wanderte hinab ins Hinnom-Tal; der Hund Getreu lief ihm voraus. Als er eine Weile gegangen war, merkte er, daß sein Begleiter fort war. Als er ihn lockte, antwortete der Hund mit einem Bellen. Der Eremit folgte dem Ruf, und als er dem Gebell nachging, sah er den Hund bei einem Loch in der Mauer stehen. Das war der Eingang. Er folgte seinem Wegweiser und kam ungehindert mitten in die Stadt.

Als erstes wollte er das Heilige Grab besuchen. Er fand es aber geschlossen. Da erinnerte er sich, daß es einen Patriarchen in Jerusalem gab und daß die Christen bei diesem eine Art Schutz genossen. Aber wo wohnte der? Weißt du es vielleicht? wandte er sich an den Hund.

Der Hund verstand und wackelte mit den Ohren. Dann lief er durch viele winklige Gassen, bis er vor einem kleinen Tor stehen blieb, an dem eine Glockenschnur angebracht war.

Der Pilger läutete, das Tor wurde geöffnet, und ein alter, weißbärtiger Mann streckte dem Ankömmling die Hand entgegen. Er führte ihn wie einen alten Bekannten ins Haus und lud ihn zum Sitzen ein.

Ich habe dich seit langem erwartet, Peter, sagte er. Ja, ich kenne dich, denn ich habe dich schon vor einem Jahr im Traume gesehen. Aber ich weiß nicht, wer du bist und woher du kommst. Erzähle mir dein Schicksal!

Mein Schicksal? Ich stamme aus Amiens in Frankreich und heiße jetzt Petrus. Früher war ich Soldat. Ich folgte Wilhelm dem Eroberer

nach Hastings und war bei der Gewinnung Englands dabei. Dann kehrte ich in meine Heimat zurück und wurde Schullehrer. Aber meine Seele fand keinen Frieden. Deshalb trat ich in ein Kloster ein. In meiner einsamen Zelle dachte ich über das nach, was ich von den Brüdern im Kapitel gehört hatte. Es war zu der Zeit, als Kaiser Heinrich IV. mit dem Papst Gregor VII. in Streit geriet. Der Papst war im Recht, denn von Rom aus sollte Europa regiert werden. Gregor, der das Reich Christi im Geiste und in der Wahrheit errichten wollte, hatte alle christlichen Länder geeint und empfing Steuern von Skandinavien herab bis zu den Säulen des Herkules. Der Kaiser hatte keinen Sinn für die Einigung und arbeitete nur für Deutschland. Es endete mit Canossa, wie Ihr wißt. Dort mußte der Kaiser dem Papste die Füße küssen, und das war recht so, denn das geistliche Haupt ist um einen Kopf größer als das weltliche . . .

Aber Canossa bedeutete kein Ende. Gregor, der gewaltige Streiter des Herrn, fiel in Sünde, wie König David. Zuerst rief er den Normannen Guiscard von Sizilien zu Hilfe. Der kam mit einem Gesinde von Heiden und Türken, plünderte Rom und steckte es in Brand. Das war schändlich von dem Papst, der nun zu den Heiden nach Salerno flüchten mußte. Das war *sein* Canossa! – Er war aber auch so grausam, Heinrichs Söhne gegen ihren Vater aufzuwiegeln. Da starb der große Gregor in der Verbannung, und Rom war ausgetilgt . . . Nun gut, Rom ist nicht mehr, aber Jerusalem soll werden! Vom neuem werden, aus dem Staube auferstehen und die Hauptstadt der Christenheit werden und die Beherrscherin der Welt!

Der Patriarch hatte ihm zugehört; anfangs mit einem Lächeln, später ernsthaft.

Dein Glaube ist groß, mein Sohn, sagte er. Wer aber wird sich an die Spitze stellen? Wer wird das Volk sammeln?

Ich! antwortete der Eremit. Ich werde das Heilige Grab aufschließen. Ich werde die Heiden vertreiben. Ich werde den ersten christlichen König in Jerusalem krönen lassen!

Mit zwei leeren Händen?

Mit meinem felsenfesten Glauben!

Da wurde es still.

Sage etwas, Patriarch! Versuche, wenn du es kannst, meinen Mut zu brechen, ihn mit Einwendungen zu erproben, mir die Zuversicht zu rauben! Du kannst es nicht! Deshalb gehe ich nun nach Rom und spreche mit Urban II. Gib mir nur einen Brief, der meine Aussagen bestätigt, mit denen ich das Treiben der Heiden in der Stadt Christi schildern will. Mehr begehre ich nicht von dir. Das übrige will ich selbst tun.

Wer du auch seist, den Brief sollst du haben, aber ruhe dich noch ein paar Tage aus!

Nein! Dreihundertfünfzig Meilen bin ich gegangen, dreißig Tage habe ich geruht. Laß mir etwas in der Küche zu essen geben, während du den Brief schreibst. Dann gehe ich, ehe die Sonne sinkt. Aber ich komme wieder; doch nicht allein, sondern in Legion, und du wirst die Wahrheit meiner Worte und deiner Träume erkennen; denn Gott will es!

Peter der Eremit ging seine hundertfünfzig Meilen nach Piacenza und traf dort Papst Urban II., der ein Konzil abhielt. Er wurde nicht aufgemuntert, denn die Idee eines Kreuzzuges war schon alt. Gregor VII. hatte einmal fünfzigtausend Mann zu diesem Zwecke gesammelt, aber er hatte seinen Plan nicht ausführen können.

Der Eremit nahm dies in echt christlichem Geist als Mahnung auf, seinen Eifer zu verdoppeln. Er zog nach Frankreich, predigte und feuerte an. Er hatte den Erfolg, daß, als Urban nach Clermont zu einem neuen Konzil kam, ganz Frankreich entflammt war für den Kreuzzug, der nun beschlossen wurde.

Peter hatte keine Zeit zu warten. Gemeinsam mit Walter Pechejo und Walter von Habenichts sammelte er eine Schar, die schließlich mit Greisen, Frauen und Kindern gegen vierzigtausend Menschen umfaßte. Aber es waren keine Krieger, sondern Abenteurer, die ausreißen wollten, Knechte, die nach Freiheit begehrten, und Mißvergnügte, die eine Veränderung herbeiwünschten.

Sie zogen den Rheinstrom entlang, dann die Donau abwärts, an deren Ufer die große Heerstraße nach dem Morgenland führte.

Als sie an die ungarische Grenze kamen, waren sie auf sechzigtausend angewachsen. Kolowan, der König des Landes, war nicht gerade gastfrei, und mit ihm war nicht zu spaßen. Die Kreuzfahrer begannen zu ahnen, daß sie nicht sehr willkommen wären, und sandten deshalb die einzigen Berittenen, die sie hatten – es waren insgesamt sechs Mann –, als Botschafter zu dem König.

Als die Boten anlangten, befand sich Kolowan in Pest. Er hatte ein wohlgerüstetes Heer bei sich, und sein Land erfreute sich der Segnungen des Friedens.

Was begehrt ihr? fragte er.

Wir ersuchen um freien Durchzug nach Konstantinopel.

Wie viele seid ihr?

Ungefähr sechzigtausend Mann.

Obwohl ich die Ehre eures Besuches zu schätzen weiß, kann ich keine Heuschrecken aufnehmen. Ich habe von eurem wilden Zug gehört. Ich weiß, daß ihr keine Lebensmittel mitführt und daß ihr

bettelt oder stiehlt. Kehrt daher in euer Land zurück, oder ich sehe euch als Feinde an!

Die Boten ritten zurück und überbrachten die Antwort des Königs. Aber Peter der Eremit wollte nicht umkehren.

Vorwärts, vorwärts, Christen, Kreuzfahrer! rief er, und die ganze Schar überschritt die Grenze.

Der Eremit ritt auf einem Esel an der Spitze und wußte nicht, was hinter ihm geschah. Dort plünderte man, betrank sich und verübte Schändung.

Als der König erfuhr, was geschehen war, zog er mit seiner ganzen Reiterei aus. Als er jene zerlumpten, wilden und berauschten Menschen sah, die alle sich das rote Kreuz angeheftet hatten, geriet er außer sich und schritt zum Angriff. Was nicht flüchtete, wurde auf dem Felde niedergesäbelt oder niedergetreten, und zwar so gründlich, daß von den sechzigtausend nur dreitausend Konstantinopel erreichten. Unter ihnen war der Eremit.

Wir haben den Boden mit unserem Blute besprengt; die Nachkommen werden ernten!

Der Kaiser von Konstantinopel hatte allerdings seit langem vom Westen Hilfe gegen die wilden Seldschuken begehrt; er hatte aber bewaffnete Männer erwartet. Als nun dreitausend Bettler und Verwundete ankamen, fühlte er sich arg betrogen und beschloß, seine Gäste auf anständige Art loszuwerden. Er ließ sie in große Kähne setzen und nach der kleinasiatischen Küste hinüberführen.

Von dort habt ihr den besten Weg nach Jerusalem! sagte er.

Er sagte ihnen aber nicht, daß die Seldschuken das andere Ufer besetzt hielten. Der Rest der lockeren Scharen wurde denn auch bei Nicäa niedergesäbelt, der gleichen Stadt, in der in der Frühzeit des Christentums so mancher verhängnisvolle Wortstreit geführt worden war.

Aber der Eremit kam mit dem Leben davon und kehrte nach Konstantinopel zurück. Hier erwartete er das große Kreuzfahrerheer. Und er wartete ein ganzes Jahr, genauso unerschrocken und siegesgewiß wie jemals.

Im Jahre 1098 wohnte in der Stadt Tiberias am See Genezareth der alte Jude Eleazar mit seiner Familie. Er war im Begriffe, Passah zu feiern, die Erinnerung an die Auswanderung aus Ägypten. Es war der zehnte Tag im Monat Nissan. Der See lag hell ausgebreitet, seine Ufer grüntem; die Oleandersträucher blühten; die Lilien waren aufgegangen in der lieblichen Zeit, »in der die Erde sich freut«.

Der Abend war angebrochen. Alle Familienmitglieder waren zur

Reise gekleidet, die Schuhe an den Füßen, den Stab in der Hand. Sie standen um den gedeckten Tisch, auf dem das gebratene Lamm in der mit bitterem Lattich bekränzten Schüssel dampfte. Der von den Vätern ererbte Becher war mit Wein gefüllt, und daneben, auf einem Teller, lag das weiße, ungesäuerte Brot.

Nachdem der Hausvater seine Hände gewaschen hatte, segnete er die Gaben Gottes, trank von dem Weine, dankte und forderte die anderen zum Trinken auf.

Dann nahm er von den bitteren Kräutern und aß und gab den anderen davon zu essen. Hierauf las er aus den Büchern des Moses über die Bedeutung des Festes.

Nun wurde der zweite Becher Wein eingeschenkt und der jüngste Sohn des Hauses trat vor.

Was bedeutet dieser euer Dienst? fragte er nach geheiligten Brauch.

Der Vater antwortete:

Der Herr hat mit starker Hand uns aus Ägypten, dem Hause der Knechtschaft, geführt.

Und darauf trank er aus dem zweiten Becher.

Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er an dir Gutes getan hat!

Dann sangen alle den 115. Psalm Davids:

»Nicht uns, Herr, nicht uns, sondern Deinem Namen gib die Ehre, um Deiner Barmherzigkeit und Deiner Wahrheit willen, damit nicht die Völker sagen: Wo ist ihr Gott?«

Nun segnete er die ungesäuerten Brote und das gebratene Lamm, und man setzte sich nieder, um vergnügten Sinnes und unter harmlosen Gesprächen zu essen.

Und der alte Eleazar erzählte von fernen Tagen und von den vergangenen und jetzigen Zeiten:

Der Mensch, vom Weibe geboren, lebt eine kurze Zeit. Er ist voll Unruhe. Er wächst auf wie ein Blume und verwelkt wieder. Er ist vergänglich wie ein Schatten und hat keine Dauer. Er ist ein Fremdling und ein Gast auf dieser Erde, und deshalb soll er stets reisefertig sein, so wie wir an diesem heiligen Abend...

Sein ältester Sohn Jakob, der an diesem Abend von der Reise heimgekommen war, schien von etwas anderem erzählen zu wollen; er wagte es aber nicht, ehe nicht der vierte und letzte Becher ausgetrunken war.

Aber, meine Kinder, fuhr Eleazar fort, nicht Israel allein ist flüchtig und unstet auf der Erde, sondern alle Völker sind ja auf der Wanderung begriffen. Aber der Unterschied zwischen ihnen und uns

ist der, daß ihre Götter sterblich sind, während der Gott Israels lebt. Wo ist Zeus, der Gott der Hellenen? Wo ist der Jupiter der Römer? und wo sind die Isis, Osiris und Path der Ägypter? Wo ist der Wotan der Germanen und der Teutates der Gallier? Alle sind sie tot, aber der Gott Israels lebt; er kann nicht sterben! Wir sitzen ja in dem Lande unserer Väter, in Kanaan. Obwohl Zion nicht mehr unser ist, so dürfen wir doch nicht vergessen, was der Herr uns Gutes getan hat!

Der letzte Becher wurde getrunken, und nach einem weiteren Lobgesang wurde die Feier als beendet angesehen.

Nun, Jakob, sagte Eleazar, du bist voll von Geschichten. Du kamst von einer Reise, wenn auch etwas spät, und hast Neues zu erzählen! Still, ich höre Schritte im Garten!

Alle eilten ans Fenster, denn es waren unruhige Zeiten. Da aber draußen nichts zu sehen war, setzte man sich wieder zu Tisch.

Erzähle, Jakob! fing Eleazar wieder an.

Ich komme aus Antiochia, wo die Kreuzfahrer von Kerboga, dem Emir von Mossul, eingeschlossen wurden. Die Hungersnot war so arg, daß von den dreihunderttausend Gojims nur zwanzigtausend übriggeblieben sind.

Was hatten sie hier zu suchen?

Unterwegs erzählte man von einer neuen Schlacht, die die Gojime gewonnen haben sollen. Man hält es nun für gewiß, daß die Kreuzfahrer gerade auf Jerusalem losziehen.

Hierher kommen sie wohl nicht.

Sie kennen den Weg nicht; aber es gibt Verräter.

Es ist immer das gleiche: Moslems oder Christen. Aber die Moslems könnten unsere Freunde sein, denn auch sie stammen aus Abraham Samen. »Es gibt nur einen Gott!« Hätte sich der Prophet damit begnügt, so stände nichts zwischen uns; aber er fiel durch seiner Hochmut und hat seinen Namen dem des Ewigen beigemengt: »Un-Mohammed ist sein Prophet!« Das kann sein! Man sagt es aber nicht in dem gleichen Atemzug, in dem man Gott nennt! Die Christen nennen ihn einen »Betrüger«; aber das war er wohl nicht.

Die Christen könnten eher ...

Die Christen sind irregeleitet, und ihre Lehre ist eine Torheit. Sie glauben, daß der Messias gekommen ist, obwohl die Welt wie eine Hölle ist und die Menschen wie Teufel sind. Und alles wird immer schlimmer ...

Da wurde die Türe aufgerissen, und auf der Schwelle erschien ein kleiner Mann, abgemagert wie ein Gerippe, mit brennenden Augen. Er war in Lumpen gekleidet und trug ein Kreuz in der Hand und ein rotes Kreuzzeichen auf der Schulter.

Seid ihr Christenmenschen? fragte er, da ihr aus dem Kelche trinkt und von dem Brote eßt, wie unser Herr Jesus in der Nacht, in der er verraten ward.

Nein, antwortete Eleazar, wir sind vom Hause Israel!

Dann habt ihr euch selbst eure Verdammnis gegessen und getrunken, und das Heilige Sakrament habt ihr zu Zauberei mißbraucht. Hinaus, hinab zum See, und laßt euch taufen, oder ihr werdet des Todes sterben!

Da wandte sich Eleazar zu dem Eremiten und rief:

Nein, ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen, so wie wir an diesem heiligen Abend es getan haben nach dem Gesetz unserer Väter. Wir leiden um unserer Sünden willen, das ist wahr, aber du, gottloser, verfluchter Mensch, sei nicht stolz auf deine Macht, denn du bist noch nicht dem Gerichte des allmächtigen Gottes entgangen! Und ich will mein Leben und das der Meinen hingeben für das Gesetz meiner Väter; aber du wirst von Gottes Gericht bestraft werden, so wie du es wegen deines Hochmuts verdient hast.

Der Eremit war zu seinen Leuten hinausgegangen. Die Fensterläden wurden geschlossen und auch die Türen.

Feuer ans Haus! wurde draußen geschrien.

Laßt uns Gott preisen und sterben! sagte Eleazar, und alle waren bereit.

Sie fielen auf die Knie, und Eleazar sprach weiter:

Ich weiß, daß mein Erlöser lebt und allein nach allem Staub zurückbleiben wird. Befreit von meiner Haut und meinem Fleisch, werde ich Gott schauen. Mit eigenen Augen werde ich ihn schauen. Danach verlangt mein Herz und mein Leib.

Die Mutter hatte den jüngsten Sohn an ihre Brust gezogen, als ob sie ihn vor dem Feuer schützen wollte, das jetzt die Wände zu verzehren begann.

Da stimmte Eleazar den Lobgesang der drei Männer im Feuerofen an, und als er zu den Versen kam:

Danket dem Herrn,
denn er ist freundlich,
und seine Güte währet ewiglich...

da erstickten ihre Stimmen, und sie beschloßen ihre Tage, wie die Makkabäer.

Am 16. Juli 1099 hielt Peter der Eremit seinen Einzug in Jerusalem durch das gleiche Jaffator, vor dem er als Bettler gegessen hatte. Als Gottfried von Bouillon König wurde, ernannte er Peter zum Statthalter von Jerusalem. Aber als nun sein Traum Wirklichkeit ge-

worden war, kehrte er in seine Heimat zurück und zog sich ins Kloster Neufmoustier bei Lüttich zurück; dort blieb er bis zu seinem Tode.

Das Königreich Jerusalem fand bald wieder ein Ende, und dann kamen wieder die Mohammedaner, und die sitzen noch heute dort.

Bemerkenswert bei diesen Raubzügen war, daß sie von den Normannen ausgingen und daß sie den Wikingerzügen täuschend ähnlich sahen.

Über die indirekten Folgen der Kreuzzüge werden noch heute in der Schule Aufsätze geschrieben, die alle mit der Moral zu schließen pflegen: Nichts Böses, das nicht auch etwas Gutes mit sich bringt.

Voltaire und Hume hingegen sahen die Kreuzzüge für Unternehmungen von Narren an.

Es ist schwierig, hier ein Urteil abzugeben!

LAOKOON

Im Frühling des Jahres 1506 ging eines Morgens Signore de Fredis in seinem Weingarten auf dem esquilinischen Hügel in Rom umher und riß da und dort Unkraut heraus. Arbeiter hatten am Tag zuvor auf der Suche nach Wasser eine Grube gegraben, aber ohne Erfolg. Herr de Fredis blieb stehen und fand, daß es schade um die aufgeworfene Erde wäre; er überlegte, ob man sie nicht im Weingarten verwenden könnte. Um die Menge der brauchbaren Erde festzustellen, stocherte er mit seinem Stock in der Grube herum. Der Stock fand keinen Widerstand und drang bis zum Griff in die Grube ein.

Da unten muß ein Keller sein, sagte er sich. Zunächst dachte er daran, die Arbeiter herbeizurufen; dann fand er aber, daß es reizvoller wäre, selbst auf Entdeckungen auszugehen. Er nahm eine Hacke und einen Spaten und begann zu graben.

Zur Mittagszeit war das Loch bereits so groß, daß er hineinkriechen konnte; da es aber da unten stockdunkel war, holte er zuvor eine Laterne. Mit dem Licht kroch er nun unter die Erde und gelangte in einen gewölbten Saal. Er schritt dann noch durch fünf andere Säle, in denen er aber auch keinen Schatz fand. Als er aber in den sechsten Saal kam, bot sich ihm ein Anblick dar, der ihn erschauern ließ:

Zwei riesige Schlangen hatten sich um einen bärtigen, kraftvollen Mann und um zwei Knaben geringelt; die eine Schlange hatte den Mann schon in die rechte Seite gebissen, die andere biß den einen Knaben in die linke.

Aber die Gruppe war zu festen Formen erstarrt und bestand aus pentelischem Marmor. An Wert konnte sie daher wohl einem Schatze gleichkommen.

Herr de Fredis ging sofort zu dem Stadtpräfekten, der bald in Begleitung des Adilen und einiger Gelehrter vor der Höhle erschien.

Das Kunstwerk wurde ans Tageslicht gebracht, studiert und als eine Darstellung des trojanischen Priesters Laokoon erkannt, dem Apollo zwei Schlangen auf den Hals geschickt hatte, weil er seine Landsleute vor dem gefährlichen Geschenk der Griechen gewarnt hatte, vor dem Trojanischen Pferd mit den darin verborgenen Kriegern. Das war nun keine sehr erbauliche Geschichte, und auch keine tröstliche, denn sie zeigte das undankbare Los, das den Propheten auf dieser Welt zuteil wird. Aber das vergaß man, und das Kunstwerk wurde von den Römern als ein Anzeichen der Auferstehung begrüßt, als eine Erinnerung an die Epoche der Großmacht und als die Verheißung neuer, besserer Zeiten.

Nachdem Michelangelo den »Laokoon« für das größte Kunstwerk der Welt erklärt hatte, kaufte ihn Papst Julius II. für den Vatikan. Herr de Fredis erhielt dafür sein ganzes Leben lang eine Rente.

Das Ausgraben und Reinigen nahm noch ein paar Jahre in Anspruch. Als endlich das Kunstwerk ganz in Ordnung war, führte man es, mit Blumen geschmückt, in feierlicher Prozession durch die Straßen Roms, während die Kirchenglocken eine ganze Stunde lang läuteten.

Als der Zug in die Via Flaminia einbog, trat gerade ein wandernder Augustinermönch durch das Nordtor in die Stadt. Und mitten unter dem Triumphbogen des Hadrian stieß er auf die Volksmenge, die ihren geliebten Laokoon mit sich schleppte.

Der Mönch begriff nicht sogleich, was da vorging. Er dachte, es sei gewiß die Statue eines Märtyrers; aber er konnte sich nicht erinnern, daß ein solcher seinen Tod in einer Schlangengrube gefunden hätte. Er wandte sich daher an einen Mann aus dem Volke und fragte ihn auf lateinisch:

Welcher der heiligen Blutzeugen der Kirche ist dies?

Der Mann lachte wie bei einem gelungenen Spaß, hielt es aber nicht für nötig, zu antworten.

Nun kam die Menge, die das Trojanische Pferd besang und den unglücklichen Priester verspottete. Daß es gerade ein Priester war, den die Schlangen erdrückten, schien dem ungläubigen, priesterfeindlichen Haufen die allergrößte Freude zu bereiten.

Als der Augustiner das Wort Troja hörte, besann er sich an seinen Vergil, und als die Statue näher kam, konnte er den Namen Laokoons, des berühmten Apollopriesters, lesen.

Läuten die Glocken für den da? fragte er wieder seinen Mann aus dem Volke.

Dieser bejahte es mit einem Nicken.

Sind diese Menschen verrückt? fragte er von neuem.

Und nun bekam er zur Antwort:

Nein, die sind klug, aber du bist recht dumm; du kommst wahrscheinlich aus Deutschland.

Der Mönch hatte am Morgen jenes Tages bei Sonnenaufgang die Heilige Stadt erblickt und war auf der Landstraße niedergekniet und hatte Gott für die große Gnade gedankt, daß er endlich den Boden sehen durfte, der durch die Apostel und Märtyrer geheiligt ist. Nun war er bekümmert, denn er verstand nichts von diesem heidnischen Aufzug, und er wanderte durch die Straßen südwärts zur Scala Sancta, auf der alle Pilger, nachdem sie Rom erreicht haben, zuerst ihre Andacht verrichten.

Hier auf dem Platz neben dem Lateran hatte Helena, die Gemahlin Kaiser Konstantins, die Treppe aufstellen lassen, die zum Palast des Pilatus in Jerusalem geführt hatte, und es bestand die Sitte, daß man sie nur auf den Knien und nicht mit den Füßen betreten dürfe. Der Augustiner nahte sich der geheiligten Stätte mit all der Ehrfurcht, die sein frommer Sinn ihm eingab. Er erwartete, in jene Ekstase zu geraten, die er vor anderen Heiligtümern und Reliquien verspürt hatte, denn der Erlöser war ja selbst mit schweren Schritten diese Marmorstufen emporstiegen, als er dem Gericht entgegenging.

Er geriet daher in großes Erstaunen, als er auf dieser Stiege Straßenjungen mit Knöpfen und kleinen Steinen spielen sah, und er konnte sich kaum fassen über die jungen Priester, die da im Laufschrift daherkamen und mit wenigen Sprüngen die 28 Treppenstufen hinaufeilten.

Er verrichtete dennoch seine Andacht in der üblichen Weise, konnte aber dabei nicht in die erwartete Ekstase geraten.

Hierauf ging er in die Laterankirche, um eine Messe zu hören. Er hatte erwartet, eine Kathedrale in echt gotischem Stil vorzufinden, so wie der Dom zu Köln etwa, er fand aber nur eine Basilika nach der Art einer römischen Halle, in der man einst zur Heidenzeit kaufte und verkaufte und die ganz weltlich aussah.

Am Hochaltar standen zwei Priester vor den Episteln und Evangelien, aber sie lasen weder noch sangen sie, sondern sie schwatzten nur miteinander und wendeten ab und zu zum Schein ein Blatt um; manchmal lachten sie auch, und dann gingen sie ihrer Wege, ohne Segens- oder Kreuzeszeichen.

Ist dies die Heilige Stadt? fragte sich der Mönch und ging wieder auf die Straße hinaus.

Er hatte den Auftrag, den Generalvikar der Augustiner in einer Klosterangelegenheit aufzusuchen, aber zuvor wollte er sich umsehen. Auf seinem Weg kam er nun zu einer kleinen Kirche, die an der Außenseite der Stadtmauer gelegen war. Auf dem Platz davor hielt ein Festzug, mit einem Bacchus, der auf einem Fasse ritt, mit einer Schar fast nackter Nymphen, hoch zu Roß, und hinter ihnen Satyre, Faune, Apollo, Merkur, Venus. Der Mönch eilte in die Kirche, um dem Greuel zu entfliehen. Aber in dem heiligen Hause bot sich ihm ein neues Possenspiel dar. Vor dem Altar stand, das aufgeschlagene Buch vor sich, ein Esel. Unter dem Esel saß ein Priester und las die Messe. Anstatt mit Amen zu antworten, schrien die Versammelten die wohlbekannten Eselslaute i-a, i-a, i-a, i-a! Und alle lachten.

Das war das klassische Eselsfest, das in den früheren Jahrhunderten verboten gewesen, aber nun im Zeichen des Karnevals wieder erlaubt war. Der Mönch wußte nicht, wo er war; er glaubte in der Hölle der Heiden zu sein. Es wurde aber noch ärger, als Bacchus selbst, im Priestergewande, Weinflecken im Gesicht, die Kanzel bestieg und eine Predigt begann, die aus Boccaccios Decamerone geschöpft und so unanständig war, daß die Frauen ihre Gesichter in den Händen verbargen. Mit einer geschickten Wendung ging der Bacchus-Priester in seiner Predigt zu einer Legende vom Heiligen Petrus über. Es begann schön im Legendenton, aber bald wurde erzählt, wie Petrus in einer Schenke einkehrte und dort den Wirt um die Zeche betrog. Der Mönch, der alle Qualen der Hölle erlitten hatte, wandte nun dem Priester den Rücken und ließ seine Blicke die Pfeiler hinanlaufen, als ob er selbst in den Himmel klettern und um Befreiung bitten wollte. Die Blicke blieben am Laubwerk des Kapitäls haften, aber in dem Laub kroch etwas, was einer Schlange gleichsah.

Der Mönch stürzte aus der Kirche heraus. Er hatte wahrgenommen, daß der Bildhauer teuflischerweise aus dem syrischen Baalskult ein Phallus-Attribut eingeschmuggelt hatte. Entweder stammte der Pfeiler aus einem heidnischen Tempel, oder der Bildhauer hatte sich mit dieser Mystifikation einen Scherz erlaubt. Er floh Straßen auf, Straßen ab, bis er endlich das Augustinerkloster erreichte, das er suchte.

Er zog die Glocke und wurde eingelassen. Man führte ihn gleich ins Refektorium, wo der Prior an einem gedeckten Tisch den Vorsitz führte, umgeben von Priestern, die als Gäste im Kloster weilten, um in der Fastenzeit zu beichten und das Abendmahl zu empfangen.

Da gab es getrüffelte Fasane und hartgekochte Eier, Lachse und Austern, Aal und Wildschweinskopf, aber vor allem Wein, in Kannen und Gläsern.

Setz dich, kleiner Mönch, begrüßte ihn der Prior. Du hast einen Brief? Gut, leg ihn unter die Tischdecke. Iß und trink und sei fröhlich, denn morgen werden wir sterben!

Der Augustiner setzte sich. Es war aber Freitag, und er konnte es nicht über sich bringen, an diesem Tage Fleisch zu essen. Auch schmerzte es ihn, zu sehen, wie hier gesündigt wurde; doch es war sein Vorgesetzter, und die Ordensregel verbot ihm, an einem Vorgesetzten Kritik zu üben.

Der Prior, der in einem Gespräch mit einem geschätzten Gast begriffen gewesen war, setzte seine Redereien fort, obwohl in der Fastenzeit Gespräche verboten waren.

Ja, mein ehrenwerter Freund, so weit sind wir nun hier in Rom gekommen. Da ist das Reich Christi, so wie es in der Heiligen Nacht verkündet wurde: Eine Herde, ein Schafstall! Der Heilige Vater herrscht über das ganze Römische Reich, so wie es unter Cäsar und Augustus war. Aber beachte wohl: Dieses Reich ist ein geistiges, und alle Fürsten dieser Welt liegen dem Statthalter Christi zu Füßen! Es ist die größte Zeit, die jemals da war. *Ein Schafstall und eine Herde!* – Bibamus!

Auf der kleinen Kanzel, von wo aus sonst ein Lektor während der Mahlzeiten aus heiligen Büchern vorzulesen pflegte, saßen Musikanten mit Lauten und Flöten. Diese bliesen nun eine Fanfare, und die Becher wurden geleert.

Nun, fuhr der Prior fort, was gibt es Neues in der Welt, Ihr Weithergereister?

Neues in der Welt? Ja, antwortete ein schon etwas benebelter Prälat, Christoph Columbus ist gestorben und in Valladolid begraben worden. Aber im Elend, wie zu erwarten war.

Hochmut kommt vor dem Fall! Er war mit der Ehre nicht zufrieden, sondern wollte Vizekönig werden und selbst Steuern einheben!

Jawohl, aber er kam ja doch nach Indien; nach Ostindien, indem er westwärts segelte! Kann man nicht verrückt werden, wenn man sich das bloß vorstellen will: nach Westen segeln, um nach Osten zu kommen!

Das ist alles ganz verrückt, das Ärgste aber ist, daß er die Lues, diese verdammte Krankheit, mit herübergebracht hat, die (hier flüsterte er) schon den Kardinal Johann von Medici befallen hat, der, wie Ihr wißt, der Nachfolger des Papstes werden soll.

Was den Heiligen Vater, unsern großen Julius II., anbetrifft, der

ist ein gewaltiger Gottesstreiter, und nun hat die Welt zu sehen bekommen, daß das Basiliskenei Gallien ausgebrütet wurde. Denkt Euch, die wollen jetzt auch kommen und unser Italien aufteilen. Gaben uns nicht schon die Deutschen genug zu schaffen!

Die Franzosen in Neapel! Was zum Teufel sollen wir mit ihnen anfangen!

Nun sah sich der Prior veranlaßt, seine Aufmerksamkeit seinem neuesten Gast, dem Augustiner, zuzuwenden:

iß, kleiner Mönch, sagte er. Die Schwachen müssen Kräuter essen, und alles Fleisch, es ist wie Gras, ergo . . .

Ich esse niemals Fleisch am Freitag, am Leidens- und Todestage unseres Herrn Jesu Christ!

Da tust du Unrecht! Aber du sollst nicht so laut reden, verstehst du, und wenn du nicht gehorchst, so mußt du in deine Kammer gehen und dein Maul halten! Übe dich nun in Gehorsam und Schweigen, den obersten Tugenden unseres Ordens.

Der Augustiner wurde erst rot, dann ganz bleich, und seine an sich schon mageren Backen klebten wie nasses Leder an den Knochen. Aber er schwieg, nachdem er einen Löffel Salz in den Mund genommen hatte, um seine Zunge zu züchtigen.

Das ist ein Makkabäer! flüsterte der Prälat.

Die Klosterzucht ist in Verfall, setzte der spaßhafte Prior fort, die jungen Mönche gehorchen ihren Vorgesetzten nicht; aber da wird reformiert werden! – Trink, Mönch, und tu mir Bescheid!

Es ist besser, Gott zu gehorchen als den Menschen! antwortete der Mönch.

Man blieb verstimmt, und der Prälat, der am Abend die Kommunion nehmen wollte, weigerte sich, mehr zu trinken.

Vor allem war aber der Prior gekränkt, da er den Vorwurf auf sich bezog.

Du bist vom Land, mein Freund, und kennst weder die Zeit noch ihren Geist. Du kannst von mir eine Lizenz haben, dann ist dir alles erlaubt. Natürlich kostet das etwas. Im übrigen – panis es et esto! Hier ist Wein und Brot – mit Butter darauf! Frischen Wein, Ganymed! Das ist mein Knabe, ich halte es nämlich jetzt mit Knaben . . .

Hör auf, hör auf, hör auf . . .! warnte der Prälat.

Ach was, nun beichte du mir, dann sind wir quitt. Was macht deine alte Johanna? Oder hast du eine neue?

Da erhob sich der Augustiner, um zu gehen, aber dies brachte den Prior zur Besinnung.

Wie war doch dein Name, Mönch?

Ich heiße Martin Luther und bin Magister der Philosophie der Universität Wittenberg.

Ja, sieh mal an! Aber geh noch nicht, gib mir deinen Brief!

Der Mönch überreichte den Brief, den der Prior öffnete und überflog.

Vom Kurfürsten von Sachsen! – Herr Magister Martinus Lutherius, geht, wenn Ihr wollt, auf Euer Zimmer! Ruht Euch dort bis zum Abend aus. Dann gehen wir in die Gesellschaft zu Chigi. Dort werden wir feine Leute treffen, den Kardinal Johann von Medici; große Männer: Raffael und den Erzengel Michael in eigener Person. Kennt Ihr Michelangelo, der die neue Peterskirche baut und die Sixtinische Kapelle ausmalt? Nein? Dann sollt Ihr ihn kennenlernen! Vale, Frater, und schlaft gut!

Der Magister Martin Luther ging hinaus: zu Tode betrübt, aber dennoch entschlossen, mehr von dem Elend zu sehen, damit er sein Urteil nicht übereile.

Nun wurden Spielkarten hervorgezogen, und der Prior mischte.

Das ist ein garstiger Kerl, den uns der Kurfürst da gesandt hat. Ein solcher Heuchler, der keinen Wein trinkt und vor einem Fasan das Kreuz macht!

Der Mann hatte irgend etwas Verhängnisvolles an sich!

Er sah beinahe aus wie das Trojanische Pferd, und was er im Bauche trägt, weiß Beelzebub!

Als Luther in seine einsame Zelle kam, weinte er aus dem grenzenlosen Schmerz eines jungen Mannes, der erkennt, wie verschieden die Wirklichkeit ist von der Vorstellung, die er sich von ihr gemacht hat, und daß alles, was er zu verehren gelernt hat, doch nur verächtlich und gemein ist.

Aber er sollte nicht lange allein bleiben. Es klopfte an die Türe, und herein trat ein junger Augustiner, der mit vertraulicher Miene vorschlug, sich gegenseitig näher kennenzulernen.

Bruder Martin, du sollst nicht für dich allein bleiben, sondern du sollst dein Herz teilnehmenden Freunden öffnen.

Er ergriff Martins Hände.

Sage mir, fuhr er fort, was dich bedrückt, und ich will dir antworten.

Luther betrachtete den jungen Mönch und sah wohl, daß es ein schwarzer Welscher mit flimmernden Augen war; er war aber so lange allein gewesen, daß der Drang, zu reden, die Oberhand gewann.

Was, glaubst du, würde unser Herr Christus sagen, wenn er jetzt auferstände und in die Heilige Stadt träte?

Er würde sich an ihren Kirchen freuen, an ihren 365, die sich über den Grundmauern der heidnischen Tempel erheben. Du weißt, seitdem Karl der Große Säulen und Marmorsteine bis nach Aachen zum Bau der Domkirche schleppen ließ, sind auch unsere Päpste in dieser Weise vorgegangen, so daß die Heiden und deren Häuser unserem Herrn Christus tatsächlich zu Füßen gelegt worden sind. Das ist doch groß und erfreulich. *Ecclesia triumphans*! Würde sich Christus nicht darüber freuen? Wie schön hat nicht Innozenz III. die »Idee« – wie Plato es genannt haben würde – der siegreichen Kirche definiert! Du kennst doch Plato? Der Papst hat neulich für eine Handschrift des »Timaios« 5000 Dukaten bezahlt! Ja, Innozenz sagte: »Der Nachfolger des Heiligen Petrus ist von Gott dazu eingesetzt, nicht nur die Kirche zu lenken, sondern die ganze Welt. So wie Gott den Himmel mit zwei großen Lichtern versehen hat, so hat er auf der Erde zwei große Mächte aufgerichtet: nämlich die Macht des Papstes, die die höhere ist, denn in ihre Hut sind die Seelen gegeben, und die Macht des Königs, die die niederere ist, denn ihr sind nur die Körper der Menschen anvertraut.« – Wenn du irgend etwas dagegen einzuwenden hast, Bruder, so sage es!

Nein, dagegen nicht, aber gegen . . . alles, gegen alles, was ich gesehen und gehört habe.

Zum Beispiel: Meinst du das Essen und Trinken?

Ja, auch das.

Ach, so ein kleinlicher Mensch bist du? Ich erzähle dir von den höchsten Dingen, und du antwortest mit Essen und Trinken! Pfui, Martin, du bist ein Freßsack und ein Kümmeltürke! Aber, *accipio*! Unser Herr Christus ließ seine Jünger am Sabbath Ähren lesen. Dies verletzte das Gesetz des Moses und wurde von den Pharisäern mißbilligt. Du bist ein Pharisäer! Aber nun will ich dich auch an das erinnern, was der Apostel Paulus gerade zu den Römern sagte, zu denen auch wir uns zählen; vielleicht darfst du als Deutscher es nicht tun. Also Paulus sagt: »Seht ihr auf das, was außen ist?«

Verzeih, das steht im Brief an die Korinther.

Aha, du siehst also auch auf das Äußere! Aber Paulus sagt weiter: »Alles ist mir erlaubt, aber nicht alles erbaut. Alles, was auf dem Fleischmarkte verkauft wird, das esset, ohne um des Gewissens willen nachzufragen. Denn des Herrn ist die Erde und alles, was sie hat.« Das sind klare Worte, und das ist eine Gesinnung, die ein Franzose »large« nennen würde. Aber du kommst hierher wie ein Pharisäer und willst Vorgesetzte wegen Läppereien verurteilen, und die Sätze der Menschen sind dir mehr als die Gebote Gottes. Pfui, Martin. Denk an deine eigenen Worte: Es ist besser, Gott zu gehorchen

als den Menschen! Du hoffärtiger Buchstabenklauber, du solltest Paulus lesen, du!

Luther war in der Heiligen Schrift nicht so zu Hause, denn im Kloster hatte er das Corpus juris, Aristoteles, Vergil und die Komödien des Plautus studiert; auch hatten ihn seine schweren inneren Kämpfe etwas verzagt gemacht. Deshalb blieb er die Antwort schuldig, aber der Zorn kochte in ihm.

Wolltest du mich noch etwas anderes fragen? fing der Augustiner wieder an, mit einer geheuchelten Anteilnahme, die Luther nur noch mehr in Wut brachte.

Ich kann verstehen, daß die Sitten unseres Volkes bei dir als Fremdem Anstoß erregt haben. Jedes Land hat seine Sitten, und wir feiern unsern römischen Karneval, indem wir die toten Götter der alten Heiden lächerlich machen. Ich vermute, daß auch ihr in Deutschland das gleiche tut, wenn auch in einer plumperen Art. Damit mußt du dich abfinden! Was nun das Eselsfest anbetrifft, so hatte es ursprünglich einen schönen Sinn, da das arme Tier den ehrenvollen Auftrag erhielt, unseren Erlöser und seine Mutter ins Ägypterland zu tragen. Aber alles Große und Schöne wird, wie du weißt, vom Pöbel herabgezogen. Können wir da etwas dafür? – Kann ich dir noch einen Dienst erweisen? Wünschst du irgend etwas?

Nichts. Aber ich danke dir! Danke dir!

Luther war nun wieder allein, und die Hölle des Zweifels brach wieder über ihn herein. Der Mann hatte ja von seinem Standpunkt aus recht gehabt, und er hatte seine Behauptungen durch Vernunftgründe und durch Paulus gestützt. Aber sein Standpunkt war falsch, daran lag es. Wie konnte man aber seinen Standpunkt verändern? Das konnte nur der Glaube, durch die Gnade. Aber nicht menschliche Kraft!

Nun begann sein grübelnder Geist, der in der Dialektik des Aristoteles geschult war, den Standpunkt des Gegners zu untersuchen. Ein barmherziger, liebevoller Gottvater konnte wohl lächeln über die Torheiten und Schwachheiten der Menschenkinder, warum sollten nicht auch wir es können? Warum sollten wir strenger sein? Solange wir hier im Fleische wandern, müssen wir fleischlich gesinnt sein, was uns aber nicht hindert, dem Geiste das Seine zu geben. Sagt nicht Paulus selbst: »Denn wir halten dafür, daß der Mensch durch den Glauben gerechtfertigt werde ohne die Werke des Gesetzes.« Jawohl, aber waren diese Fresser und Knabenschänder wirklich gläubig? Der Prior hatte ja die Sakramente gelästert und für ein paar Pfennige dem Prälaten Beichte und Kommunion erlassen. Das waren heid-

nische oder satanische Greuel! Gewiß, der Glaube war eine Gnadengabe, und wenn sie diese Gnade nicht erhalten hatten, so waren sie unschuldig. – Sie waren aber verstockte Sünder! – Dazu sagt wieder Paulus: »Der Herr nimmt auf, wen er will, und verstockt, wen er will.« – Hatte Gott sie so verstockt, wie er das Herz Pharaos verstockte, dann waren sie ebenso unschuldig wie er; und wenn sie schuldlos waren, warum sollten wir es dann wagen, sie zu richten und zu verurteilen?

Es ging in seinem Kopf herum wie ein Mühlrad, und er fluchte dem Aristoteles, dem Heiden, der ihn in seiner Jugend verführt und ihn gelehrt hatte, an den einfachsten Wahrheiten herumzutüfteln. Und er spürte, daß auch Paulus ihm nicht helfen konnte, da dieser einmal so und ein andermal so lehrte.

Zermalmt sank er im Betstuhl nieder und flehte Gott an, ihn aus dieser Welt des Wahnes, der Lüge und der Dummheit hinwegzunehmen, in der man in der Finsternis hausen mußte, ohne eine Leuchte entzünden zu dürfen, aus diesem Leben, in dem man in den Kampf gestoßen wurde, ohne mit Waffen ausgerüstet zu werden.

Und er betete und kämpfte bis zum Abend.

Da kam der Prior und holte ihn ab.

Mein Sohn, sagte der, oder vielmehr mein Bruder, du sollst nicht mit der Religion buhlen und sie auch nicht als Arbeit oder als Last empfinden. Du mußt das Leben leben als Melodie, neben der die Religion als eine leise Begleitung einhergeht. An Werktagen Arbeit, an Sonntagen Heiligung und Ruhe; wenn du aber aus dem Werktag einen Sabbath machst, so sündigst du! . . . Komm jetzt, ich will dir Rom zeigen!

Martin folgte, aber ungen. Die Straßen waren hell erleuchtet, und das Volk vergnügte sich mit Tanz und Musik und Umzügen.

Du sollst nun wissen, wohin wir gehen, sagte der Prior. Dieser Agostino Chigi ist ein Bankier und fast so reich wie das Haus Fugger in Augsburg; er besorgt die Geschäfte des Papstes. Nebenbei ist er Mäzen und fördert die Schönen Künste; besonders beschützt er unsern Raffael, der jetzt in seiner Villa malt, große, schöne Gemälde, die wir heut sehen werden.

Sie erreichten den Tiber und gingen zuerst am rechten Ufer entlang; dann schritten sie über eine Brücke und standen vor einem Garten, der von marmornen Pfeilern und einem vergoldeten Eisengitter umzäunt war. Es war Abend, und der Garten war von Laternen erleuchtet, die an den Zweigen der Orangenbäumen hingen und die reifen Früchte in goldenem Glanze erstrahlen ließen. Weiße Marmor-

statuen waren zwischen den dunkelbelaubten Bäumen aufgestellt; Wasserkünste spielten mit wohlriechendem Wasser; in Lauben sah man Gruppen schöner Damen und deren Cicisbei; in einer Laube sang ein Sänger Lieder zur Laute, in einer andern las ein Dichter seine Gedichte vor.

Aber mitten im Park lag die Villa, die der des Maecenas in den Sabiner Bergen oder dem Tusculum des Cicero glich. Sie war mit heidnischen Götterbildern geschmückt. Die Türen standen offen, und innen ertönte laute Musik.

Hier ist es nicht nötig, sich dem Wirte vorzustellen, denn er liebt die Freiheit, sagte der Prior. Deshalb werde ich dich verlassen, du kannst selbst auf Bekanntschaften ausgehen. Überraschendes gefällt einem ja immer am besten.

Luther war nun allein. Er ging zögernd nach rechts, wo sich eine Reihe erleuchteter Zimmer auftat. In allen Zimmern saßen Gäste; trinkend und schwatzend, und niemand beachtete den armen Mönch, der ungestört die Gespräche mit anhören konnte.

Im ersten Zimmer war eine Gruppe um einen Mann versammelt, der Exemplare eines gedruckten Buches verteilte, in dem man eifrig blätterte.

Hylacomylus? Ist das ein Pseudonym? fragte einer.

Das ist ein Buchdrucker namens Waldseemüller in Saint-Dié.

»Cosmographia Introductio, eine Beschreibung der Neuen Welt!«

Endlich erfährt man etwas über die Märchen, die man sich vom Columbus erzählt . . .

Columbus fährt nicht mehr in der Welt umher.

Columbus ist abgefahren – in die Hölle! Nun ist der Amerigo Vespucci da.

Ein Florentiner, also einer aus unserem Volke.

Ach ja, Columbus war Genuese.

Seht ihr, Rom beherrscht die Welt, die bekannte und die unbekannte! Urbs ist Urbs! Und heute könnt ihr bei dem Römer Chigi Leute aus aller Welt treffen. Ich war heute abend schon mit Türken, Mongolen, Dänen und Russen zusammen.

Den Türken muß ich sehen! Ich liebe die Türken vor allem deshalb, weil sie das verrottete Byzanz in die Luft sprengten, das es wagte, sich Ost-Rom zu nennen. Nun gibt es nur *ein* Rom.

Wißt ihr, daß unser Heiliger Vater – wenn es auch fraglich ist, ob es sich mit seiner Heiligkeit verträgt – mit dem Sultan Bajazet verhandelt, wegen Hilfeleistung gegen Venedig?

Ja, aber das ist *zu* teuflisch! Wir müssen doch so tun, als ob wir Christenmenschen wären!

So tun, ja; aber ich bin kein Christ, und Ihr auch nicht!

Wenn man schon eine Religion haben soll, dann wäre es noch die Mohammeds. Gott ist der Eine! Das ist ihre ganze Theologie. Ein kleiner Gebetsteppich, das ist ihre ganze Lithurgie...

Ein Waschbecken gehört dazu!

Und ein Harem!

Köstlich sieht es jedenfalls mit unserer Religion aus! Liest man ihre Geschichte, so ist es die Geschichte vom Verfall des Christentums. – Seit 1500 Jahren, seit den Tagen der Apostel, verfällt es in einem fort, so daß es wohl bald ganz verfallen sein wird.

Und liest man die Geschichte des Papsttums, so ist es auch nur ein Verfall.

Nein, schweigt nun! unterbrach ein dicker Kardinal das Gespräch; ihr könnt den päpstlichen Stuhl wohl so lange stehenlassen, bis ich mich hineingesetzt habe!

Nach einem Borgia wird es uns wohl anstehen, einen Medici zu bekommen, wie du einer bist, einen Sohn Lorenzos des Prächtigen.

Werden die Kardinäle nicht tanzen? fragte einer, der Chigi selbst sein konnte.

Ja, aber erst nach dem Souper, in einem abgesonderten Pavillon, bei verschlossenen Türen, antwortete der Medici, und dann muß ich meinen roten Hut weghängen.

Aus den Reden entnahm Luther, daß er Vertreter der höchsten Priesterschaft sprechen gehört hatte und daß der Dicke Johannes von Medici war, ein Kandidat für den päpstlichen Stuhl (den er später als Leo X. bestieg).

Er ging schnell durch andere Räume, in denen halbnackte, be rauschte Weiber herumlagen, die ihre Köpfe zwischen den Knien ihrer Liebhaber bargen.

Schließlich kam er in den großen Festsaal. Dort standen Leute aus aller Welt in Gruppen zusammen, Gesandte und Pilger; ihre Blicke waren nach der Decke gerichtet, an der sie die Gemälde bewundernd betrachteten.

Luther folgte ihrem Beispiel. Aus der Menge hörte er die Worte:

Es ist einem so, als würde man in den Himmel blicken. Man müßte auf dem Rücken liegen.

Ich kenne nichts Schöneres als einen Sonnenaufgang oder ein nacktes Weib!

Seht ihr, da sitzt Gottvater selbst und streichelt die kleine Psyche! Das geht noch an; aber dort küßt er den Knaben Amor!

Der göttliche Raffael!

Welches Glück, daß man Savonarola verbrannt hat, sonst hätte er diese Bilder hier auch verbrannt!

Der Name Savonarola erweckte den ernsten Mönch aus dem Sinnenrausch, in den ihn die schönen Gemälde versetzt hatten, und er stürzte in die Nacht hinaus.

Savonarola, der letzte Märtyrer, der versucht hatte, das Christentum zu retten, und deshalb verbrannt worden war! Alle wurden verbrannt, die Christus dienen wollten. So wurde man angespornt! Wie konnte man da verlangen, daß die Menschen gläubig sein sollten!

Aber sein Schmerz wurde noch verdoppelt, weil der Maler, der Zeus und nackte Weiber malte, den Namen eines Engels trug und auch wie ein Engel aussah. Nichts hielt, was es versprach, alles war Staub und Asche. Vanitas!

Aber dieses Heidentum, das da aus der Erde emporstieg, was bedeutete das? Dante, der göttliche Dante, hatte den heidnischen römischen Dichter Vergil zum Führer durch die Hölle gewählt und ein schönes Mädchen zur Begleiterin nach dem Himmel! Das war ja Wahnsinn und Lästerung! Das bedeutete das nahende Ende der Welt; denn der Antichrist war gekommen und saß mitten in Rom! Aber der Antichrist hatte von jeher auf dem päpstlichen Stuhle gesessen, der deshalb von Übel war. Schon Paulus hatte gelehrt, daß im Verein mit Christus wir alle Priester sein und eine Priesterschaft bilden sollten. — So erreichte er wieder seine Zelle, in deren Einsamkeit er sich und seinen Gott wiederfand.

Am nächsten Morgen ging er aus, um die Peterskirche zu besuchen und den Vatikan, der nach der Rückkunft des Papstes aus Avignon dessen Residenz geworden war. Weil er sich in der Stadt nicht auskannte, geriet er aufs Forum. Dort waren viele Soldaten zur Parade versammelt, und auf einem großen schwarzen Hengst saß ein alter Mann, vom Kopf bis zur Zehe gepanzert. Vor diesem defilierten die Soldaten; er schien ihr Feldherr zu sein.

Er sieht aus wie ein Rabbiner, sagte ein Bürger, und er wird wohl jetzt seine 65 Jahre haben.

Ich meine, er sieht Mohammed, dem Propheten, ähnlich. Und er fing auch, so wie dieser, als Kaufmann an . . .

Kaufte er sich auch den päpstlichen Stuhl?

Das kann wohl sein. Aber als er Karl VIII. mit den Franzosen nach Neapel kommen ließ, da war er ein Landesverräter. Nun zieht er gegen Venedig; er wird die Truppen selbst anführen . . .

Und er erwartet Hilfe vom Türken!

Man sollte nicht mit dem Türken spielen! Er steht schon in Ungarn und schaut auf Wien aus.

Wir haben die Kreuzzüge vergessen, und es ist sehr schön, verträglich zu sein!

Ja, man führte aber dafür einen Kreuzzug gegen die christlichen Albigenser, während man die Mohammedaner auf Sizilien hofierte . . .

Die Welt ist ein Narrenhaus . . .

Das also war Papst Julius II., der Alexander II., den Borgia, bekämpft hatte und nun als Heerführer gegen Venedig zog. Es war klar, daß sein Reich von dieser Welt war, und Luther verlor alle Lust, sich um eine Audienz bei ihm zu bewerben. Er ging nun hinab zur Leoninischen Stadt. Dort sollte die neue Peterskirche erbaut werden, an Stelle der niedergerissenen alten, die an dem Orte gestanden hatte, wo Neros Zirkus gewesen war, in dem die ersten Märtyrer den Tod erlitten hatten. Er fand, daß der Bauplatz durch ein Eisengitter abgesperrt war. Am Eingange standen aber zwei Dominikaner und ein Laie, der wie ein Kaufmann aussah. Zwischen ihnen stand eine große Eisenkiste, und die Mönche boten Vergebung der Sünden an, wenn man soundso viel bezahlte. Jeder, der hinein wollte, um sich den Bau anzusehen, warf dem Laien Geld zu. Dieser zählte es und schrieb es auf; denn er war ein Angestellter des Hauses Fugger, das den Ablass in Vertrieb genommen hatte.

Luther wollte sehen, und ohne nachzudenken, gab er ein paar Silberstücke. Als Quittung erhielt er ein Papier, auf dem die Ablassformel für einige kleine Sünden zu lesen war.

Als er das Papier gelesen hatte, gab er es zurück und sagte zornig: Ich kaufe keinen Sündenablass; aber mein Eintrittsgeld bezahle ich gerne!

Er betrat nun den Bauplatz. Da bemerkte er, daß ihm der Augustiner mit den dunklen Augen gefolgt war.

Bist du unzufrieden, Bruder? sagte dieser. Meinst du, man kann den Nachlaß der Sünden erkaufen? Wer hat so etwas behauptet? Weißt du nicht, daß die weltlichen Gesetze Geldstrafen für Verbrechen festsetzen? Warum sollten die kirchlichen nicht das gleiche tun? Sag mir, warum? – Pfui, sprichst du so? – Kaufen? – Du gibst dein Geld weg; du enthältst dich dadurch einiger Genüsse. Anstatt dir Wein oder Weiber zu kaufen, schenkst du dieses Geld der Kirche. Gut! Damit bist du von Sünden abgestanden, mit denen du dich sonst befleckt haben würdest. . . .

Wo habt ihr solche Reden gelernt?

Wir lernen hier in unseren Schulen denken, siehst du, wir lesen Cicero und Aristoteles.

Lest ihr auch die Bibel?

Ja gewiß! Die Epistel liegt stets neben dem Evangelium auf dem Altarpult.

Versteht ihr auch, was ihr lest?

Nun bist du häßlich, Martin; aber du bist auch hochmütig, und das sollst du nicht sein. Sieh dir nun die neue Kirche an! Das ist nur der Grundriß; aber wenn wir da in die Hütte des Baumeisters gehen, so können wir uns die Abbildungen ansehen.

In einem kleinen Pavillon waren auch die Zeichnungen aufgehängt, und gegen ein neues Eintrittsgeld durften sie sie ansehen.

Nun, was meint mein kritischer Bruder?

Das ist ja ein römisches Badehaus, antwortete Luther, nachdem er einen Blick auf die Zeichnungen geworfen hatte. Die Thermen des Caracalla, glaube ich! Ein heidnisches Haus also!

Ja, wenn man will; aber alle sind Heiden, wenn auch getaufte. Die Heiden waren ja nicht auf den Kopf gefallen . . .

Ich will nicht mehr sehen!

Doch, du mußt die zwei großen Männer da unten im Bau sehen, ehe du gehst! – Der große Mann mit dem Mosesbart, das ist Michelangelo, und der schlanke Jüngling dort, mit dem langen Hals und den weibischen Zügen, das ist Raffael . . . Ja, er sieht aus wie ein Engel; aber es ist nicht so gefährlich. Er ist ein sehr guter Mensch. Sie wollen ihn verheiraten, er aber will nicht; denn er strebt nach dem Kardinalshut, den man ihm versprochen hat.

Kardinals . . .?

Ja! Er befaßt sich viel mit geistlichen Dingen, obwohl er auch oft weltliche Dinge malt . . .

Ich erinnere mich; aber ich will es vergessen.

Höre, Martin, fiel nun der Augustiner mit einer fast beleidigenden Vertraulichkeit ein, wenn du einmal von hier fortgehst und dann nach Hause kommst, so vergiß nicht, den Mund zu halten! Denke daran, was ich dir sage: Es gibt Augen und Ohren, die dir folgen, wohin du auch gehst, auch dorthin, wo du es nicht vermutest!

Wenn der Herr mit mir ist, was vermögen Menschen wider mich?

Bist du sicher, daß der Herr mit dir ist? Kennst du seine Wege und seinen Willen? Du allein? Kannst du die Worte auslegen, die er spricht?

Ja, das kann ich! Denn ich höre seine Stimme in meinem Gewissen! Und weiche nun von mir, Satanas, oder ich will beten, daß ein Blitz des Himmels dich treffe! – Ich kam hierher als ein gläubiges Kind; aber ich gehe von hier weg als ein gläubiger Mann; denn deine Anfechtungen haben nur meine stumme Antwort hervorgerufen; eine

Antwort, die du nicht hörst, die du aber einmal hören wirst! Savonarola habt ihr getötet, ich aber, ich bin jung, ich bin stark, und ich werde leben! Merk dir das!

Luthers Aufenthalt in Rom dauerte nicht lange. Er benützte aber die Zeit, um Hebräisch zu lernen und die Vorlesungen des Juden Elia Levi Ben Ascher zu hören, der auch Bachur oder Elias Levita genannt wurde. Dort begegnete er dem Kardinal Viterbo, dem Beschützer der Juden, und manchen anderen Berühmtheiten; denn die orientalischen Sprachen waren damals in Mode, nachdem die Türken sich in Konstantinopel festgesetzt hatten.

Und Luther freundete sich mit dem alten Juden an; denn Elias war der einzige »Christenmensch«, der damals in Rom zu finden war.

Es war nur schade, daß er unter dem Gesetz des Moses lebte und das Evangelium nicht kannte. Er verstand es aber nicht besser.

DAS WERKZEUG

Im Jahre 1483, dem gleichen Jahre, in dem Luther geboren wurde, saß in Paris Doktor Jacques Coytier mit einem reisenden Adepten in seinem Laboratorium und philosophierte. Das Laboratorium lag in demselben Gebäude wie seine Sternwarte, im Stadtteil Marais, ungefähr dort, wo jetzt sich die Place des Vosges oder die Place Royale befinden. Es lag also in der gleichen Gegend wie die Bastille, das prachtvolle Hôtel de Saint-Paul und das großartige Hôtel des Tournelles, die Residenz der Könige, ehe der Louvre fertig wurde.

Hier hatte Ludwig XI. Coytier, seinem Leibarzt, Kanzler und Doktor für alles, ein Haus geschenkt, inmitten eines Gartenlabyrinths, das man »Jardin Daedalus« nannte.

Der Doktor sprach, und der Adept hörte zu:

Ja, schon Plato bezeichnet in seinem »Timaios« das Gold als den feinsten und dichtesten Stoff, der den Stein durchsetzt. Und das Gold hat einen schwarzen Abkömmling: das Eisen. Aber ein Körper, der dem Gold nähersteht, ist das Kupfer, das einen kleinen, feinen Zusatz von grüner Erde enthält und zusammengesetzt ist aus glänzenden erstarrten Säften. Nun frage ich: Warum kann man das Kupfer nicht von seiner grünen Erde befreien und es zu Gold veredeln?

Doch, das kann man, entgegnete der Adept, wenn man sich des Atramentum oder des Lapis philosophorum bedient.

Was ist das?

Atramentarius lapis oder Eisenvitriol . . .

Ventre-saint-gris, das ist Platos Eisen! Nun ist es klar! Wer hat Euch das gelehrt?

Das habe ich von dem größten lebenden Magier gelernt, im Wittenberger Land. Er heißt Doktor Faustus und hat die Magie in Krakau studiert.

Ach, den gibt es also! Erzählt! Erzählt!

Dieser Mann hat alle Wunder Christi nachgeahmt. Er hat es unternommen, die verlorenen Komödien des Plautus und des Terenz wiederherzustellen. Sein Geist kann die Schwingen eines Adlers annehmen und alle Höhen und Tiefen durchforschen.

Hat er auch das Lebenselixier gefunden?

Ja, seit das Gold aufgelöst werden kann.

Wenn das Gold aufgelöst werden kann, so ist es zusammengesetzt. Sprech weiter!

Das Gold kann mit Leichtigkeit in Vitriol, Ammoniaksalz und Salpeter aufgelöst werden.

Was muß ich da alles hören!

Der Doktor sprang auf. Der Ofen hatte den Raum durchwärmt. Ihn plagte die Hitze.

Laßt uns ein wenig spazierengehen! sagte er. Aber zuerst muß ich mir es aufschreiben; denn wenn ich etwas Wichtiges mir merken will, so mischt der Teufel in meinem Kopf die Karten. – Also: Vitriol, Ammoniaksalz und Salpeter!

Der Adept, der den Namen Balthasar führte, merkte jetzt erst, daß er etwas hergegeben hatte, ohne Quittung und ohne etwas dafür zu bekommen. Da er nicht zu den Uneigennützigem gehörte, warf er nun seinerseits das Netz aus:

Wie geht es jetzt unserem gnädigen König?

Damit hatte er seine geheime Absicht verraten. Meister Coytier horchte auf:

Aha, du spekulierst mit deinem Lebenselixier auf den König! murmelte der Doktor zwischen den Zähnen.

Dann sagte er laut:

Ja, er fühlt sich ganz wohl.

Soso, ich habe was anderes gehört.

Dann hat man gelogen!

Nun wurde es still, und jeder der beiden Männer suchte die Gedanken des anderen zu erraten. Es wurde so furchtbar still, daß man den Haß aufkeimen fühlte, und schon kämpften die beiden auf Leben und Tod.

Meister Coytier dachte sich: Du kommst mit deinem Elixier und willst das Leben des Königs, dieses Unmenschen, verlängern. Du willst damit dein Glück machen und mich ins Unglück stürzen; denn du weißt, daß der, der des Königs Leben in Händen hält, auch die Macht hat. – Blitzschnell hatte er einen Entschluß gefaßt: grausam und skrupellos, wie es in jener Zeit eben üblich war.

Nun sollt Ihr meinen »Daedalus«, mein Labyrinth, sehen, nahm er den Faden auf. So etwas hat es nicht mehr gegeben seit dem Minotaurus auf Kreta.

Das Labyrinth war eine Charmille, ein in Buchenhecken verborgener Gang; die Sträucher waren vier Ellen hoch und so dicht, daß man das feine Eisennetz nicht wahrnehmen konnte, mit dem sie umhüllt waren. Undurchdringlich schlängelte sich der Gang künstlich und mit trügerischen Durchblicken versehen dahin. Er schien unendlich lang zu sein. Es gab aber auch geheime Türen und unterirdische Durchgänge, und der Wanderer merkte bald, daß es kein Spiel war, sondern unheimlicher Ernst. Nur der König und Meister Coytier besaßen den Schlüssel zu diesem Rätsel.

Nachdem sie eine gute Weile die Statuen bewundert und Wasserkünste spielen gesehen hatten, wollte Meister Balthasar sich auf eine Bank setzen, entweder aus Müdigkeit oder aus Furcht vor nahendem Unheil.

Nein, nicht auf diese Bank, wandte der Doktor ein.

Und sie gingen weiter; aber nun wurde der Doktor immer schneller, so daß sich sein Gast nach einer Weile wieder müde fühlte und wirr im Kopf, von dem ununterbrochenen Umherrennen. Deshalb warf er sich auf die erste Bank, die er erblickte, und holte tief Atem.

Ihr bringt mich noch um, Doktor, sagte er.

Ihr seid nicht so kurzlebig, antwortete der Doktor. Ich sehe auf Eurér Stirne eine lange Lebenslinie, und der Wulst zwischen Euren Augen zeigt an, daß Ihr im Zeichen des Jupiter geboren seid. Übrigens habt Ihr ja das Lebenselixier, mit dem Ihr das Dasein nach Belieben verlängern könnt, nicht wahr?

Der Adept sah nun, daß sich ein grausames Lächeln auf des Meisters Antlitz verbreitete. Er ahnte die Gefahr und wollte aufspringen; aber die Seitenlehnen der Bank hatten ihn umschlossen, er konnte sich nicht rühren.

Im nächsten Augenblick schien Meister Coytier mit dem rechten Fuß etwas im Sand zu suchen, und als er es gefunden hatte, trat er mit seinem ganzen Gewicht auf den unsichtbaren Gegenstand.

Lebt wohl, junger Mann! sagte er, schwatzhafter, eingebildeter

junger Mann, der Meister Coytier übertrumpfen wollte. Nun steche ich statt deiner den König, gib auf und bete!

Die Bank verschwand mit dem Adepten in der Erde. Es war eine Oubliette, ein Loch mit einer Fallklappe, die über dem Verschwundenen die Decke des Vergessens breitete.

Nachdem dies erledigt war, suchte der Doktor aus dem Labyrinth herauszukommen. Er fand aber nicht sogleich den Weg; denn er war zerstreut und sagte die neuerworbene Formel für das Lebenselixier immer wieder vor sich hin, damit er sie nicht vergäße, im Falle das Rezept verlorenginge: Vitriol, Ammoniaksalz, Salpeter . . .

Plötzlich kam er zu einem Rondell, in dem mehrere Wege zusammenliefen. Er war sehr erstaunt, als er dort im Sand einen Körper liegen sah. Der sah aus wie ein großer brauner Kettenhund, aber schlaff und leblos.

Es wäre ja nicht der erste, der sich in dieser Reuse gefangen hat, dachte er und trat näher. Aber als sich die braune Masse bewegte, sah er, daß es ein Mensch war mit zerschlissenen Kleidern und einer schäbigen Pelzmütze auf dem Kopf.

Der König!

Es war Ludwig XI., kurz vor seinem Ende.

Sire, um aller Heiligen willen, was ist Euch? rief der Doktor.

Elender Mensch, antwortete der König, warum legst du hier solche Fallen an, aus denen man nicht mehr herausfindet?

Nun hatte zwar Ludwig selbst in seiner Jugend diese Fallen anlegen lassen; aber darüber durfte man ja nichts sagen. Deshalb gab ihm der Doktor schöne Worte:

Sire, Ihr seid krank! Warum bleibt Ihr nicht in Tours? Wie kamt Ihr hierher?

Ich kann nicht schlafen, und ich kann nicht essen! Ich habe in den letzten Tagen in Vincennes, im Saint-Paul und im Louvre gewohnt; aber ich habe nirgends Ruhe gefunden. Schließlich ging ich hierher, um sicher zu sein, an der einzigen Stelle, die nur du und ich kennen. Ich kam gestern am Morgen und wollte eine Weile hierbleiben. Aber ich bekam Hunger, und als ich hinaus wollte, fand ich den Weg nicht. Ich habe hier die ganze Nacht gelegen und gefroren. Führe mich fort, ich bin krank, fühle meinen Puls, ob es das Quartanfieber ist!

Der Doktor suchte den Puls und fand ihn nur mit Mühe; denn er war im Erlöschen. Aber das durfte er nicht sagen.

Der Puls ist regelmäßig und kräftig, Sire. Laßt uns ins Haus gehen!

Ich werde bei dir essen. Nur du kannst Speisen bereiten. Alle an-

deren verderben sie mit ihren ewigen Gewürzen. Sie würzen mir alle Speisen, und sie nehmen schlechte Gewürze. Jacques, hilf mir weiter, hilf mir! Hast du heute nacht die Sterne beobachtet? Gibt es etwas Neues am Himmel? Es ist bestimmt ein Komet im Anzug, ich fühle es im Körper, wenn so einer kommt.

Nein, Sire, es ist kein Komet im Anzug . . .

Gibst du mir freche Antworten? Dann glaubst du, daß ich krank bin. Vielleicht unheilbar?

Nein, Sire, Ihr seid gesünder denn je. Aber folgt mir nun, ich will Euch ein Bett und ein Mahl bereiten!

Der König hatte sich erhoben und folgte dem Doktor. Dieser wollte doch dem Fürsten den Vortritt lassen; aber der war mißtrauisch, sogar gegen seinen letzten, einzigen Freund, der ihn gewiß nicht liebte und ihn gerne tot gesehen hätte, es aber nicht wagte, ihm Böses zu wünschen.

Hütet Euch vor den Bänken, Sire, mahnte er, geht nicht zu nahe an die Hecke heran, bleibt genau auf dem Weg!

Deine Bänke sollten dich selbst . . . Vergib mir meine Sünden! –

Er machte ein Kreuzzeichen.

Als sie ins Freie kamen, geriet der König in Wut, da er sich an das erinnerte, was er hatte ausstehen müssen. Und anstatt seinem Retter dankbar zu sein, brach er in Schelten aus:

Daß du mich in deinem Garten herumirren und unter freiem Himmel auf der Erde schlafen ließest, du Schwein, du!

Sie kamen ins Laboratorium. Es war warm darinnen, und der König, der neugierig war, fand sogleich das zurückgelassene Rezept.

Was hast du da hinter meinem Rücken vor? Was schreibst du dir da auf? Ist das Gift oder Arznei? Vitriolöl ist ein Gift, Salmiak ist gut gegen Dysenterie, Salpeter gegen Skorbut. Für wen hast du das da gemischt?

Für die Kuh des Gärtners, die ein Kalb geworfen hat, antwortete der Doktor, der nicht daran dachte, das Leben eines Tyrannen zu verlängern.

Der König legte sich auf ein Sofa.

Jacques, sagte er, du darfst nicht weggehen. Ich will nichts zu essen haben; aber ich will schlafen, und du sollst bei mir sitzen. Ich war acht Nächte ohne Schlaf. – Aber lösche den Ofen aus, ich kann die Glut nicht sehen, sie tut meinen Augen nicht gut. Aber du darfst die Vorhänge nicht schließen! Ich will Sonne haben, ich kann sonst nicht schlafen.

Er schien einzuschlafen; es war aber nur ein Schlummer, der eine Minute währte. Dann saß er wieder ganz wach auf dem Sofa.

Warum mußt du in deinem Garten Stare haben, Jacques?

Ich habe keine Stare, antwortete der Doktor ungeduldig; aber wenn Ihr welche pfeifen hört, so müssen sie dasein, mit Eurer Erlaubnis.

Hörst du sie nicht?

Nein! Aber was singen sie?

Ja, das weißt du doch! – Nach dem schimpflichen Vertrag von Péronne, bei dem ich mich vor Karl von Burgund beugen mußte, lehrten die Pariser ihre Stare Péronne rufen. Weißt du, was sie jetzt sagen?

Der Doktor verlor die Geduld; denn diese alte Geschichte hatte er tausende Male gehört.

Sie sagen wohl niemals Gu-i-enne?

Das war eine böse Anspielung auf Brudermord; denn der König stand im Verdacht, seinen Bruder, den Herzog von Guienne, ermordet zu haben.

Er fuhr auf seinem Lager in die Höhe, als ob er um sich schlagen wollte. – Ah, du glaubst auch an dieses Märchen! Aber ich habe nie gemordet! Aber dich könnte ich morden . . .

Laß das bleiben! antwortete der Doktor zynisch. Du weißt, was die Sterne gesagt haben: Acht Tage nach mir stirbst du!

Der König bekam einen Krampfanfall; denn er glaubte an dieses Märchen, das Coytier erfunden hatte, um sein Leben zu schützen. Aber als er wieder zu sich gekommen war, begann er von neuem zu faseln:

Sie sagen, daß ich auch meinen Vater ermordet habe; aber das ist erlogen! Er starb Hungers, aus Angst, vergiftet zu werden . . .

Vergiftet von dir! Du bist ein feiner Junge! Aber jetzt ist deine Stunde bald gekommen.

Schweig . . .! Ich erinnere mich nun ganz genau: Mein Vater war ein armseliger Tropf, der Frankreich von den Engländern überfluten ließ, und als die Jungfrau von Orleans ihn rettete, lieferte er sie an die Engländer aus. Mein Vater betrog meine Mutter mit Agnes Sorel und ließ seine legitimen Kinder von seiner Maitresse erziehen. Ich haßte diesen Mann, und als er das Reich den Winden und Wellen preisgab, nahmen ich und die Großen es in die Hände. Das nennt ihr Aufruhr. Ich war aber nie ein Aufrührer. Das ist eine Lüge!

Höre, unterbrach ihn der Doktor, wenn du beichten willst, so geh zu deinem Beichtvater!

Ich beichte dir nicht, ich verteidige mich!

Wer klagt dich denn an? Dein böses Gewissen!

Ich habe kein böses Gewissen; aber ich werde zu Unrecht angeklagt!

Wer klagt dich an? Die Stare?

Meine Frau und meine Kinder klagen mich an und wollen mich nicht mehr sehen.

Nein, weil du sie nach Amboise gebracht hast, können sie dich nicht sehen, und sie wollen dich auch wirklich nicht sehen.

Zu denken, daß ich, der Sohn König Karls VII., mir das von einem Quacksalber sagen lassen muß! Ich habe immer das niedere Volk geliebt. Olivier, der Barbier, war mein Freund . . .

Und Tristan, der Henker, war dein Pate . . .

Er war Generalprofos, du Hund!

Ein Schneider wurde Herold . . .

Und ein Quacksalber Kanzler! Halt mir das zugute, preise mich dafür, du Undankbarer, daß ich dich vor den Großen beschützt habe und nur auf deine Verdienste sah.

Das ist gewiß ein schöner Zug . . .

Da erschien ein Mann in der Tür, die Mütze in der Hand.

Wer ist da? schrie der König auf. Ist es ein Mörder?

Nein, ich bin nur der Gärtner, antwortete der Mann.

Ha, Gärtner! Deine Kuh hat ein Kalb geworfen, nicht wahr?

Coytier wurde bleich, als der Gärtner antwortete:

Ich habe keine Kuh, Sire, ich habe nie eine gehabt.

Der König geriet vor Wut außer sich und sprang Coytier an die Kehle:

Du hast mich angelogen, Schurke! Es war keine Medizin, die du bereitet hast, es war Gift!

Der Gärtner entfernte sich.

Wenn es gerecht zugehe, sagte Coytier, so sollte ich dich so behandeln, wie es Karl der Kühne tat, als du ihn betrogen hattest.

Was tat er? Was erzählt man, daß er tat?

Die Leute sagen, daß er dich mit einem Stock verprügelte.

Den König faßte die Scham. Er ging zum Bett und verbarg sein Gesicht in den Kissen.

Dem Doktor schien jetzt der Augenblick gekommen zu sein, eine seit langem verweigerte Gnade zu erbitten:

Willst du nun den Mailänder freilassen? fragte er.

Nein!

Aber er kann nicht länger mehr in seinem eisernen Käfig sitzen!

Dann soll er doch stehen!

Weißt du nicht, daß vor dem Sterben eine einzige gute Tat tausend Verbrechen aufwiegt?

Ich werde nicht sterben!

Doch, Sire, du wirst bald sterben!

Nach dir!

Nein, vor mir!

Du hast mich also belogen . . .

Alle haben dich belogen, du Lügner! Und deine viertausend Opfer, die du hinrichten ließest . . .

Es waren keine Opfer, es waren Verbrecher!

Diese viertausend Hingerichteten werden gegen dich zeugen vor dem ewigen Richter.

Verlängere mein Leben, ich will mich bessern!

Gib den Mailänder frei!

Niemals!

Dann geh zur Hölle! Und das bald! Dein Puls ist so schwach, daß du nur wenige Stunden noch leben kannst.

Der König sprang auf, fiel vor dem Arzt auf die Knie und bat: Verlängere mein Leben!

Nein, ich würde es verkürzen, wenn du nicht ein von Gott Gesalbter wärest! Rattengift sollte man dir geben . . .

Gnade! Ich bekenne, daß ich in schlechter Absicht gehandelt habe; daß ich nur an mich selbst gedacht habe; daß ich niemals das Volk geliebt habe; daß ich es nur dazu benützt habe, um die Großen zu erniedrigen; ich gebe zu, daß ich Bündnisse und Verträge geschlossen habe in der Absicht, sie zu brechen; daß ich . . . Ja, ich bin ein armer, sündiger Mensch, und mein Name soll vergessen, und alles, was ich getan habe, soll ausgelöscht werden . . .

Da erschien ein Fremder in der offenen Türe. Es war ein junger Mann, der das Ordensgewand der Minoriten trug.

Mörder! schrie der König und sprang auf.

Nein, sagte der Mönch, ich bin der, den Ihr gerufen habt, Vinzenz von Paula.

Mein Retter! Sagt ein Wort, ein einziges, tröstendes Wort!

Sire, antwortete Vinzenz, ich habe Euer Bekenntnis gehört und will Euch Absolution erteilen kraft meines Amtes.

Sprecht!

Nun wohl! Eure Absichten waren nicht rein, das habt Ihr selbst eingesehen; aber Eure Werke werden nicht ausgelöscht werden; denn der, der die Geschicke der Menschen und der Völker lenkt, hat alles und alle für seine Zwecke benützt. Einst war es eine reine Jungfrau,

die Frankreich rettete, nun ist es kein untadeliger Mann; aber Euer Tun, Sire, war in seinen Folgen von größerer Bedeutung als das der Jungfrau; denn Ihr habt das vollendet, was der Römer Cäsar begann. Der hundertjährige Krieg mit England ist beendet, die Armagnaken und Burgunder streiten sich nicht mehr, die Kämpfe der Jacquerie haben aufgehört, die Bauern sind wieder an ihren Pflügen. Elf Provinzen habt Ihr vereinigt, Gallien ist *ein* Land geworden, und *ein* Volk, und nun tritt es an die Stelle von Rom, das verschwinden und auf Jahrhunderte vergessen werden wird, um vielleicht einmal wieder aufzuerstehen. Frankreich wird die Geschicke Europas lenken und groß und mächtig werden unter der Königskrone, solange es nicht danach strebt, das Rom der Cäsaren und die Kaiserkrone zu erlangen; denn das bedeutet sein Ende! – Sire, dies habt Ihr getan! Dankt Gott dafür, daß Ihr dienen durftet, ohne den Willen und die Absichten des Herrn zu kennen, da Ihr glaubtet, Eure eigenen Wege zu gehen.

Montjoie Saint-Denis! rief der König aus. Herr, nun läßt du deinen Diener in Frieden dahinfahren . . .

Aber nicht hier! fiel ihm der Doktor ins Wort, der des Ganzen müde war. Reist zurück nach Tours, nehmt den Priester mit Euch und laßt mich in Ruhe!

Der König kehrte nach Plessis-les-Tours zurück. Dort beschloß er sein Leben nach einem schweren Todeskampf. Den Frieden fand er nicht; aber er konnte sterben.

Nun ist die Zuchtrute ins Feuer geworfen, sagte Doktor Coytier. Möge sie verbrennen. Die Kinder sind erwachsen und können für sich selber sorgen. – Auch die Henker haben ihre Aufgabe. Das wissen Tristan L'Hermite und sein Herr, Ludwig XI. Friede sei mit ihnen!

OLD MERRY ENGLAND

Die Rudergaleere des Kardinal Wolsey stieß von der Towerbrücke ab, auf der Themse unterhalb der Eisernen Pforte.

Sie leuchtete in Gold und Rot; Flaggen und Wimpel waren von einer leichten Brise geschwellt. Der Kardinal saß in seinem strahlenden roten Gewande auf dem Achterdeck, umgeben von seinem *kleinen* Hofstaat; den *großen* hatte er daheim gelassen, in York Palace, später Whitehall genannt. Sein Antlitz war gerötet, sowohl vom Wider-

schein seines Gewandes als auch vom Wein, denn er hatte zu Mittag mit König Heinrich VIII. im Tower gegessen; die Röte konnte aber auch von der neuen Franzosenkrankheit herrühren, die damals die große Mode war, wie überhaupt alles Französische.

Er war aber zufrieden, denn er hatte neue Beweise von der Gnade seines Königs erhalten.

Neben ihm stand sein Sekretär Thomas Cromwell. Beide waren Emporkömmlinge: Wolsey war der Sohn eines Schlächters, Cromwell der eines Schmieds, und dies war wohl auch einer der Gründe ihrer Freundschaft, obwohl der Kardinal zwanzig Jahre älter war.

Das war ein gesegneter Tag, jubelte Wolsey und blickte zum Tower hinauf, in dem der König damals noch residierte, aber nicht mehr lange. – Ich bekam den Kopf des Buckingham, dieses Narren, der da glaubte, nach Heinrich VIII. ein Anrecht auf die Krone zu haben . . .

Wer soll die Krone nach Heinrich erben, da er keine männlichen Nachkommen hat und auch keine bekommt?

Dafür werde ich schon sorgen! Katharina von Aragonien ist krank und alt, aber der König ist jung und stark . . .

Denkt an Buckingham, sagte Cromwell, es ist gefährlich, an die Thronfolge zu rühren!

Schäme dich! Ich habe Englands Geschick so lange gelenkt und werde es auch weiter lenken.

Cromwell merkte, daß es an der Zeit war, den Gesprächsgegenstand zu wechseln.

Es ist ein Segen, daß der König aus der Festung herauskommt. Es mußte ihn schwermütig machen, Wand an Wand mit den Gefängnissen zu wohnen und von seinen Fenstern aus das Schafott zu sehen . . .

Sag nichts Böses über unseren Tower! Er ist ja eine Biblia pauperum, eine Geschichte Englands in Bildern: angefangen von den Römern bis zu König Alfred, Wilhelm dem Eroberer und den Rosenkriegen. Bedenke nur, ich war vierzehn Jahre alt, als England nach der Schlacht bei Bosworth neu geboren wurde und der dreißigjährige Rosenkrieg durch die Heirat Lancasters mit York beendet wurde . . .

Mein Vater pflegte vom Ende des hundertjährigen Krieges mit Frankreich zu erzählen, das sich in dem gleichen Jahre 1453 ereignete, in dem Konstantinopel von den Türken erobert wurde.

Ja, alle Länder sind mit Blut getauft. Das ist das Sakrament der Beschneidung! Und sieh, wie es grünt nach dieser Taufe! Du weißt doch, daß die Apfelbäume die meisten Früchte bringen, wenn sie mit Blut gedüngt wurden . . .

Ja, das weiß ich, mein Vater pflegte immer die Abfälle nach dem Schlachten an den Wurzeln der Obstbäume einzugraben . . .

Hier hielt er inne und errötete, denn er hatte einen großen Fehler gemacht. Man durfte nämlich in des Kardinals Gegenwart nie vom Schlachten und dergleichen reden, denn das Volk haßte ihn und nannte ihn bisweilen Schlächter. Cromwell stand über jedem Verdacht, und der Kardinal nahm seine Worte nicht übel auf, sondern rettete die Situation.

Übrigens, fuhr er fort, wurde mein Geschenk von Seiner Majestät gut aufgenommen. Hampton Court ist aber auch ein Kleinod. Es hat den Vorteil, nahe bei Richmond und Windsor zu liegen; aber mit York Palace kann es sich natürlich nicht vergleichen.

Die Galeere fuhr stromaufwärts, am Ufer sah man die wichtigsten Gebäude Londons. Es ging vorbei am Zollhaus und an dem Warenmagazin, am Fischmarkt und am Fischerhafen, an den Türmen von Guildhall, dem Rathaus, an Blackfriars, dem Kloster, an der großen St.-Pauls-Kirche, am Temple, dem früheren Sitz der Tempelherren, der nun den Gerichten als Amtsgebäude diente, am Saint-James-Krankenhaus, das später von Heinrich VIII. eingezogen und zu seiner Residenz gemacht wurde.

Schließlich legten sie bei York Palace (Whitehall), unweit von Westminster, an. Dort wohnte Wolsey, der Kardinal und päpstliche Legat, Erzbischof von York und Großsiegelbewahrer, mit seinem Hofstaat, der über achthundert Personen umfaßte, die Hofdamen mitgerechnet.

Dort stiegen sie nach einem gleichgültigen Gespräch ans Land, denn der Kardinal pflegte stets über nichtige Dinge zu reden, wenn er große Eier ausbrütete; und jetzt brütete er über dem größten: über seiner Bewerbung um die Papstwürde.

Der Schatzmeister und Mitglied des Geheimen Rates Thomas More saß in seinem Garten in Chelsea, oberhalb von Westminster. Er korrigierte Druckbogen, denn er war eine große Leuchte der Wissenschaft und schrieb über alle Fragen der Zeit, über religiöse und politische, obwohl er eigentlich ein Mann des Friedens war, der mit seiner Familie da draußen in der Vorstadt ganz idyllisch lebte.

Er war in festlichem Gewande, obwohl er daheim war und arbeitete. Er zeigte sich unruhig und blickte immer wieder nach dem Tor, denn kein Geringerer als der König hatte sich am frühen Morgen zu Besuch angemeldet. Und er wußte aus Erfahrung, wie gefährlich es war, sich mit dem König einzulassen und etwas von seinen Geheimnissen zu erfahren. Der Herrscher hatte nämlich die üble Gewohnheit, Rat einzuholen, den er dann nicht befolgte, und Geheimnisse

mitzuteilen, die dem Mitwisser den Kopf zu kosten pflegten. Das Allergefährlichste war aber, die Rolle eines Vermittlers zu spielen, denn da geriet man zwischen zwei Mühlsteine.

Auf das Schlimmste gefaßt, suchte er durch das Lesen seiner Druckbogen die Ruhe zu bewahren, aber seine Bemühungen waren vergebens.

Er erhob sich und begann auf den Gartenwegen auf und ab zu wandern, er erging sich in allen möglichen Mutmaßungen über den Grund des königlichen Besuches; er suchte Einwendungen zu begegnen, Beweisführungen zu entkräften, allzu schroffe Meinungen abzuschwächen, ohne Anstoß zu erregen; denn der König war zwar ein gelehrter Ritter, der Kenntnisse zu schätzen wußte, er war aber von Natur aus wild und suchte sich mit Hilfe der Geißel der Religion zu zähmen; es gelang ihm aber nicht.

Man hörte Pferdegetrappel und Waffengeklirr. Der Schatzmeister eilte, die Mütze in der Hand, zur Gartentüre. Der König hatte sich aber bereits vom Pferde geschwungen und stürzte, ein Bündel Papiere in den Händen, seinem Freunde entgegen.

Thomas, begann er ohne Umschweife, nimm und lies! – Er hat geantwortet! – Wer? – Luther natürlich! – Er hat auf meine »Babylonische Gefangenschaft« geantwortet, er, der Mann mit dem verruchten Gemüt und den gottverfluchten Plänen. Nimm und lies, und sag mir dann, ob du je so etwas gesehen hast!

Thomas nahm einen gedruckten Sendebrief entgegen.

Und überdies behauptet der teuflische Lügner, daß ich meine Schrift nicht selbst verfaßt habe! Da nimm und lies und gib mir dann einen Rat!

Thomas nahm und las Luthers Antwort auf Heinrichs Angriff. Aber er las leise, und es wurde ihm manchmal nicht leicht, ernst zu bleiben, obwohl der König seine Blicke nicht von seinem Gesicht ließ, um seine Gedanken zu erkunden.

»Da liegt gar nichts an«, stand da unter anderem, »es habe König Heinz oder Kunz, der Teufel oder die Hölle selbst das Buch gemacht. Wer lügt, der ist ein Lügner, darum fürchte ich ihn nicht. Mich dünkt wohl, König Heinrich habe eine Elle grobes Tuch oder zwei dazu gegeben und der giftige Bube Leus« (Leo X.), »der wider Erasmus geschrieben hat oder seinesgleichen, habe die Kappen geschnitten und mit Futter unterzogen. Aber ich will sie ihnen anstreichen und Schellen daran schürzen, so Gott will.«

Das ist unerhört! Das ist ganz – unerhört!

Lies weiter! schrie Heinrich.

(Die übrigen sechs Sakramente verspart er für später), »denn es

liegt mir die Bibel zu verdeutschen auf dem Halse, daß ich jetzt nicht länger in Heinzens Dreck mähen kann.«

Thomas war nahe daran, vor Lachlust zu ersticken; er fühlte aber das Schwert über seinem Haupte und fuhr fort:

»Ich will aber, will's Gott, mir die Zeit einmal nehmen und den giftigen Lügenmund und Lästerer König Heinzen vollends ausantworten und ihn ausnutzen . . . darum gedenkt er sich an den Papst zu hängen und ihm zu heucheln . . . darum jucket einer den andern, wie Maulesel sich untereinander jucken . . .«

Nein, Sire, brach More ab, ich kann nicht mehr; das zu lesen, wäre Majestätsbeleidigung.

Ich werde es lesen, sagte der König und riß die Schrift an sich.

»Ich besiege und trotze Papisten, Thomisten, Heinrichen, Sophisten und allen Schweinen der Hölle.«

Er nennt uns Schweine!

Das ist ein toller Mensch, den man mit Zaunpfählen erschlagen, mit Bluthunden durch den Wald jagen sollte . . .

Ja, das sollte man! Aber wenn man daran denkt, daß dieser Schurke sich für einen Propheten und Diener Christi ausgibt! – Und dabei hat er sich mit einer Nonne verheiratet; das ist ja Blutschande! Er hat aber auch seinen Lohn bekommen: Der Kurfürst von Sachsen hat ihn aufgegeben, und keiner seiner sogenannten Freunde kam zur Hochzeit . . .

Was will er denn? Was ist das für eine neue Lehre? Die Rechtfertigung durch den Glauben. Wenn sie nur den Glauben haben, so dürfen sie wie Schweine leben . . .!

Und dann die Lehre vom Abendmahl! Die Kirche sagt, daß die Gnadenmittel durch die Konsekration verwandelt werden, aber dieser Materialist sagt, daß es Christi Leib und Blut *ist*! Dann sind ja die Ähren auf dem Acker und die Trauben im Weinberg schon Christi Leib und Blut. Das ist ja ein Esel! Und die Welt ist toll!

Und der Ablass! – Das Sündigen freigestellt! – Sire, erlaubt mir, ein paar Zeilen vorzulesen, die ich als Antwort geschrieben habe, nicht auf dieses Ding, sondern auf andere Dummheiten von ihm, nur ein paar Zeilen, aber es werden schon mehrere werden!

Lies! Ich werde hören, was du sagst, denn ich habe gelernt, zuzuhören, und deshalb weiß ich auch was!

Der König warf sich rittlings auf einen Stuhl, als ob er mit eingeleger Lanze gegen seinen furchtbaren Feind anreiten wollte.

»Hochwürdiger Bruder«, las More, »Bruder, Vater, Saufbold, abgefallener Augustiner, tölpelhafter Bacchant des geistlichen und weltlichen Rechtes, ungelehrter Lehrer der heiligen Theologie!«

Gut, Thomas, Theologie versteht er keine!

Und so hat er sein Buch gegen König Heinrich, den Verteidiger des Glaubens, zusammengestückt:

»Er versammelte seine Stallbrüder und ermahnte sie, daß jeder von ihnen in seiner Weise allerlei Schmähungen und Schimpfworte zusammenlesen solle. Der eine suchte Fuhrleute und Schiffsknechte auf, der andere ging in die Bade- und Spielhäuser, der dritte hielt sich an Barbierstuben und Weinkeller, der vierte an Mühlen und Hurenhäuser. In ihren Notizbüchern schrieben sie das Frechste, Schmutzigste und Gemeinste auf, was sie hörten, und brachten alle diese Grobheiten und Unflätigkeiten nach Hause und leerten sie in die eklige Kloake, die man Luthers Seele nennt.«

Gut! Sehr gut! – Aber was soll man jetzt tun?

Den Mist verbrennen, Sire, und die Sache damit abgetan sein lassen!

Ja, ich will seinen Dreck verbrennen lassen, und zwar gleich morgen, unter dem St.-Pauls-Kreuz in der City . . .

Unten im großen Bibliothekssaal des Temple saßen der König und Kardinal Wolsey und durchforschten alte Gesetzsammlungen und Vorentscheide. Draußen im Garten aber war die Königin mit einigen Hofleuten. Dieser Garten, der eigentlich einen großen Rosenhain darstellte, war gewissermaßen aus historischen Gründen erhalten geblieben und diente als Promenadeplatz jenen fürstlichen Persönlichkeiten, die im Tower, in dem es spukte, nicht schlafen konnten, die aber auch in dem engen Bridewell in der Stadt nicht wohnen wollten. Hier in dem Garten sollten nämlich die Anhänger von Lancaster und York zuerst ihre Feldzeichen, die weißen und die roten Rosen, gepflückt haben. Auch als der Krieg beendet war, ließ man den Rosenhain bestehen; er war, wie gesagt, ein beliebter Promenadeplatz.

Die Königin Katharina von Aragonien, die Tochter von Ferdinand und Isabella, der Beschützer des Christoph Columbus, war jetzt, nach zwanzigjähriger Ehe mit Heinrich VIII., in ein gewisses Alter gekommen. Sie hatte ihm mehrere Söhne geboren, aber alle waren gestorben. Nur eine einzige Tochter Mary lebte noch, die später als Königin unter dem Namen »die Blutige« bekannt wurde. Die Königin war vorzeitig gealtert und suchte in der Religion Trost. Sie erhob sich des Nachts und ging, als Franziskanerin gekleidet, zur Messe. Sie wußte, daß der König ihr untreu war; sie fand sich aber damit ab. Sie kannte auch den Namen seiner Geliebten, Elisabeth Blunt; sie kümmerte sich aber nicht darum.

Jetzt saß sie auf einer Bank und sah den Spielen der jungen Hofleute zu. Zwischendurch blätterte sie in ihrem Gebetbuch.

Besonders einem Paare folgten ihre Augen mit Wohlgefallen: der ungewöhnlich schönen Anna von Norfolk und dem jungen Henry Algernon Percy von Northumberland, einem Nachkommen des Heißsporns.

Die beiden spielten mit Rosen: Der Jüngling hatte den Arm voll weißer, das Mädchen den Arm voll roter Rosen, die sie einander zuwarfen, während sie ein Lied sangen.

Es war schön mit anzusehen; aber das Antlitz der Königin verdüsterte sich. Spielt hier nicht so, Kinder, sagte sie. Es weckt so vieles auf, was im Tower schlafen muß, hier, wo nur die Toten ruhig schlafen können. Übrigens könnte der König und auch der Kardinal ärgerlich werden. Sie sitzen da drinnen in der Bibliothek. – Spielt etwas anderes!

Die beiden jungen Leute sahen sich an, als ob sie diese Worte nicht verstanden hätten. Deshalb fuhr die Königin fort:

Der Rosenkrieg, meine Kinder, war mit der Schlacht bei Bosworth nicht ganz zu Ende, sondern – es ging nicht mit rechten Dingen zu – im Tower geschah so mancherlei, was man lieber vergessen sollte. – Nehmt ein Buch und lest etwas!

Wir haben den ganzen Morgen gelesen, antwortete Anna, die auch Boleyn oder Bullen genannt wurde.

Was lest ihr denn?

Chaucer.

»Canterbury Tales«? Das ist nichts für Kinder! Chaucer war ein Spötter . . . Nehmt mein Buch dafür! Da sind gute und schöne Bilder darin.

Der junge Percy nahm das kleine Brevier, dann gingen die beiden die Allee entlang, als suchten sie Schatten, und verschwanden allmählich aus den Augen der Königin.

Aber von der Bibliothek aus folgten ihnen mit den Augen der König und der Kardinal, die dabei in den Folianten blätterten.

Der König wurde unruhig und sprach bloß um des Sprechens wegen und nicht, um etwas zu sagen, und der Kardinal tat desgleichen.

Ihr wollt Euch also um die Nachfolge des Papstes Hadrian bewerben?

Ja, man sagt es.

Aber wie stehts mit den Wählern?

Die werden von Kaiser Karl V. und König Franz I. beherrscht.

Wie wird man zwei so ungleiche Gesellen zusammenbringen können?

Das ist eben das Kunststück, Sire . . .

Mit beiden zugleich könnt Ihr doch nicht gut stehen!

Wer weiß . . . Der Kaiser besetzte ja Rom und sperrte den Paps in der Engelsburg ein . . . Und dann, es war köstlich, riefen seine Soldaten, zum Spaß natürlich, unter dem Fenster des Gefangenen Martin Luther zum Papst aus.

Nenne den verfluchten Namen nicht, brüllte der König, aber mehr aus Zorn über das, was er im Rosenhain gesehen hatte, und das verstand der Kardinal.

Mir gefällt es auch nicht, daß Northumberland zu Norfolk in Konjunktion tritt . . .

Was sagt Ihr da?

Der König geriet nun in Zorn, weil Wolsey seine Gedanken erraten hatte, er wollte sich aber nicht verraten.

Anna ist wirklich zu gut für einen Percy, und ich finde es ungehörig von der Königin, die Kupplerin zu spielen . . . Sie zusammen in den Büschen verschwinden zu lassen! Nein, das muß ein Ende haben.

Sire, es wird bald ein Ende haben: Ich habe schon an Annas Vater geschrieben, daß er die Dame nach Hever zurückrufe.

Das habt Ihr gut gemacht, bei Gott! Zwei solche Geschlechter, die beide nach dem Throne schielen, die dürfen sich nicht verbinden.

Wer schielt nicht nach dem Throne? Jüngst war es Buckingham, nun ist es Northumberland, und zwar deshalb, weil kein Thronerbe da ist. Sire, Ihr müßt bald an Euer Land und an Euer Volk denken. Ernennet einen Nachfolger!

Nein, ich will keinen haben, der herumgeht und nur auf mein Absterben wartet!

Dann haben wir die Rosen wieder. Die Rosen, die England eine Million Menschen kosteten, und achtzig aus unseren edelsten Geschlechtern . . .

Der König lachte:

Unseren edelsten!

Der König erhob sich und ging zum Fenster.

Nun muß ich die Königin heimgeleiten, sagte er; sie ist draußen eingeschlafen, und der feuchte Garten ist nichts für ihren kranken Körper.

Bei dem Alter ihrer Majestät ist höchste Vorsicht geboten . . .

Er betonte das Wort »Alter«, denn Katharina war vierzig Jahre alt und es gab keine Hoffnung mehr auf einen Thronerben. Die Tochter Mary konnte zwar verheiratet werden, man wußte aber noch nicht, mit wem.

Sire, geratet nicht in Zorn, aber ich fand gerade jetzt in der Heiligen Schrift . . . es kann ein Zufall sein – Wollt Ihr es hören?

Sprich!

Im dritten Buch Mosis, im 20. und 21. Vers, las ich also das Folgende . . . aber werdet nicht zornig auf Euren Diener!

Lies!

Da steht das schreckliche Wort des Herrn: »Wer seines Bruders Weib nimmt, tut eine unerlaubte Sache, er hat die Schande seines Bruders geblöset. *Sie sollen kinderlos sein.*«

Der König wurde aufgeregt und ging zum Kardinal hin.

Steht das so da? – Ja, wirklich! – Gott hat mich gestraft, indem er meine Söhne nahm; einen nach dem andern.

Welch wunderbares Buch, in dem alles aufgezeichnet ist!

Deshalb also, deshalb! – Aber was sagt Thomas von Aquino, der englische Lehrer?

Ja, Sire, wenn Ihr in dieser Frage Klarheit wünscht, dann müssen wir die Gelehrten befragen.

Das wollen wir tun. Aber still und verschwiegen! Die Königin ist makellos, und sie soll keine Schmach erfahren! – Still und verschwiegen, Wolsey! – Aber die Wahrheit muß ich wissen!

In einem Saal im »Blutigen Turm« des Tower befanden sich der Kardinal und Thomas More in einem lebhaften Gespräch.

Was geht jetzt in Deutschland vor? fragte der Kardinal.

Das geht vor: Während Luther auf der Wartburg saß, ging sein Schüler Karlstadt her und kehrte in Wittenberg alles drunter und drüber. Gestützt auf die Bibel, wo im Alten Testament Bilder verboten werden, führte er seine Schüler und Gesellen zum Sturm auf die Kirchen und warf alle heiligen Dinge heraus . . .

Da haben wir die Bibel! Es heißt die Hölle loslassen, wenn man sie Laien in die Hände gibt.

Darauf . . .

Was sagte Luther dazu?

Der stürzte von der Wartburg herab und trat mit heftigen Worten gegen Karlstadt und seine Gesinnungsgenossen auf; ich kann aber nicht behaupten, daß seine Argumente stichhaltig waren. Ein Ratsherr zitierte aus dem Buche Mosis: »Du sollst dir kein Bildnis, noch irgendein Gleichnis machen!« Und ein Schuster gestand: »Ich habe oft vor den Bildern den Hut abgenommen, im Zimmer und auf der Landstraße; aber das war ein Götzendienst, der Gott die Ehre nahm, die ihm allein zukommt.«

Was antwortete Luther darauf?

»Dann müßte man auch des Mißbrauchs wegen alle Weiber totschlagen und den Wein auf die Straße schütten.«

Das war dumm gesagt; aber das muß so kommen, wenn man mit

Schustern disputiert! Im übrigen ist es unwürdig, Weib und Weib zusammenzubringen! Das konnte nur dieser Materialist tun, der sein Weib einem Bierfaß gleichsetzt.

Die Logik ist nicht seine Stärke, und seine Vergleiche hinken. In seiner Antwort auf die Bannbulle des Papstes schreibt er unter anderem: »Aber wenn ein Heuwagen vor einem betrunkenen Menschen ausweichen muß, wieviel mehr müssen nicht Petrus und Jesus Christus vor dem Papste ausweichen?«

Das ist wirklich schön! – Und nun zurück zu James Bainham!

Aber vorher noch vom Ende der Schwarmgeister in Deutschland. Außer Karlstadt haben noch andere Schwärmer, natürlich unter Berufung auf die Bibel und auf Luther, sich wieder taufen lassen, und ihr Führer hat sich zwanzig Frauen genommen, unter Berufung auf die Könige Salomo und David, ja sogar auf Abraham . . .

Da haben wir die Bibel! – Laß Bainham hereinkommen, damit wir hören, was mit ihm los ist! Er war Jurist im Temple, sagst du, und hat lutherische Lehren verbreitet? Haben wir nicht genug gehabte an Wicliff und an den Lollarden? Sollen wir die gleiche Lektion nochmals hören, wenn sie uns der deutsche Plagiator vorgrunzt!

Ich bin von Natur kein unverträglicher Mensch, sagte More; aber ein Staat muß homogen sein, sonst fällt er auseinander. Laien und Wahnwitzige sollen nicht auftreten und die Staatsreligion beschnüffeln, mag sie nun besser oder schlechter sein . . .

Laß Bainham kommen, wir wollen ihn hören!

More ging zu einer Türe, vor der Wachtposten standen, und gab einen Befehl.

Du wirst das Verhör führen, und ich werde zuhören, sagte der Kardinal.

Nach einer Weile wurde Bainham in Ketten vorgeführt. More setzte sich an das Schmalende des Tisches. Und er begann folgendermaßen:

James Bainham, kannst du in wenigen Worten sagen, woran du glaubst?

Ich glaube an Gottes Wort, das in der Heiligen Schrift steht.

Tust du das wirklich? Also sowohl an das Alte als auch an das Neue Testament?

An beide.

Also auch an das Alte?

An beide.

Also auch an das Alte! Natürlich! Nun wohl, du hast dich nochmals taufen lassen, weil es in der Bibel heißt: »Gehet hinaus und

lehret alle Völker und taufet sie!« – Gut! Aber hast du dich auch beschneiden lassen? Das befiehlt die Bibel ja auch.

Bainhams Gesicht nahm einen so dummen Ausdruck an, daß der Kardinal sich wegwenden mußte, um zu lächeln.

Also, mein lieber Bainham, du bist nicht beschnitten, obwohl die Beschneidung von der Bibel vorgeschrieben wird?

Ich bin kein Israelit! antwortete Bainham.

Nicht! Aber Nikodemus, der unsern Heiland besuchte und an ihn glaubte, wird von Johannes ein rechter Israelit genannt. Und wenn du kein rechter Israelit bist, so bist du auch kein Christ.

Ich kann darauf nicht antworten.

Ja, darauf kannst du nicht antworten, aber predigen kannst du, und Flausen kannst du erzählen. Bist du Lutheraner?

Ja.

Aber Luther ist wider die Anabaptisten, deshalb ist er auch wider dich, und er hat die Fürsten gebeten, die Wiedertäufer totzuschlagen, wie wilde Hunde. Bist du noch Lutheraner?

Ja, nach seinen ersten Lehren.

Von der Rechtfertigung durch den Glauben. Was glaubst du?

Ich glaube an Gott Vater . . .

Wer ist der Vater? Es steht in Luthers Katechismus: »Du sollst keine anderen Götter haben neben mir!« Aber das ist das Gesetz des Moses, und es ist Jehova, der hier gemeint ist. Und wenn du an Jehova glaubst, so bist du ein Jude, nicht wahr?

Ich glaube auch an Christus, Gottes Sohn . . .

Dann bist du also ein Judenchrist? – Und nun hast du bekannt, daß du ein Lutheraner, ein Wiedertäufer, ein Jude und ein Christ bist, alles auf einmal! Du bist ein Narr und weißt überhaupt nicht, was du bist! Das ging ja noch an, wenn du nicht andere verführen würdest . . .

Laß ihm eine Tracht Prügel geben! sagte der Kardinal, dem eigentlich der Verlauf des Gesprächs nicht gefiel, am wenigsten die Ausfälle gegen die Bibel, die er gerade jetzt für seine Zwecke benützen wollte.

Die hat er schon gehabt, antwortete More. Aber abgesehen von den Glaubenslehren, mit denen dieser eingebilddete Mensch sich großmachen will, gehört er auch einer Sekte an, die die Bibel in einer abscheulichen Übersetzung verbreitet. Du siehst selbst, wohin das Bibellesen führt, und ich fordere dich auf, deine Mitschuldigen anzugeben!

Das tue ich niemals! – Der Gerechte lebt aus seinem Glauben!

Willst du dich gerecht nennen, obwohl es nicht einen einzigen Gerechten gibt? Lies das Buch Hiob, dann wirst du sehen! Und dein

Glaube, der ist allzu fragwürdig, als daß du dich als einen Gerechten bezeichnen könntest.

Schick ihn hinunter in den Keller zu Meister Mats! Sollen wir denn hier sitzen und solches Geflunker anhören? Hinaus mit ihm!

More zeigte nach der Türe, und Bainham ging hinaus.

Ja, sagte Wolsey, was steht uns noch alles bevor: Zersplitterung und Kampf der Parteien! – Hätten wir nur einen Thronerben!

Der König kann sich doch nicht scheiden lassen.

Da du das Wort einmal ausgesprochen hast, so . . . Er braucht sich nicht scheiden zu lassen, denn seine Ehe ist ungültig.

Ist sie das? Wo steht das geschrieben?

Im dritten Buch Mosis, Kapitel 20, Vers 21: »Wer seines Bruders Weib nimmt, tut eine unerlaubte Sache.«

Ja, aber im fünften Buch Mosis, Kapitel 25, Vers 5, steht, es ist anbefohlen.

Was, in Jesu Namen, sagst du da?

Ganz sicher, es heißt dort: »Wenn Brüder zusammen wohnen und einer von ihnen stirbt ohne Kinder, so soll das Weib des Verstorbenen keinen Fremden nehmen, sondern sein Bruder soll sie nehmen und seinem Bruder Samen erwecken.«

O himmlisches Kreuz! Dieses überreich gesegnete Buch!

Und außerdem: Abraham war mit seiner Halbschwester verheiratet, Jakob mit zwei Schwestern, der Vater des Moses mit seiner Tante . . .

Das ist die Bibel! Nein, dafür danke ich, da ziehe ich die Dekrete und Konzilien vor! Der Papst soll das Band lösen!

Soll es denn gelöst werden?

Das wußtest du nicht? Ja, es soll gelöst werden. Und wenn Julius II. die Dispens zur Ehe erteilen konnte, so kann Clemens VII. das Band lösen.

Das ist nicht recht gegenüber der Königin!

Das Land fordert es, das Reich, die Nation! Des Königs Gewissen . . .

Ach so! Ist es die schöne Anna?

Nein, die nicht.

Ist es . . . ?

Du sollst nicht weiter fragen!

Dann antworte ich: Margarethe von Valois.

Darauf antworte ich nicht; ich übernehme aber auch keine Verantwortung für dein Leben, wenn du zur Unzeit redest! – Die Bibel taugt also nicht mehr für solche Dinge!

Es wäre eine nützliche Reform, wenn wir das Alte Testament weglassen könnten, da es ein Judenbuch ist.

Wir können doch die Psalmen Davids nicht gut weglassen, denn unsere Kirchengesänge sind ja nur aus ihnen gebildet. Selbst Luther hat ja seine Gesänge aus dem Psalter genommen und »Ein' feste Burg ist unser Gott« aus den Sprüchen Salomonis; die Melodie hat er dem Graduale Romanum entlehnt.

Aber wir müssen das Gesetz des Moses als apokryph abschaffen, sonst sind wir ja Pharisäer und Judenchristen. Was haben wir mit der Beschneidung, mit dem Passah-Lamm und mit der Schwägerhe zu schaffen? Warte, wenn ich erst Papst bin . . . !

Müssen wir wirklich so lange warten?

Oh, schäm dich! – Es läutet Mittag. Laß uns unsere Pflichten nicht versäumen! Das Fleisch will das Seine haben, sonst brennt es. Fahre mit mir nach Westminster, du kannst dann von dort nach Chelsea gehen!

Heinrich VIII. war zwölf Jahre alt, als man ihn mit der Witwe seines Bruders Arthur verlobte. Als Vierzehnjähriger protestierte er gegen die Ehe, die ihm zuwider war. Aber mit achtzehn heiratete er Katharina, die Tante Kaiser Karls V.

Kardinal Wolsey wollte gerne die Scheidung des Königs erreichen, denn er wünschte einen Thronerben, um die Macht zu behalten, die er in solchem Grade mißbrauchte, daß das Parlament fast in Vergessenheit geriet. Er wollte den König mit einer mächtigen Prinzessin verheiraten und dachte eine Zeitlang an Margarethe von Valois. Auf keinen Fall wollte er aber eines der einheimischen Adelsgeschlechter sich mit dem Herrscherhaus verbinden lassen. Als er jedoch das Gewissen des Königs wachrief, entfesselte er einen Sturm, den er nicht zu beschwichtigen vermochte; noch weniger konnte er ihn in die von ihm geplante Richtung lenken; denn die Leidenschaft des Königs für Anna Bullen war nunmehr unüberwindlich. Da nahm nun der Kardinal seine Zuflucht zu einem falschen Spiel, und das brachte ihn zu Fall.

Sechs Jahre verhandelte man. Der König blieb seiner Geliebten treu. Er schrieb ihr Briefe, die heute noch vorhanden sind und die eine große und ehrliche Liebe verraten. Die Briefe waren meist unterzeichnet »Henry Tudor, Rex, Euer treuer und beharrlicher Diener«, und sie begannen: »Meine Gebieterin und Freundin.« Anna antwortete ablehnend, aber ihre Liebe zu Percy wurde ausgelöscht, indem man ihn mit einer anderen verheiratete.

Nachdem man die Gutachten aller gelehrten Körperschaften gehört und sich mit dem fünften und dritten Buch Mosis herausgerauft hatte,

sandte der Papst einen Nuntius mit dem heimlichen Auftrag, die ganze Sache durch ständige Verzögerungen aus der Welt zu schaffen. Aber Heinrich ließ nicht locker, obwohl er mit seinen Gefühlen für Katharina, die er schätzte, furchtbar zu kämpfen hatte. Im Kapitel saal zu Blackfriars wurde in Gegenwart des Königs und der Königin der Prozeß eröffnet, aber Katharina erhob sich und warf sich dem König zu Füßen und sprach so zu ihm, daß der Tyrann gerührt wurde. Sie lehnte den Gerichtshof wegen Befangenheit ab, appellierte an den Papst und kehrte nach Bridewell zurück. Dort finden wir sie in Shakespeares »Heinrich VIII.«, wie sie sich in ihrer Trauer das herrliche Lied vorsingen läßt:

»Orpheus' Laute hieß die Wipfel,
Wüster Berge kalte Gipfel
Niedersteigen, wenn er sang . . .«

Der Prozeß hatte nun schon mehrere Jahre lang gedauert; die Stimmung für den König und für die Königin hatte wiederholt gewechselt, oft hatte man auch mit beiden Mitleid gehabt. Da entstand plötzlich das Gerücht, die Pest sei ausgebrochen. Es war nicht mehr der schwarze Tod oder die Beulenpest, sondern es war der »Englische Schweiß«. Diese bis dahin unbekannte Krankheit war zum erstenmal zu der Zeit aufgetreten, als der Rosenkrieg bei Bosworth sein Ende fand. Sie blieb ausschließlich auf England beschränkt und griff nicht nach Schottland oder Irland über, sie war auch mit dem englischen Blut so sehr verbunden, daß in Calais nur Engländer von ihr befallen wurden, aber keine Franzosen. Nach dieser Zeit war die Krankheit noch zweimal wiedergekommen und hatte stets nur in England gehaust. Nun brach sie neuerlich in London aus.

Der König, der gesagt hatte, »kein anderer als Gott könne ihn von Anna trennen«, wurde tief erschüttert und wußte nicht, was er denken sollte, ob dies eine Warnung oder eine Prüfung sei.

Die Krankheit äußerte sich in Schweißausbrüchen und in Schlafsucht. Gab man der Schlafsucht nach, so konnte man in drei Stunden tot sein. In London starben die Bürger wie die Fliegen. Thomas Morier verlor eine Tochter. Der Kardinal, der gekommen war, um im Hampton Court den Vorsitz zu führen, ließ wieder anspannen und floh Hals über Kopf aus der Stadt. Schließlich erkrankte eine von Annas Damen. Da verlor der König seine Selbstbeherrschung. Er schickte Anna nach Hause zu ihrem Vater und floh selbst von Ort zu Ort von Waltham nach Hunsdon. Und er versöhnte sich auch mit Katharina, wohnte in einem Turm, ohne jede Bedienung; er ließ sein Testament aufsetzen und war zum Tode bereit.

Da kam die Nachricht, Anna sei von der Krankheit befallen. Der König hatte seine Kammerherren verloren und schrieb nun Brief auf Brief. Dann floh er wieder nach Hatfield und Tittenhanger ...

Aber Anna wurde wieder gesund. Die Pest hörte auf. Und Heinrich begann den Prozeß von neuem.

Der Kardinal und der Nuntius machten allerlei Winkelzüge. Da verlor der König die Geduld. Er hatte jetzt den Mann gefunden, den er brauchte, denn Thomas More weigerte sich, die Ehe mit Katharina für ungültig zu erklären. Der neue Mann war Thomas Cranmer, der den Papst und die Mönche haßte und von einem freien England träumte, frei von Rom.

Der König und sein neuer Freund arbeiteten im geheimen an etwas, von dem der Kardinal nichts wußte. Eines Tages waren die Vorarbeiten geleistet, die Papiere bereit und die Mine sprang auf.

Vom Tower stieß die Galeere des Königs ab. Sie war nicht so prächtig, wie die des Kardinals seinerzeit gewesen war. Cranmer saß neben dem König.

Ich werde nicht mehr im Tower schlafen, sagte der König. Nun ziehe ich um, Thomas, das ist jetzt mein Umzug! – Und ich ziehe nach Whitehall, denn so soll York Palace heißen. Weil ich als ein Lancaster York hasse und auch weil meine weiße Rose bei mir in meinem Schloß wohnen soll. – Nun sollst du im Turm sitzen, du Höllenhund! Zu denken, daß dieser Teufelskardinal mich sechs Jahre lang betrogen hat! Oh, welche Leiden hat sein Falschspiel mir gebracht! – Sechs Jahre! – Ich habe den Mann stets gehaßt, aber ich habe ihn gebraucht, denn er war geschickt.

Der König warf einen Blick auf den Nordstrand der Themse:

Und ich habe in einer Stadt gewohnt, die nicht mir gehörte; ein Drittel besaß Rom. Ich habe wie ein Bettler gehaust, aber jetzt – ist London mein! Temple, Saint James, Whitehall, Westminster, um damit anzufangen, später das andere!

Die Galeere hielt vor York Palace, und der König trat mit seinen Soldaten ein, ohne das Losungswort zu nennen oder die Fragen der Kammerherren zu beantworten. Er ging geradewegs in das Zimmer des Kardinals und legte ihm einige Briefe vor.

Da lies, du Schlange, die falschen Briefe, die du hinter meinem Rücken geschrieben hast!

Das Gesicht des Kardinals wurde um die Hälfte kleiner und glich fast einem Totenschädel. Aber er fiel nicht auf die Knie, sondern erhob das Haupt zum letztenmal.

Ich appelliere an den Papst, sagte er.

Es gibt in England keinen Papst mehr! Der Papst, der bin ich, und deshalb bist du auch kein Kardinal mehr; deshalb habe ich mir selbst Dispens gegeben, und deshalb habe ich mich gestern mit Anna Bulles trauen lassen. In einigen Tagen werde ich sie krönen, und dann werden wir hier wohnen! Hier! Aber du wirst im Tower wohnen! Hin aus!

Damit war England frei. Ein Drittel von London, das den Mördern gehört hatte, fiel an die Krone. Und so geschah es im ganzen Land.

Der König hatte seine geliebte Anna bekommen. Aber nach drei Jahren wurde ihr der Kopf abgeschlagen, denn sie hatte des Königs Ehre verletzt, indem sie junge Männer in ihrem Privatgemach empfing.

Danach verheiratete sich der König noch viermal. Kardinal Wolsey starb, bevor er aufs Schafott kam. Thomas More wurde wirklich enthauptet. Cranmer endete auf dem Scheiterhaufen, und Cromwell, der zuerst Wolsey verteidigte, aber später zum »Hammer der Mörder« wurde, kam schließlich auch aufs Schafott.

All dies scheint sehr verwickelt und betrüblich zu sein, aber dennoch ging aus diesem Wirrsal ein freies, selbständiges und mächtiges England hervor, so daß, als sich die Deutschen im Dreißigjährigen Krieg von Rom befreien wollten, England mit diesem Werke fertig war.

DER WEISSE BERG.

Während in Münster und Osnabrück die Friedensverhandlungen geführt wurden, flammte der Dreißigjährige Krieg noch hier und da auf, mehr vielleicht aus dem Bedürfnis, die Truppen in Bewegung zu halten, als zum Schutze des Glaubens und der Glaubensgenossen, vor allem aber, um der Soldateska den Lebensunterhalt und den Kommandanten Beute zu verschaffen. Alles Gerede über Religion hatte aufgehört, und die Mächte, die sich neu gruppiert hatten, spielten jetzt mit offenen Karten. Das protestantische Sachsen, die erste Stütze des Luthertums, arbeitete mit dem katholischen Österreich zusammen, und das katholische Frankreich mit dem protestantischen Schweden. Man konnte feststellen, daß in der Schlacht bei Wolfenbüttel im Jahre 1641 französische gegen deutsche Katholiken kämpften, und nachher aber der Leiche von Johann Banér ehrenvolles Geleite gab.

Den schwedischen Generalen war nichts am Frieden gelegen, o

aber die Verhandlungen nun schon ins siebente Jahr gingen, hielten sie es für an der Zeit, aufzupassen. »Wer was nimmt, der hat was!« schrieb Wrangel seinem Sohn.

Hans Christoph von Königsmark, der im Geiste von Johann Banér weiter hauste, war soeben bei Susmarshausen mit dabeigewesen und wurde nun ostwärts gegen Böhmen entsandt. Er hatte außer der Reiterei nur 500 Mann Fußvolk bei sich und wußte nicht, was er mit seinen Leuten anfangen sollte. Er streifte aufs Geratewohl umher und suchte Beute. Er fand aber nichts, denn Johann Banér hatte schon vorher die Gegend verheert.

»Darauf zogen sie weiter«, wie Xenophon, und sie fanden die Wälder entlang der Straßen umgehauen; auf den Feldern wuchs Unkraut, und an den Bäumen hingen Leichen. Die Kirchen waren verbrannt, aber die Kirchhöfe wurden bewacht, damit man die Leichen nicht verzehre.

Eines Abends hatte Königsmark einen kleinen Streiftrupp gebildet, der unter seiner eigenen Führung auszog, um etwas Eßbares aufzutreiben. Mitten aus dem Walde sahen sie ein Licht leuchten, auf das sie ihren Weg hinlenkten. Es war nur ein roter Schein, wie von einem Kohlenmeiler oder einer Schmiede. Sie stiegen von den Pferden und schlichen zu Fuß der hellen Stelle entgegen. Als sie sie fast erreicht hatten, hörten sie von Menschenstimmen gesungen ein »Miserere«, und sie sahen Männer, Frauen und Kinder rund um einen Backofen sitzen, den letzten Überrest eines Dorfes.

Königsmark ging allein weiter vor; hinter einer jungen Tanne verborgen konnte er ein Schauspiel beobachten . . . Er hatte schon Ähnliches gesehen, aber nicht unter solchen Umständen.

In dem Backofen wurde auf einer Eisenschaufel ein Wildbret gebraten, das wie ein riesiger Hase aussah, es war aber keiner.

Es hatte schlanke Beine wie ein Hase und auch wenig Fleisch am Rücken und auf der Brust, nur das Hinterteil schien gut entwickelt; der Kopf steckte zwischen den Vorderpfoten . . . Nein, es waren keine Pfoten, denn sie liefen in fünffingerige Hände aus, in Menschenhände, und um den Hals war ein halbverkohlter Strick geknotet. Es war ein Mensch, ein Gehängter, den man abgeschnitten hatte, um ihn zu verzehren.

Der General war von Natur aus nicht sehr weichherzig und hatte schon vieles mitansehen müssen, aber dies ging doch über alle Grenzen. Er wurde zuerst zornig und wollte die Kannibalenmahlzeit unterbrechen. Als er aber die kleinen Kinder sah, die auf den Knien ihrer Mütter saßen, mit Graspfropfen im Munde, wurde er von Mitleid erfaßt. Die Menschenfresser sahen selbst aus wie Leichen oder

Wahnsinnige, und die Augen aller waren auf den Ofen gerichtet aus dem sie die Rettung erwarteten. Zwischendurch sangen sie »Herr erbarme dich unser!« und beteten um Vergebung der schweren Sünden die sie begehen mußten.

Was geht das eigentlich mich an? sagte sich der General. Ich wünschte nur, der Anblick wäre mir erspart geblieben!

Und er kehrte zu seinen Leuten zurück und setzte die Streife fort.

Der Wald lichtete sich. Sie kamen auf einen Platz, auf dem sich eine Art Steinhäufen zu erheben schien, und mitten auf dem Haufen stand eine Säule, eine einzige. In dem Halbdunkel konnten sie nicht genau wahrnehmen, aber oben an der Säule schien sich etwas zu bewegen. Es sah wie ein Mensch aus, hatte aber nur einen Arm.

Das ist kein Mensch, denn dann müßte er zwei Arme haben, mein Herr ein Soldat.

Kann denn, zum Teufel, ein Mensch nicht einen Arm verloren haben?

Ein merkwürdiger Fall! Vielleicht ein Säulenheiliger?

Gebt ihm einen Schuß Pulver! Dann werden wir sehen.

Bei dem Waffengeklirr, das nun entstand, erhob sich ein so graues, haftes, vielstimmiges Geheul, daß niemand glaubte, es käme von einem Säulenheiligen. Gleichzeitig kam der Steinhäufen in Bewegung und wurde zu einer lebendigen Masse.

Das sind Wölfe! Legt an! – Feuer!

Die Salve krachte, und die Wölfe flohen. Königsmark schritt durch den Rauch und sah nun einen einarmigen Kaiserlichen auf dem Schornstein einer verbrannten Hütte stehen.

Komm herunter, laß dich ansehen! sagte er.

Der Verkrüppelte kletterte herab, wobei er, trotz seiner Einarmigkeit, eine ganz unglaubliche Gewandtheit zeigte.

Den sollte man beim Sturm mit dabei haben, wenn es gilt, den Mittelwall zu besteigen!

Dann begann das Verhör:

Bist du allein?

Jetzt schon, dank Eurer Güte, denn die Wölfe haben mir sechs Stunden lang Gesellschaft geleistet.

Wie heißt du? Woher kommst du? Wo willst du hin?

Ich heiße Odowalsky. Ich komme von Wien, und ich gehe zum Teufel, wenn mir nicht geholfen wird.

Willst du bei uns bleiben?

Ja, für mein Leben gern; wer immer Ihr auch seid, wenn ich nicht lebe! Den Arm habe ich verloren. Einen Hof gewann ich; den habe

sie niedergebrannt – und dann warfen sie mich auf die Straße, mit Weib und Kind natürlich.

Hör mal, kennst du den Weg nach Prag?

Ich finde auch den Weg in Prag selbst: zum Hradschin und zur kaiserlichen Schatzkammer, zum Palaste Wallensteins und zum Schloß des Königs, zum spanischen Tanzsaal und zum Loretokloster ... Da gibt es multum plus plurimum.

Welchen Rang hast du in der Armee?

Ich bin Oberstleutnant.

Ach, das ist etwas anderes ... ! Kommt mit mir, Oberstleutnant! Ihr sollt ein Pferd haben; und dann wollen wir sehen, was Ihr uns zeigen könnt!

Odowalsky bekam ein Pferd; der General ließ den Fremden an seiner Seite reiten und besprach sich mit ihm vertraulich die ganze Nacht hindurch, bis sie wieder zum Haupttrupp stießen.

Wenige Tage später stand Königsmark mit seiner kleinen Streitmacht auf dem Weißen Berge, im Westen von Prag, der »Goldenen Stadt«. Es war am 15. Juni, in der Dämmerung, spät am Abend. Er hatte Odowalsky zur Seite, mit dem er gut Freund zu sein schien. Die Soldaten wußten nichts von den Plänen des Generals, und als die Offiziere sahen, daß es auf Prag losging, waren sie sehr erstaunt, denn die Stadt war gut befestigt und wurde von einer stark bewaffneten Bürgerschaft verteidigt.

Man kann sich den Glanz ja einmal ansehen, das kostet ja nichts! erwiderte Königsmark auf alle Einwendungen.

Sie hielten auf dem Weißen Berge, schlugen aber dort kein Lager auf. Sie sahen auch nichts von der strahlenden Stadt, denn es war dunkel; man hörte aber von den Kirchen und Klöstern das Glockengeläute.

Das ist also der Weiße Berg, wo genau vor dreißig Jahren der Krieg ausbrach! sagte Königsmark zu Odowalsky.

Ja, antwortete der Österreicher, hier brach der Aufstand der Böhmen aus, und hier wurde König Friederich V. von der Pfalz geschlagen, daß es nur so eine Freude war.

Wenn Ihr vergeßt, wer Ihr seid, so vergeßt nicht, wer ich bin!

Wir wollen über das nicht streiten, was schon so lange zurückliegt. Aber Tatsache ist, daß der Aufruhr hier erstickt wurde und daß die protestanten abziehen mußten. Was hatten sie nun von ihrem Getue, die armen Böhmen! Hussiten, Taboriten, Utraquisten gaben damals ihr Leben hin, und jetzt ist Böhmen dennoch katholisch! Nur Torheiten!

Seid Ihr, Oberstleutnant, nicht auch Katholik?

Ich gehöre überhaupt zu keiner Kirche, ich gehöre zur Armee. Und nun wollen wir Prag durch einen Handstreich nehmen!

Und so geschah es. Um Mitternacht kletterte das Fußvolk über Mauern, warf den Posten in einen Graben, hieb die Torwächter nieder, und so wurde die Kleinseite eingenommen.

Drei Tage lang wurde der am linken Ufer der Moldau liegende Stadtteil ausgeplündert. Königsmark soll auf eigene Rechnung fünf Wagen mit Gold und Silber durch Deutschland nordwestwärts geschickt haben. Odowalsky erhielt für seine Mühen 6000 Reichstaler und wurde mit dem Prädikat »von Streitberg« in den schwedischen Adelsstand erhoben.

Aber die Stadtteile am rechten Ufer wurden nicht erobert. Sie wurden von zehntausend Bürgern, Studenten, Mönchen und sogar Juden verteidigt. Es gab nämlich hier schon seit alten Zeiten eine große Zahl von Juden, die behaupteten, während des letzten deutschen Kreuzzuges direkt aus Jerusalem nach Prag geflüchtet zu sein. Deshalb trägt auch heute noch eine Moldauinsel den Namen Jerusalem. Die Juden zeichneten sich bei der Verteidigung so aus, daß sie von Kaiser Ferdinand III. als Ehrengabe eine große Fahne erhielten, die in ihrer Synagoge ausgestellt wurde.

Königsmark konnte die Altstadt nicht einnehmen und mußte Wratislaw herbeirufen. Der kam ins Land und plünderte Tabor und Budweis, aber Prag, das schon ausgeplündert war, lockte ihn nicht.

Dann mußte der Pfalzgraf Karl Gustav kommen, der den Osten der Stadt regelrecht belagerte.

Königsmark wohnte in dem Schlosse und konnte dort den alten Landtagssaal sehen, aus dessen Fenster Graf Thun die kaiserlichen Statthalter Martinitz und Slawata herabgeworfen hatte. Die Protestanten erzählen, daß die beiden auf einen Düngerhaufen fielen, aber die Katholiken behaupten, daß es ein Fliederbusch war.

Inzwischen hatte der Pfälzer Karl Gustav, der ein entfernter Verwandter von Friedrich V. von der Pfalz war, vor Prag ebensowenig Glück wie dieser. Er wurde krank und glaubte fest, er sei vergiftet worden. Aber er erholte sich wieder und sollte gerade von Wratislaw Verstärkung erhalten, als die Nachricht einlief, daß der Friede geschlossen war, der Westfälische Friede.

Und damit war der Dreißigjährige Krieg zu Ende. Schweden erhielten zwei Millionen Reichstaler und einige Landgebiete; diese jedoch als deutsches Lehen, wofür ihm drei Stimmen im deutschen Reichstag zugestanden wurden.

Aber Deutschland hatte nur noch ein Viertel seiner Bevölkerung

der einheitliche Staat, den es unter dem Kaiser gebildet hatte, war verschwunden, statt dessen setzte es sich jetzt aus dreihundert Kleinstaaten zusammen.

Doch die 1555 in Augsburg verkündete Glaubensfreiheit war wiedergewonnen und wurde auf die Reformierten ausgedehnt; sie war zwar teuer erkaufte, aber Norddeutschland war von Rom befreit, und das konnte nicht zu teuer bezahlt werden.

Aus dem Chaos geht Schöpfung und Neuschöpfung hervor. Aus Deutschlands Chaos entwuchs Norddeutschland. Dessen Keim war Brandenburg, aus dem dann Preußen und schließlich das Deutsche Reich wurde, das sich die Kaiserkrone in Versailles und nicht aus Rom holte.

DER GROSSE

Am Südstrand des Finnischen Meerbusens lag das kleine Dorf Strelna, in der Mitte zwischen Petersburg und dem noch in Bau befindlichen Peterhof. Am Rande des Dorfes, am Bache Strelka, zwischen Kiefern und Eichen, befand sich ein ganz einfaches Landhaus, rot und grün bemalt. Die Fensterläden waren noch geschlossen, denn es war erst vier Uhr, an einem Sommermorgen.

Die Finnische Bucht erstrahlte hell im Lichte der aufgehenden Sonne, und eine holländische Kogge, die in den Hafen zur Admiralität einfahren wollte, aber nicht weiter gekommen war als bis auf die Höhe von Strelna, zog jetzt die Segel ein und ging vor Anker. Auf dem Großmast trug sie die Flagge; die wehte aber nicht.

Bei dem grünroten Landhaus stand eine uralte Linde, deren Stamm sich oben gabelte. In der Gabelung waren Holzbretter ausgelegt und durch ein Geländer eingefast. Eine Leiter führte zu der so gebildeten Laube.

Da oben im Baume saß zu dieser frühen Stunde ein Mann vor einem rauhen, wackligen Tisch und schrieb Briefe. Der Tisch war mit Papieren überladen. Es war aber doch noch Platz für eine Standuhr ohne Glas, einen Kompaß, ein Zirkelbesteck und eine große Klingel aus Bronze.

Der Mann saß da in Hemdsärmeln, er hatte umgekrempelte, gepöpfte Strümpfe und grobe Schuhe an. Sein Kopf erschien unglaublich groß, war es aber nicht. Er hatte den Nacken eines Stiers und den Körper eines Riesen. Die Hand, die die Feder führte, war grob und

voll Teerflecken. Sie bewegte sich schwerfällig. Die Buchstaben standen auf den Zeilen zwar ein wenig schief, aber rasch. Die Briefe waren kurz; es gab keine Einleitungen und Schlußformeln. Unterzeichnet waren sie nur mit »Pe-ter«. Der Name war in zwei Theilen geschrieben, als sei er unter der schweren Hand entzweigegangen.

Es gab im Russischen Reich wohl eine Million Menschen, die jene Namen führten, aber dieser Peter war der einzige, der galt, und je-
man kannte diesen Namenszug.

In der Linde tönte es von Bienen und Hummeln. Der kleine Strelka-Bach summte wie ein Teekessel. Die Sonne ging in aller Herrlichkeit auf; ihr Glanz brach durch das Laub der Linde und warf helle Flecke auf das ungewöhnliche Antlitz eines der ungewöhnlichsten und undurchdringlichsten Menschen, die je gelebt haben.

Manchmal sah dieser prächtige Kopf mit dem kurzen Hals aus wie der eines wilden Ebers, und wenn der Schreiber wie ein Schuljunge am Gänsekiel sog und Zähne und Zunge zeigte, sah er aus wie ein Löwe auf einem Wappenschild. Manchmal zog sich das Antlitz des Furchtbaren Schmerz zusammen, wie bei einem Gefolterten oder Gekreuzigten. Aber dann nahm er ein neues Papier und begann einen neuen Brief, und dann leuchtete die Stirne, der Mund lächelte sehr, daß die Augen verschwanden, und der Furchtbare sah ganz schelmisch aus.

Neues Papier. Ein kleiner Brief entstand, offenbar an eine Dame gerichtet. Und nun wurde das Gesicht zu dem eines Satyrs, es nahm pompöse Züge an und löste sich schließlich in einem Lachausbruch ab, der ganz einfach zynisch war.

Die Morgenkorrespondenz war beendet. Der Zar hatte fünf Briefe geschrieben. Er ließ sie offen liegen; Katja, seine Frau, sollte sie falten und siegeln.

Jetzt räkelte der Riese sich; erhob sich schwerfällig und warf einen Blick über die Bucht. Mit dem Fernrohr sah er sein Petersburg und seine Flotte, das im Bau begriffene Kronstadt, mit der Festung, und schließlich entdeckte er die Kogge.

Wie ist die hineingekommen, ohne Salut zu schießen? dachte er. Und wie kann sie es wagen, an meinem Ankerplatz anzulegen?

Er läutete die Glocke, und sogleich erschien ein Kammerdiener. Er kam aus einer Gruppe von Zelten hergelaufen, die hinter den Kiefern verborgen waren und in denen die Wachmannschaft und die Diensten wohnten.

Fünf Mann ins Boot, und das Schiff da gekapert! Kannst du sehen, was es für ein Landsmann ist?

Ein Holländer, Majestät.

Ein Holländer! Bring den Kapitän her, tot oder lebendig, sofort! Schnell! – Aber zuerst meinen Tee!

Im Haus schläft alles, gnädigster Herr!

Dann weck sie auf, du Rindvieh! Klopfe an die Läden, schlage an die Türen! Schlafen am helllichten Tag!

Er läutete wieder, und ein zweiter Diener erschien.

Bring den Tee her! Und Branntwein! Viel Branntwein!

Der Diener rannte, im Hause wurde es lebendig, und der Zar vertrieb seinen Unmut, indem er auf Schiefer- und Schreibtafeln allerlei aufzeichnete. Dann wurde er ungeduldig, ging hinab und schlug mit seinem Stock an alle Fensterläden. Von innen ertönte nun eine Stimme:

Warte ein wenig!

Nein, das will ich nicht, dazu bin ich nicht geboren! Beeile dich, sonst stecke ich das Haus in Brand!

Er ging in seinen Garten hinaus und warf einen Blick auf die Heilpflanzen, hier und da riß er etwas Unkraut aus oder begoß ein Beet. Dann ging er in den Stall und musterte seine Merinoschafe, die er selbst eingeführt hatte. Im Stall sah er eine zerbrochene Krippe; er nahm eine Säge und einen Hobel und brachte sie wieder in Ordnung. Seinem Lieblingstraber warf er etwas Hafer zu, denn wenn er nicht zu Fuß ging, so fuhr er. Das Reiten hielt er eines Seemanns nicht würdig; und der Zar sah sich vor allem als Seemann an. Dann ging er in die Werkstatt und trat ein wenig die Drehbank. Beim Fenster stand ein Tisch, auf dem die Werkzeuge eines Kupferstechers lagen; er nahm den Stichel und zog ein paar Linien, die auf einer Karte noch fehlten. Er wollte gerade zur Schmiede gehen, als ihn eine weibliche Stimme von der Linde her rief.

Oben, im Baume, zeigte sich nun seine Frau, die Zarin, im Morgenrock. Sie war ein grobschlächtiges Weib, mit großen Füßen, ihr Gesicht war fett und häßlich, die Augen saßen nicht richtig in den Höhlungen, sondern schienen daraus hervorzququellen.

Wie früh du heute auf bist, Väterchen! begrüßte ihn die Kaiserin.

Ist es so früh? Es ist ja schon sechs!

Es ist erst fünf.

Der Zar sah auf die Uhr:

Fünf? Dann soll es sechs werden!

Zugleich schob er den Zeiger eine Stunde vor. Die Zarin lächelte nur, etwas nachsichtig, aber nicht spöttisch, denn sie wußte, wie gefährlich es war, den Mann zu reizen. Dann goß sie ihm heißen Tee ein.

Da hast du Beschäftigung! sagte Peter und zeigte auf die Briefe.

Das sind aber wirklich viele!

Wenn es dir zuviel ist, so laß dir helfen!

Die Zarin antwortete nicht, sondern begann die Briefe durchzu-
sehen. Der Zar sah das gerne, denn das gab Gelegenheit zu Strei-
ten und er wollte immerzu streiten, um seine Kräfte frisch zu erhalten.

Verzeih, Peter, sagte seine Frau, aber ist das recht, daß du die
wegen der holländischen Schiffe an die schwedische Regierung hältst?

Ja, das ist recht; alles, was ich tue, ist recht!

Das verstehe ich nicht! Unsere Russen schießen aus Versehen auf
friedliche holländische Schiffe, und du forderst Schadenersatz dafür
von den Schweden, weil das Unglück in ihren Gewässern geschah.

Ja, denn nach dem römischen Recht hat für ein Unrecht das Land
aufzukommen, in dem es begangen wurde...

Ja, aber...

Mir ist das alles ganz gleich: Der, der bezahlen kann, hat zu be-
zahlen. Ich kann nicht, und die Holländer wollen nicht, also müsse
es die Schweden. Verstehst du nun?

Nein!

Ja, die Schweden haben doch den Türken auf mich gehetzt, und
deshalb müssen sie bezahlen!

Mag sein! Aber warum schreibst du so unfreundlich an die hollän-
dische Regierung? Du liebst doch die Holländer.

Warum? Weil Holland nach dem Utrechter Frieden im Niedergang
ist. Mit Holland geht es zu Ende; also auf den Misthaufen mit die-
ser Republik! Nun kommt England an die Reihe. Ich halte es mit
England, denn auch Frankreich ist im Niedergang.

Soll man seine alten Freunde verlassen...

Ja, gewiß; wenn sie einem nichts mehr nützen! Im übrigen: keine
Freundschaft in der Politik und in der Liebe! Glaubst du, ich liebe
den Lumpen August von Polen? Nein, das glaubst du nicht. Aber ich
mußte mit ihm marschieren, meines Landes wegen, Rußlands wegen.
Wer nicht seine kleinen Neigungen und Leidenschaften seinem Vater-
lande opfern kann, der wird ein Don Quichotte, wie Karl der
Zwölfte. Dieser Narr hat mit seinem sinnlosen Haß gegen August
und mich an Schwedens Untergang und an Rußlands Aufstieg ge-
arbeitet. Aber daß dieser Christenhund die Türken gegen uns hetzt,
das war ein Verbrechen gegen Europa, denn Europa braucht seine
Rußland gegen Asien. Hat nicht vor zweihundert Jahren der Mongole
hier gesessen und gedroht? Und nachdem unsere Vorväter ihn endli-
ch weggejagt hatten, kommt so ein Ritter daher und lockt den Heiden
von Konstantinopel herbei. Der Mongole stand ja schon einmal
Schlesien und hätte das Abendland verheert, wenn wir Russen

nicht gerettet hätten. Karl der Zwölfte ist jetzt tot, aber ich verfluche sein Andenken und ich verfluche jeden, der mich in meiner löblichen Absicht zu hindern sucht, Rußland, das bisher Westasien war, zu Osteuropa zu machen, und ich werde jeden zerschmettern, wer immer es auch sei, der an mein Werk rührt, und wäre es auch mein eigener Sohn!

Hier wurde es still. Das letzte Wort hatte die peinliche Frage nach Alexej, dem Sohne aus Peters erster Ehe, berührt, der jetzt gefangen in der Peter-Pauls-Festung saß und sein Todesurteil erwartete. Er war überführt, der Arbeit seines Vaters, die der Zivilisierung Rußlands galt, entgegengearbeitet zu haben, und stand im Verdacht der Teilnahme an einem Aufruhrversuch. Seine Mutter Eudoxia, die geschiedene Frau des Zaren, hatte man in das Kloster Suzdal gesperrt.

Katharina liebte Alexej natürlich nicht, denn er stand ihren eigenen Kindern im Wege, und sie wünschte seinen Tod; aber sie wollte nicht schuld daran sein. Auch Peter wollte dies nicht, und deshalb hatte er einen Gerichtshof von 127 Männern eingesetzt, um den Sohn abzuurteilen.

Von der Sache wurde daher nicht gern gesprochen, und mit seiner fabelhaften Fähigkeit, Gedanken und Gefühle zu wechseln, brach Peter das Schweigen mit den banalen Worten:

Wo ist der Branntwein?

So früh kriegst du keinen Branntwein, mein Junge!

Katharina! sagte Peter mit besonderer Betonung, und sein Antlitz verzerrte sich.

Sei ruhig, Löwe! antwortete die Frau und strich über seine schwarze Mähne, die sich gesträubt hatte. Und aus ihrem Korb entnahm sie eine Flasche und ein Glas.

Der Löwe lächelte, sog den starken Trank in sich ein und streichelte den gewaltigen Busen seiner Gattin.

Willst du die Kinder sehen? fragte Katharina, die ihn milder stimmen wollte.

Nein, heute nicht! Sie haben gestern Prügel bekommen, und sie sollen nicht denken, daß ich ihnen nachlaufe. Halte sie von dir weg und unter dir, sonst kommen sie über dich!

Katharina hatte, wie in Gedanken, den letzten Brief genommen und zu lesen begonnen.

Dann errötete sie und riß ihn entzwei:

Du sollst nicht den Schauspielerinnen schreiben; das ist eine zu große Ehre für sie, und uns macht es Schande!

Der Zar lächelte und wurde nicht böse, denn er hatte nicht daran

gedacht, den Brief abzusenden; er hatte ihn nur hingekritzelt, um seine Frau zu necken, vielleicht auch, um zu prahlen.

Jetzt hörte man Schritte im Sand.

Das ist dein Freund, der Schurke!

Still, warnte Katharina, Mentschikoff ist dein Freund!

Ja! Ein feiner Freund! Einmal habe ich ihn wegen Diebstahl und Betrug zum Tode verurteilt, er lebt aber noch immer, dank deiner Freundschaft...

Ssst!

Mentschikoff, großer Soldat, tüchtiger Staatsmann, Günstling, unentbehrlich, steinreich, aus dessen Haus der Zar seine Katharina geholt hatte, kam eilig die Leiter herauf. Er war ein schöner Mann, der wie ein Franzose aussah; er war glänzend gekleidet und hatte ein feines Benehmen.

Er grüßte den Zaren zeremoniös und küßte Katharina die Hand.

Jetzt sind sie wieder da! fing er an.

Die Strelitzen? Habe ich sie nicht von der Erde vertilgt?

Sie wachsen wieder, wie die Drachensaat. Und jetzt wollen sie Alexej befreien.

Weißt du Genaueres?

Sie kommen heute um fünf Uhr zusammen...

Wo?

Strandlinie Numero 14, unter dem Vorwand eines Gastmahls.

Strand... Numero 14... schrieb der Zar auf ein Blättchen. Was noch?

Heute nacht um zwei soll die Stadt angezündet werden...

Um zwei?

Der Zar schüttelte den Kopf; in seinem Gesicht zuckte es. Ich baue auf, und sie reißen ein. Aber jetzt werde ich sie ausreißen, mit den Wurzeln! Was sagen sie denn?

Sie blicken zurück auf das heilige Moskau und meinen, Petersburg sei eine Sünde und eine Übeltat. Die Arbeiter sterben wie Fliegen am Sumpffieber, und daß du, Zar, mitten im Sumpf baust, halten sie für eine Prahlerei à la Louis XIV., der Versailles auf Moorboden anlegte.

Esel! Meine Stadt soll das Schloß für die Flußmündung und der Schlüssel zum Hafen sein, deshalb kann sie nur hier liegen, und aus dem Sumpf sollen Kanäle werden, auf denen Schiffe fahren können wie in Amsterdam. Aber so geht es, wenn Affen urteilen sollen!

Er läutete, und ein Diener erschien.

Spann das Kabriolett an! rief er ihm von oben zu.

Und nun leb wohl, Katharina, ich komme nicht vor morgen heim.

Es wird ein heißer Tag, aber . . . aber, vergiß die Briefe nicht! Alexander wird dir helfen.

Wirst du dich nicht ankleiden, mein Junge? fragte Katharina.

Ankleiden? Ich habe ja meinen Säbel.

Nimm wenigstens den Rock!

Der Zar nahm den Rock, schnallte den Leibriemen, an dem der Säbel hing, um einige Löcher enger, griff zum Stock und sprang mit einem Tigersatze vom Baum herab.

Mag es denn geschehen! flüsterte Mentschikoff Katharina zu.

Du hast doch nicht gelogen, Alexander?

Eine kleine Lüge ziert die Rede. Die Hauptsache ist gewonnen, und morgen, Katharina, wirst du mit deinen Thronfolgern ruhig im Kinderzimmer schlafen können!

Kann es mißlingen?

Nein! Ihm mißlingt niemals etwas!

Der Zar lief zum Meeresstrand hinunter. Er ging nämlich nie, sondern lief immer. »Das Leben geht vorbei«, pflegte er zu sagen, »und wir haben viel zu schaffen.«

Als er die Düne erreichte, stieß er auf ein Boot, das gerade landete. Fünf Mann und der holländische Gefangene waren darin. Der saß ruhig am Steuer und rauchte seine Pfeife. Als er den Zaren erblickte, flüsterte er seine Mütze, dann warf er sie in die Luft und rief hurra.

Zar Peter hielt die Hand vor die Augen, und als er seinen alten Lehrer und Freund Jaen Scheerbork aus Amsterdam wiedererkannt hatte, sprang er ins Boot, ohne Rücksicht auf die Schultern und Knie der Ruderer, stürzte Jaen in die Arme und küßte ihn so stürmisch, daß die Tabakspfeife entzweibrach und Feuer und Rauch Jaens langen grauen Bart umhüllten.

Dann hob er den Alten auf und trug ihn in den Armen wie ein Kind an den Strand.

Endlich, du alter Gauner, habe ich dich hier bei mir! Nun sollst du meine Stadt und meine Flotte sehen, die ich selbst gebaut habe; ja, du hast es mich ja gelehrt! – Her mit dem Kabriolett, Jungen! Eine Dregge aus dem Boot! Wir wollen los und lavieren! Schnell!

Liebes Herz, sagte der Alte und zupfte sich die Tabaksasche aus dem Bart, daß ich den Zimmermann-Zaren zu sehen bekommen sollte, ehe ich sterbe, ich glaube, ich gehe zum . . .

Herauf ins Kabriolett, Alter! Hängt die Dregge hintenüber, Jungen! Wo du sitzen sollst? Auf meinen Knien sollst du sitzen!

Auf dem Kabriolett war nur für einen Menschen Platz. Der Kapiän mußte wirklich auf den Knien sitzen. Drei Pferde waren vorgespannt, ein viertes lief neben dem ersten.

Die Peitsche knallte, und der Zar tat so, als ob er auf See sei.

Guter Wind, was? Zwölf Knoten. Die Schote einholen! So recht!
so recht!

Ein Gatter zeigte sich, und der Schiffer, der des Zaren wilde Manöver kannte, aber auch seine Geschicklichkeit, brüllte:

Gatter voraus, stopp!

Aber der Zar, der bei dem alten Freund von einst seine Jugendwiedergefunden hatte und in unverwüstlicher Knabenhaftig Streiche und Gefahren liebte, peitschte die Pferde, piff und kommandierte:

Volle Fahrt! Dicht bei! Vorwärts! Rechts! Klar zur Aktion! hopp!

Das Gatter wurde genommen. Es krachte auseinander, und Alte auf den Knien des Zaren schüttelte sich vor Lachen.

So ging es weiter, den Strand entlang. Die Wachen am Stadtschulterten und salutierten, auf den Straßen wurde hurra gerufen, als sie bei der Admiralität anlangten, wurden die Rahen der Schiffe bemannt und Kanonenschüsse gelöst. Aber der Zar, der noch immer so tat, als sei er zur See, kommandierte:

Anker nieder!

Dabei warf er die Dregge gegen die Mauer, so daß sie sich an einer Fackelhalter verding, der sich bog, ohne zu brechen. Aber die Pferde, die noch in vollem Lauf waren, wurden zurückgerissen und sanken auf die Knie. Das erste im Gespann erhob sich nicht mehr; es war an den Folgen des Anpralls gestorben.

Drei Stunden später, nachdem sie die Flotte und die Werft beschäftigt hatten, saßen der Zar und Jaen Scheerborck in einer Seemarschkneipe. Das Kabriolett stand vor der Tür und war am Strohhaken verankert.

Branntwein war auf dem Tisch, und die Pfeifen qualmten. Die beiden Freunde hatten über ernste Dinge geredet. Der Zar hatte sechs Besuche gemacht, darunter einen sehr wichtigen in der Generalität, von dem er sehr aufgeregt zu dem wartenden Seemann zurückkam. Aber durch seine unglaubliche Fähigkeit, Unangenehmes abzuschütteln und die Stimmungen zu wechseln, befand er sich nun in strahlender Laune.

Du fragst, woher ich die Einwohner für meine Stadt nehmen werde? zuerst brachte ich 50 000 Arbeiter hierher, das war der Grundstein. Dann befahl ich allen Beamten, Priestern und Großgrundbesitzern, jeder müsse sich hier ein Haus bauen, ob er hier wohnen wolle.

nicht. Und jetzt sind es schon hunderttausend! – Ich weiß, sie schwätzen und sagen, ich baue Städte und wohne selbst nicht darin. Nein, ich baue nicht für mich, sondern für die Russen. Ich hasse Moskau, denn da riecht es nach dem Tatarenkhan. Ich wohne am liebsten auf dem Lande, und das geht keinen etwas an! – Trink jetzt, Alter! Wir haben den ganzen Tag vor uns, bis fünf Uhr, dann muß ich nüchtern sein!

Der Alte trank zögernd und wußte nicht recht, wie er sich in so vornehmer Gesellschaft benehmen sollte, die doch soviel Matrosenhaftes an sich hatte.

Nun erzähl mir die Geschichten, die du so im Volke über uns gehört hast! Du kennst wohl einen Haufen, Jaen, nicht wahr?

Ja, das schon, aber es geht nicht, daß . . .

Na, dann will ich dir ein paar erzählen, sagte Peter. Kennst du die vom Zirkel und dem Käse? – Nicht? Also hör zu: Der Zar ist so kleinlich, daß er immer ein Zirkelbesteck in der Tasche mit sich trägt. Mit dem Zirkel mißt er am Käse nach, ob seit der letzten Mahlzeit etwas gestohlen worden ist. Die ist gut, nicht wahr? – Oder diese da: Der Zar hat einen Saufklub. Einmal sollte ordentlich gefeiert werden, und da wurden die Gäste für drei Tage zum Saufen eingeschlossen. Jeder Gast hatte hinter sich eine Bank, um seinen Rausch darauf ausschlafen zu können, und daneben standen zwei Fässer. Das eine mit Essen für drei Tage, und das andere war leer, es sollte einem geheimen Zweck dienen, du verstehst . . .

Nein, das ist ja ganz furchtbar . . .

Über solche Dinge unterhält man sich in Petersburg . . . Hast du nicht gehört, daß ich auch Zähne ziehe? In meinem Schloß soll ein ganzer Sack mit Zähnen zu finden sein. Und im Spital führe ich auch Operationen aus. Neulich soll ich einer wassersüchtigen Frau so viel abgezapft haben, daß sie daran starb.

Glaubt das Volk denn das?

Ja, zum Teufel, gewiß! Die sind ja so dumm, siehst du; aber ich werde ihnen ihre Eselsohren schon stutzen und ihre Zungen verengen . . .

Seine Augen fingen an zu funkeln, man konnte den Lauf seiner Gedanken verfolgen. Aber so offen er sich auch gab, so schien er doch perrhaken zu haben, und selbst im Rausch plauderte er nur seine kleinen Geheimnisse aus und verschwieg seine großen.

Nun kam ein Adjutant herein und flüsterte dem Zaren etwas zu. Um Punkt fünf! antwortete der Zar mit lauter Stimme. Sechzig Grenadiere mit scharfgeladenen Gewehren und Hirschfängern! Adieu! Ja, Jaen, sagte der Zar nach einem Gedankensprung, ich will dir

deine Webstühle abkaufen; aber ich gebe dir nicht mehr als fünfzig Rubel fürs Stück.

Sechzig, sechzig . . .

Du Teufelsholländer, du Knauser, wenn ich dir fünfzig biete, ist das eine Ehre für dich . . . ja, das ist es!

Zorn stieg in ihm auf, aber der kam verspätet und stand in Zusammenhang mit der Meldung des Adjutanten und nicht mit den Webstühlen. Aber es kochte im Topf, und der Deckel mußte weg.

Ihr elenden Gewürzkrämer, ihr Schinder! Ihr könnt nur die Leuschinden! Aber eure Zeit ist vorbei! Jetzt kommen die Engländer dran! Die sind andere Kerle!

Jaen, der Schiffer, zog ein schiefes Gesicht, und das reizte den Zaren noch mehr. Aber er konnte seinem alten Freunde nicht böse werden, er wollte seine Gesellschaft genießen, und deshalb suchte er anderswo Ablenkung.

Wirt! rief er, Champagner her!

Der Wirt trat ein, fiel auf die Knie und bat um Gnade, weil er das teure Getränk nicht auf Lager habe.

Das überflüssige Wort »Lager« konnte ironisch oder spöttisch gemeint sein, war es aber nicht. Dem Zaren war es willkommen; denn nun konnte der Stock in Funktion treten.

Hast du Lagerräume, du Gauner, willst du mir erzählen, daß ein Matrosenkneipe ein Schnapslager haben muß . . .

Und nun tanzte der Stock. Als der Holländer sich mißbilligend abwandte, brach die Wut des Zaren erst recht los. Es war eine Art Krankheit oder sein Naturell, das sich austoben mußte. Jetzt flog der Säbel aus der Scheide. Mit einem wilden Schlag gingen alle Flaschen auf dem Schenktisch entzwei; dann wurden den Tischen und Stühlen die Beine abgehauen; schließlich machte er aus den Trümmern einen Scheiterhaufen, auf dem er den Wirt lebendig verbrennen wollte.

Da ging eine Türe auf, und eine Frau mit einem kleinen Kind am Arm trat ein. Als das Kind seinen Vater mit vorgestrecktem Hals auf dem Boden liegen sah, fing es an zu weinen. Der Zar hielt ein, wurde ruhig und ging zu der Frau und begrüßte sie.

Seid ruhig, Mütterchen, es geschieht ihm nichts! Wir spielen nur Matrosen!

Und dann wandte er sich an den Wirt:

Schick die Rechnung zum Fürsten Mentschikoff, er wird sie bezahlen! – Aber wehe dir, wenn du mich überhältst . . . ! Für diesmal will ich dir verzeihen . . . Nun gehen wir los, Jaen! Anker hoch und klappe voraus!

Und sie fuhren in der Stadt umher, und der Zar lief hinauf in die Häuser und kam wieder herunter, und so wurde es Mittag.

Sie hielten vor Mentschikoffs Palast.

Ist das Mittagessen fertig? fragte der Zar vom Kabriolett herab.

Das Mittagessen ist fertig, antwortete ein Lakai.

Für zwei servieren! – Ist der Fürst zu Hause?

Der Fürst ist nicht zu Hause.

Das macht nichts! Also für zwei!

So pflegte der Zar öfters mit seinen Gästen einzukehren, ob jemand zu Hause war oder nicht. Man erzählt, daß er einmal zweihundert solcher Gäste gewaltsam zu Tisch mitbrachte.

Nach einem glänzenden Diner ging der Zar in einen Salon und legte sich auf einem Sofa schlafen. Der Seemann war schon am Tische eingeschlafen.

Neben sich legte der Zar seine Uhr; er konnte aufwachen, wann er wollte.

Als Zar Peter erwacht war, ging er in den Speisesaal und fand dort Jaen Scheerbordk am Tische schlafend.

Schafft den da fort! befahl der Zar.

Soll er denn nicht hierbleiben? wagte ein Kammerherr, der bei Peter in Gunst stand, einzuwenden.

Nein, ich habe ihn satt. Man soll einem Menschen nie mehr als einmal im Leben begegnen. Tragt ihn hinaus unter die Pumpe, damit er nüchtern wird, und führt ihn zu seinem Schiff!

Und mit einem verächtlichen Blick rief er ihm zu:

Du alter Tölpel!

Dann fühlte er, ob sein Säbel festsass, und ging fort.

Nach dem Schlaf war Peter wieder der Kaiser geworden: straff, stolz und würdig, und er ging zur Strandlinie, ernst und groß, wie zu einer Feldschlacht.

Als er Numero 14 gefunden hatte, trat er ohne weiteres ein, er war sicher, daß seine sechzig Mann kommen würden. Rechts im Parterre, gegen den Garten, standen alle Fenster offen. Da saßen nun die Verschworenen um einen langen Tisch herum und tranken Wein. Er trat in den Saal. Manche Freunde von ihm saßen dort, und das traf ihn ins Herz.

Guten Tag, Kameraden! grüßte er munter.

Die ganze Gesellschaft erhob sich wie ein Mann. Blicke wurden gewechselt und Gesichter geschnitten.

Bekomme ich kein Glas, Jungen?

Peter warf sich auf einen Stuhl. Er sah nach der Saaluhr; sie zeigte erst auf halb fünf.

Er war um eine halbe Stunde zu früh. Entweder hatte er sich geirrt, oder die Uhr bei Mentschikoff war vorgegangen.

Eine halbe Stunde! dachte er; aber in der nächsten Sekunde hatte er ein hohes Glas geleert und stimmte ein sehr populäres Soldatenlied an, zu dem er die Begleitung mit dem Glas auf den Tisch klopfte.

Das Lied war hinreißend. Sie hatten es nach Poltawa als Siegesgesungen. Nach ihm waren sie marschiert. Es weckte die Erinnerung an bessere, frohere Zeiten. Und alle stimmten ein.

Die starke Persönlichkeit des Zaren, seine, wenn er wollte, gewinnende, lebenswürdige Art bezauberte die ganze Gesellschaft. Und nun löste ein Lied das andere ab. Das befreite von der gefährlichen Beklemmung und war zugleich die einzige Möglichkeit, Gespräche zu vermeiden.

Zwischen den Liedern brachte der Zar gelegentlich ein Hoch aus, trank einem alten Freunde zu und erinnerte an gemeinsame Erlebnisse. Um sich nicht zu verraten, wagte er nicht nach der Uhr zu sehen; die halbe Stunde wurde ihm aber in der Mörderhöhle unendlich lang.

Wenn er sah, daß zwei Blicke wechselten, so warf er ihnen ein Scherzwort hin, und der Faden war zerrissen. Er spielte um sein Leben, und er spielte gut; denn er verwirrte sie durch seine Munterkeit und Naivität. Sie konnten nicht ahnen, ob er etwas wußte, und mit dieser ihrer Ahnungslosigkeit spielte er.

Endlich hörte er draußen im Garten Waffengeklirr. Mit einem Satz war er zum Fenster hinaus.

Massacre! war sein einziges Kommandowort, und daraufhin begann das Blutbad.

Er selbst stand beim Fenster, und wenn jemand heraussprang, schlug ihm der Zar den Kopf ab.

Alles tot! schrie er, als es zu Ende war. Und dann ging er des Wegs nach der Peter-Pauls-Festung.

Er wurde vom Kommandanten empfangen und verlangte, zur Prinzen Alexej geführt zu werden, zu seinem einzigen lebenden Sohn aus erster Ehe, auf den er seine Hoffnung gebaut hatte, und damit auch die Hoffnung auf Rußlands Zukunft.

Mit dem Schlüssel in der Hand stand er vor der Zelle. Er machte ein Kreuzzeichen und betete halblaut:

Ewiger Gott der Heerscharen, Herr Zebaoth, der den Fürsten das Schwert in die Hand gab, zu führen und zu schützen, zu lohnen und zu strafen! Erleuchte den schwachen Verstand Deines Dieners, dam

er nach Deiner Gerechtigkeit handle! – – Du fordertest Abrahams Sohn, und Abraham gehorchte. – Zur Erlösung der Menschen kreuzigtest Du Deinen eigenen einzigen Sohn. Nimm mein Opfer an, Du Furchtbarer, wenn Dich nach ihm verlangt! – Aber nicht mein Wille geschehe, sondern der Deine, und laß diesen Kelch an mir vorbeigehen, wenn Du es so willst! Amen, in Christi Namen, Amen!

Dann trat er in die Zelle und blieb eine Stunde darinnen.

Als er wieder herauskam, sah er verweint aus. Er sprach kein Wort. Er übergab dem Kommandanten den Schlüssel und entfernte sich.

Was an diesem Abend zwischen Vater und Sohn sich abspielte, darüber werden die verschiedenartigsten Angaben gemacht.

Jedenfalls wurde Alexej von den 127 Richtern zum Tode verurteilt. Das Verhandlungsprotokoll erschien im Druck. Zu einer Vollstreckung des Urteils kam es aber nicht; denn der Kronprinz starb vorher.

Am selben Abend, gegen acht Uhr, kam Zar Peter in sein Landhaus und suchte gleich Katharina auf.

Das Alte ist vergangen! sagte er. Nun beginnen wir das Neue, du, ich und die Unsern!

Die Zarin stellte keine Fragen. Sie hatte verstanden. Aber der Zar war so müde und erschöpft, daß sie einen der ihr wohlbekannten Anfälle befürchtete. Es gab nur eine Art, ihn zu beruhigen, die alte, gewöhnliche:

Sie setzte sich in die Ecke des Sofas; er legte sich nieder, den Kopf an ihren mächtigen Busen gelehnt. Sie strich ihm durchs Haar, bis er eingeschlafen war. Drei Stunden mußte sie dann unbeweglich sitzen.

Ein Riesenkind an einem Riesenbusen, so lag der große Streiter des Herrn da. Sein Antlitz wurde ganz klein; die zottige Mähne verdeckte die hohe Stirne. Der Mund stand offen; er schnaufte wie ein kleines Kind, wenn es einschläft.

Als er endlich erwachte, sah er sich um und war zuerst verwundert über die Lage, in der er sich befand. Er bedankte sich aber nicht und war auch nicht zärtlich.

Nun wollen wir essen! war das erste, was er sagte. Dann wollen wir trinken und ein großes Feuerwerk veranstalten! Das will ich selbst unten am Strand anzünden. Aber Jaen Scheerbork soll auch mit dabeisein.

Du hast Jaen ja hinausgeworfen.

Habe ich das? Er war vollgesoffen, der Tropf! Schickt gleich nach ihm!

Du bist wunderbar, Peter, nicht zwei Minuten bist du der gleiche!

Nein, es soll auch nicht immer das gleiche sein; denn das ist ein tönig! Etwas Neues muß es sein! Und ich bin immer neu! Nicht wahr ich langweile dich nicht mit dem ewigen Einerlei?

Es geschah, wie er befohlen hatte: Jaen wurde wieder gebracht, aber gefesselt; denn er war böse auf Peter, wegen der Wasserpumpe und er wollte nicht mitkommen. Aber als er da war, wurde er umarmt und auf den Mund geküßt, und da war er nicht mehr böse.

Man aß und trank, und dann gab es ein Feuerwerk – das war für den Zaren das größte Vergnügen.

So schloß der denkwürdige Tag, der dem Hause Romanoff die Thronfolge sicherte. Und so war der Mann, der sich selbst den Namen gegeben hatte: »Der Große, Alleinherrscher, Kaiser aller Reußen.«

Ein Barbar, der sein Rußland zivilisierte; der Städte baute und selbst nicht in ihnen wohnen wollte; der den Frauen weitgehend Freiheit gab, aber seine eigene Gattin peitschte. – Sein öffentliches Leben war groß, reich und nützlich; sein Privatleben war so, wie es eben sein konnte. Er hatte aber einen schönen Tod: Er starb nämlich an einer Krankheit, die er sich zugezogen hatte, als er bei einem Schiffbruch ein Menschenleben rettete, er, der mit eigener Hand so vielen Menschen das Leben genommen hatte.

DIE SIEBEN GUTEN JAHRE

Monsieur Voltaire, Kammerherr Friedrichs des Großen, Inhaber des sehr geschätzten Ordens »pour le mérite«, Mitglied der Akademie und noch vieles andere, lebte zur Zeit schon das dritte Jahr in Sanssouci bei Potsdam. Gerade in der schönen Abendstunde war er im dem Flügel des Schlosses, in dem er wohnte, mit einem Brief beschäftigt. Die Luft war so ruhig und warm, daß der verzärtelte Franzose, der immer fror, das Fenster offenlassen konnte.

Der halbfertige Brief war an die Marquise, die Freundin des Kardinals Fleury, gerichtet, die durch ihre Auslandskorrespondenz eine Art feineren Spionagedienst leistete.

»...Denn alles ist vergänglich«, schrieb die Feder, »und daß es mir hier nicht passen würde, war klar. Ich soll dasitzen wie ein Lehrer und seine schlechten Verse verbessern, die Verse eines Menschen, der weder Deutsch noch Französisch kann. Boshaft wie ein Affe hat er Satiren auf alle Fürsten Europas zusammengeschmiert, gewiß nicht für den Druck bestimmt, aber sehr gemein und ungerecht... Ich hal

aber, liebe Freundin, in Voraussicht des Kommenden, sein Pamphlet kopieren lassen, und in dem Augenblick, in dem er zuschlägt, schlage ich zurück. Wenn Sie wüßten, was dieses Preußen ist und was es werden kann! In seinem Umriß ein Adler, dessen eine Flügelspitze am Rhein (Jülich-Berg), dessen andere an der russischen Grenze liegt. Da und dort gibt es im Inneren noch Lücken, aber wenn die ausgefüllt sind, dann werden Sie sehen, wie ganz Norddeutschland wie ein Geier über Österreichs zweiköpfigem Kaiseradler liegt. Frankreich sollte seinen Haß gegen Habsburg bemeistern und keine Kompromisse mit Hohenzollern schließen, denn Ihr wißt nicht, was Ihr damit tut! . . . Hier hört man so manches über Pläne, aber ich wage nicht, das alles niederzuschreiben; denn mit *Ihm* ist nicht zu spaßen . . .»

Jetzt hörte man vom Schloß her den durchdringenden Ton einer Terzflöte, Läufe und Triller.

» . . . Und dann diese verdammte Flöte! Gerade jetzt quinkeliert er . . . das soll bedeuten, daß wir alle nach seiner Pfeife tanzen müssen! – Aber ärger als die Flöte sind die Dinge, die man »Fugen« nennt. Ich weiß nicht, ob man das Musik nennen kann. (Aber jetzt bläst er Doppelzunge, das paßt zu ihm wie zu einer Schlange.) – Ja, gestern war Sebastian Bach hier, der Große, zugegeben, und mit ihm war sein Sohn Philipp Emanuel. Die spielten den ganzen Nachmittag sogenannte Fugen, so, daß ich mich ins Bett legen und Arznei nehmen mußte.

Von seinen Plänen will ich nur noch einiges andeuten. Es gibt einen Plan, Österreich zwischen Preußen und Frankreich zu teilen. Aber er ist zu schlau, um da mitzumachen; denn er braucht Österreich noch gegen die Franzosen.

Dann gibt es den anderen Plan, Preußen zwischen Rußland und Österreich zu teilen. Und noch von einem dritten hörte ich munkeln: Polen zwischen Rußland, Preußen und Österreich zu teilen. (Die Flöte ist verstummt, und eine selige Ruhe breitet sich aus über Sanssouci, das ich von nun an Centsoucis schreiben werde; denn hundert kleine Sorgen drohen hier mein Leben zu verkürzen!)

Unsere Tafelrunde, die früher nur aus Talenten bestand, Maupertuis, La Mettrie, Algarotti, D'Argens und ähnliche Geister, ist nun durch Potsdamer Gardisten ergänzt worden und ist im Begriffe, zu einem Tabakskollegium auszuarten. Ziethen und Dessauer finden sich in Schmierstiefeln ein und schwadronieren von »den fünf Siegen«. Vorgestern nahmen sie sich Freiheiten heraus, machten jedes vernünftige Gespräch unmöglich und versuchten schließlich sogar, mit mir ihre Possen zu treiben. Am meisten ärgerte es mich, daß *Er* sein Wohlgefallen daran nicht verbergen konnte . . .

Alles in allem: Das Aufmarschieren der Schmierstiefel bedeutet Krieg . . . natürlich gegen »Die Dame« (das ist Maria Theresia); der anderen Dame, der Kaiserin Elisabeth von Rußland, der gibt er einen ganz häßlichen Namen. Es ist ein Damenwalzer, und er ist ein Weiberheld geworden, der arge Frauenhasser. Seine Gattin Elisabeth Christine bleibt weiter eingesperrt in Schönhausen . . .«

Ein Kopf erschien am Fenster, und der König grüßte:

Guten Abend, Monsieur, so fleißig?

Wie ein Schuljunge, der beim Mogeln überrascht wird, wühlte der Briefschreiber in seinen Schriften und zog einen halben Bogen Holzpapier hervor.

Ja, Sire, ich habe gerade ein Gedicht an den Kaiser Kian-Loun vollendet, als Antwort auf seine »Eloge de Mukden«.

An den Kaiser von China! Sie haben feinere Bekanntschaften als ich!

Sie haben ja mich, Sire!

Er sagte das mit einer überlegenen Selbstverspottung, als ob er sich über seine bekannte Eitelkeit lustig machen wollte.

Der König nahm den Scherz auch so auf.

Ja, Monsieur Voltaire gehört zu meinen ehrenvollsten Bekanntschaften, ob auch zu meinen feinsten, das möchte ich nicht behaupten.

Ist es wegen der Affäre Hirschel?

Ja, die war schmutzig.

Darf ich jetzt mein Gedicht an den Kaiser von China vorlesen? Erlauben Sie es, Sire?

Würde es etwas nützen, wenn ich es nicht erlaubte? Sie vorlaute Mensch!

Also:

Reçois mes compliments, charmant roi de la Chine!

Aber er ist doch Kaiser!

Ja, aber es geschieht aus Artigkeit gegen Sie, Sire, der doch nur König ist.

Nur!

Ich fahre fort:

Ton trône est donc placé sur la double colline!

On sait dans l'Occident, que malgré mes travers

J'ai toujours fort aimé le roi qui font des vers!

Ja, besten Dank!

— O toi que sur le trône un feu céleste enflamme,

Dis-moi si ce grand art dont nous sommes épris,

Est aussi difficile à Pékin qu'à Paris.

Ton peuple est-il soumis à cette loi si dure
 Qui veut qu'avec six pieds d'une égale mesure
 De deux Alexandrins, côte à côte marchants,
 L'un serve pour la rime et l'autre pour le sens?
 Si bien que sans rien perdre, en bravant cet usage,
 On pourrait retrancher la moitié d'un ouvrage.

Bravo! Sehr gut! unterbrach ihn der König, der die Spitze wohl fühlte, sich aber beherrschen konnte. Aber glauben Sie, daß der Kaiser das verstehen wird, in der rechten Art, so, wie es gemeint ist?

Wenn er es nicht versteht, dann ist er ein Dummkopf...

Aber wenn er es versteht, dann wird er Ihnen den Krieg erklären...

China gegen Voltaire?

Was würden Sie da machen?

Ich würde es schlagen, so, wie Sie es zu tun pflegen, mit meinen Truppen natürlich.

Aber wenn der Kaiser mehr Truppen hat als Sie?

Da würde ich natürlich die Flucht ergreifen, wie Sie, Sire... oder ich ließe mich in die Flucht jagen, da wäre meine Kriegerehre gewahrt...

Der König war an Voltaires Frechheiten gewöhnt und verzieh sie einstweilen, er behielt sie aber im Gedächtnis.

Vergraben Sie sich nicht da drinnen, Monsieur, sondern kommen Sie heraus und gehen Sie mit mir spazieren! Wir wollen in der Abendkühle philosophieren. Ich habe sehr viel mit Ihnen zu bereden; denn ich will meine Gedanken für die große Arbeit ordnen...

Sire, ich komme sogleich...

Schön, ich warte!

Monsieur Voltaire war ärgerlich. Er räumte seinen Schreibtisch auf, zog an den Schubladen herum und wurde nie fertig. Aber der König stand wie auf Posten und bewachte ihn mit den Augen.

Endlich mußte das Aufräumen ein Ende haben, und der Alte kam heraus. Er zuckte aber mit den Gliedern und schüttelte sich, als ob er etwas von sich werfen wollte.

Der König führte ihn auf die dritte Terrasse und bog dann nach rechts in den Park ab. Sie kamen dort in die Hauptallee, die in ein kleines Rondell ausmündete, auf dem ein der Freundschaft geweihter Tempel stand.

Es herrschte ein unbehagliches Schweigen. Friedrich, der Selbstbeherrschung gelernt hatte, nahm als erster den Faden wieder auf, den

sie verloren hatten. Er mußte dabei allerdings an die Gegenwart und an die Umgebung anknüpfen.

Welch friedvoller Abend, Monsieur! Friede in der Natur und im Leben der Menschen! Haben Sie überdacht, daß die Welt nun schon sieben Jahre keinen Krieg gehabt hat, seit dem Frieden zu Aachen?

Nein, ich habe nicht daran gedacht. Nun, da können wir bald die sieben mageren Kühen – ich meine Jahren – entgegensehen. Mein Herr, Sie nicht, Sire?

Wer weiß? – Sie sprachen von Kian-Loung. Das ist ein Friede fürst, der philosophiert und auf Teeblüten Verse schreibt, der seine Untertanen dient und sein Volk glücklich macht. Und sein Nachbar Japan genießt schon seit hundert Jahren Frieden. In Indien ringen Franzosen und Engländer um Handelsvorteile. Das ist der große Osten, mit dem wir bald werden rechnen müssen. – Und nun zu unserem Erdteil, zu dem ich auch Ägypten zähle. Das schläft und wird von Paschas und Mamelucken beherrscht. Griechenland, unser Mutterland, ist zur Ruhe gegangen, und das Athen des Perikles ist dem Harem des Sultans hörig und wird von schwarzen Eunuchen regiert. Rom, oder eigentlich Italien, ist in Fideikomnisse zwischen Lothringen, Bourbon und Savoyen aufgeteilt, aber in Rom sitzt mein Freund Benedikt XIV. Auch ein Mann des Friedens (übrigens der erste Papst, der den preußischen König anerkannt hat); er duldet die Protestanten, fördert die Wissenschaft; er hat einen Meridiangrad ausmessen lassen . . .

Und die Jesuiten verjagt, die Sie, Sire, aufgenommen haben. Das hätten Sie nicht tun sollen!

Was wissen Sie von den Jesuiten? – In Spanien haben wir Ferdinand VI., ein guter Regent; er hebt die Bodenschätze, bekämpft die Inquisition, pflegt die Wissenschaften . . .

Die Schreibelust scheint wie eine schwarze Pest um die Welt zu ziehen.

In England arbeitet mein Oheim Georg, Schüler von Adam Smith, einzig für den Wohlstand des Landes. Die übrigen kennen wir. Aber wir wollen uns an die großen Erfindungen erinnern, die in unsere Jahrhundert gemacht worden sind: an die Feuermaschine, das Thermometer, den Blitzableiter, die Ankeruhr . . .

Das ist wohl das Goldene Zeitalter, das wir auf unsere alten Tage wieder zu erwarten haben.

Denken Sie nur an die Feuermaschine, die man jetzt »Dampfmaschine« nennt! Und an den Telegraphen . . .

Was können wir nun noch alles erwarten! Den Krieg, natürlich!

Ich habe den Krieg niemals geliebt, das wissen Sie; aber ich bin dazu getrieben worden . . .

Mit dem Stock . . .

Der König wurde nicht böse; er war aber betrübt darüber, daß ein bedeutender Mann, der sein Lehrer und Freund gewesen war, sich einer solchen Roheit schuldig machte.

Sie haben recht, es war der Stock meines Vaters, und ich segne ihn! Aber wenn ich auch nicht glaube, daß das Saturnische Zeitalter vor der Tür steht, so sehe ich doch in der Ferne eine lichtere Zukunft nahen.

Ich sehe nur Wolken, Wolken, die ein Erdbeben anzeigen . . . Frankreich ist unterwühlt, Amerika besinnt sich auf sich selbst; ganz Europa ist im Begriffe, sein Christentum abzuwerfen, wie der Krebs seine Schale; die Ökonomie wird zur Wissenschaft; die Natur wird durchforscht; wir stehen vor etwas Neuem, Gewaltsamem; ich spüre es schon in den Hühneraugen . . .

Ich auch! Mein Otium nähert sich seinem Ende, mein Tuskulum wird geschlossen werden, und alle Greuel stehen uns bevor!

Des Königs Antlitz zeigte in diesem Augenblick einen Ausdruck unendlichen Schmerzes, als sähe er den Siebenjährigen Krieg voraus, der ja unmittelbar auf die sieben guten Jahre folgte. Er stand zur Erde gebeugt, als trüge er auf seinen Schultern das Schicksal und die Zukunft seines Landes.

Sire, Sie hätten in solchen Stunden ein wenig Religion nötig.

Meine Religion ist meine Pflicht! Mein Gott ist die Vorsehung, die die Schicksale der Völker lenkt, aber die einzelnen sich selber überläßt! Was sind denn schon die Menschenkinder, daß man sich um die Ameisen kümmern sollte?

Das Gespräch wurde unterbrochen; denn am Ende der Allee tauchte ein Mensch auf, der wie ein Gerichtsdiener aussah. Voltaire sah, wer es war, und wurde vor Wut rasend.

Majestät, wie können Sie erlauben, daß Krethi und Plethi da hier im Schloßpark umherspazieren? Warum verschließen Sie ihn nicht mit eisernen Gittern und Toren?

Nein, antwortete der König. Meine Person gehört nicht mir, und noch weniger dieses Schloß. Aber alle haben ein Recht auf mich.

Das ist doch unerhört. Darf ich den da fortjagen?

Nein, das dürfen Sie nicht!

Der König winkte, und der Fremde trat näher, den Hut in der Hand.

Was willst du, mein Freund? fragte der König.

Nur Herrn Voltaire ein Aktenstück übergeben.

Tue deine Pflicht!

Der Mann übergab Voltaire ein Konvolut und ging wieder.

Als der Alte es geöffnet und gelesen hatte, fiel er vor dem König auf die Knie und rief aus:

Retten Sie mich, Sire!

Es handelt sich um Ihren Prozeß mit Hirschel wegen der sächsischen Staatspapiere. Ihr wolltet euch gegenseitig und die Allgemeinheit betrügen; aber der Jude ließ sich von Ihnen nicht beschwindeln und nun stehen Sie als Fälscher da, Monsieur Voltaire.

Retten Sie mich, Majestät!

Wie kann ich das?

Mit einem Wort, mit einem guten Wort vor Gericht . . .

Schämen Sie sich, alter Mann! Glauben Sie, ich könnte das Recht verletzen; wollen Sie, ich sollte die Richter bestechen? Nein, Monsieur, es gibt Richter in Berlin, und zwar unbestechliche! Mein Wort bedeutet für sie das gleiche wie das Wort des Geringsten. Erheben Sie sich, gehen Sie auf Ihr Zimmer! Wir sehen uns beim Souper!

Sire! Ich bitte Sie, mir heute abend das Souper zu ersparen!

Gut, dann sehen wir uns morgen!

Als Voltaire in sein Zimmer kam, suchte er sogleich in seinen Papieren, die er in Unordnung zurückgelassen hatte. Eine ganze Stunde lang suchte er den unvollendeten Brief an die Marquise und konnte ihn nicht finden.

Da wurde ihm klar, daß man den Brief entwendet hatte; sein Verdacht fiel auf den König. Er sank in sich zusammen, dann rasch er im Zimmer umher, bis es draußen dunkel wurde. Er wußte, nun war es zu Ende mit der Freundschaft und Gastfreiheit, mit dem Glanz und der Ehrenstellung; nun mußte er abreisen, vielleicht sogar fliehen. Deshalb schloß er die Fensterläden und zündete im Kamin ein Feuer an, um gefährliche Papiere zu verbrennen. Und als er damit fertig war, legte er sich ins Bett und läutete eine Bedienten.

Bitte Herrn La Mettrie herzukommen, ich bin krank, befahl er.

La Mettrie, der Verfasser von »L'Homme Machine«, war der konsequenteste Materialist und Atheist. Seiner Schriften wegen genoß er Friedrichs besondere Gunst, nach seinem Tode hielt ihm der König selbst in der Akademie die Leichenrede. Voltaire war auf ihn eifersüchtig, wie auf alle, die ihm in den Weg traten, aber La Mettrie war Arzt; und wenn Voltaire einen Menschen nötig hatte, nahm er mit jedem vorlieb.

Der Doktor kam, nicht etwa aus Menschenfreundlichkeit, sonde

aus Neugier, und auch aus Schadenfreude, um den Günstling in seinem Niedergang zu beobachten.

Mein lieber Freund, sagte der Alte, ich bin so krank an Leib und Seele.

Ihr habt ja keine Seele.

Dann ist es eben das Herz!

Cor, cordis, Herz; Ihr werdet zuviel gegessen haben. Purgiert Euch, Monsieur, dann wird der Sinn leichter als sogar der Leichtsinn. Verordnet etwas Ordentliches, Mensch! Ich bin am Sterben.

Dann geht doch in ein Bad!

Wie ein Minister, der in Ungnade gefallen ist. Nein, dafür bedanke ich mich.

Fahrt heim, nach Frankreich! Ihr leidet an Heimweh.

Ja, da habt Ihr recht! Hier ist keine gute Luft.

Sie fängt an, etwas dick zu werden.

Wie, meinen Sie?

Und die Marquise sehnt sich nach Euch . . .

Tut sie das? Was Ihr nicht sagt! Aber ich muß in ein Bad.

Dann geht nach Plombières. Dort trifft Ihr den Hof.

Das ist eine ausgezeichnete Idee! Plombières! Aber ich komme natürlich zurück.

Natürlich!

In drei Wochen werde ich zurück sein, oder sagen wir, in einem Monat. Wenn es der König nur nicht übelnimmt . . .

Ich versichere Euch, der König wird sich trösten . . .

Ja, ja! Ich will mir die Sache überlegen. – Hört, er ist doch nicht böse auf mich?

Wer?

Der König.

Er wird Euch nicht böse werden, denn sonst wäre er es schon längst. Nein, daran denkt Ihr zu spät.

Gebt mir ein Schlafpulver, und dann könnt Ihr gehen!

Der Doktor zog ein Pulver hervor und schüttete es in ein Glas mit Wasser.

Der Alte trank es zwar aus, aber mit großen Augen verfolgte er das Mienenspiel des Doktors, das sehr heiter schien. Er traute ihm nicht über den Weg.

Herr Voltaire, sagte der Doktor, wenn Ihr den Kamin anzündet, so zieht die kleinen Klappen auf, sonst entsteht zuviel Rauch. Beinahe hätte man die Feuerwehr in Potsdam alarmieren müssen . . .

Ach so! Auch das noch! Nun: La commedia è finita! Gute Nacht!

Sic transit gloria mundi! Schlaft wohl!

Voltaire schlief in der Nacht, aber nicht gut. Am nächsten Morgen weckten ihn Gewehrsalven aus der Gegend von Potsdam. Er schlief daraus, daß der König Manöver abhielt. Von dem Monarchen sah er keine Spur; aber gegen Mittag erhielt er einen Brief, der das königliche Siegel trug und in dem zu lesen war:

»Monsieur!

Doktor La Mettrie hat mir erzählt, daß Sie entschlossen sind, ein Bad zu reisen. Obwohl mir Ihre angenehme und lehrreiche Konversation fehlen wird, will ich mich Ihrem Wunsche nicht widersetzen, denn ich bin überzeugt, daß eine gründliche Kur Ihren Nerven und Ihrem schlechten Herzen guttun würde.

Ihnen gute Besserung wünschend, oder hoffend, daß es nicht schlimmer werde, als es ist,

F. R.«

Das war der Reisepaß! Und Voltaire reiste noch am gleichen Abend nach Leipzig. Dort las er aus Friedrichs Satirensammlung vor, die er drucken lassen wollte. Aber in Frankfurt wurde er verhaftet und des kostbaren Manuskripts beraubt, das Friedrich mehr Feinde zuziehen konnte, als er später bekam.

Nachdem er eingesperrt und wieder freigelassen worden war, floh er nach Frankreich. Dort veröffentlichte er im »Dictionnaire Historique« die abscheulichsten Angaben über das Privatleben Friedrichs des Großen.

Ein paar Jahre nachher saß er in Ferney am Genfer See, als mehrfacher Millionär, Patriarch und König.

Viele Jahre später saß der uralte Voltaire noch immer in seinem Sanssouci, genannt Ferney, und war König. Ebenso tätig wie früher, ebenso unruhig und eitel.

Sein kleines Château war ein bescheidener zweistöckiger Bau; hatte einen mit Bäumen bepflanzten Garten, in dem sich ein Rondell befand. Links beim Eingang stand eine steinerne Kapelle. Über deren Türe war eine Tafel angebracht, mit der berühmten Inschrift: »Dixit Voltaire«, die ihm den Haß der Kirche und das Lächeln seiner literarischen Freunde eintrug.

Unten im Garten war ein Laubengang aus lebenden Weißbuche. Mit seiner Decke sah er wie ein langer Saal aus, dessen aus den weißen Laubwerk freien Stellen gebildete Fenster nach dem See zu sich öffneten. Von ihnen aus konnte er den Montblanc sehen, der sich, besonders bei Sonnenuntergang, in seiner ganzen Pracht zeigte, und die blaue Fläche des Genfer Sees, bis Clarens und zum Rhone-Tal hin, wo der unglückliche Rousseau geirrt, geliebt und gelitten hatte.

Jetzt am Abend saß der Alte in seinem Laubensaal und spielte mit dem Pfarrherrn des Ortes Bezigue. Da brachte man die Post; es waren viele Briefe, mit leuchtenden Siegeln.

Verzeiht, Abbé, aber ich muß meine Briefe lesen.

Bitte sehr! antwortete der Priester und ging hinaus und wanderte im Garten auf und ab.

Nach einer Stunde hörte man den Alten nach seinem Freunde rufen:

Kommt, Abbé, kommt, Ihr sollt etwas zu hören bekommen! Oh!

Der Abbé, der seiner Gemeinde wegen sich mit Voltaire verhielt und sich nach dessen Launen richtete, ohne sich mit ihm in Streitgespräche über den Glauben einzulassen, folgte gleich dem Rufe.

Ihr sollt einen Brief zu hören bekommen von Friedrich dem Großen, dem Einzigen, dem Unvergleichlichen. Er hat mir verziehen, und ich schäme mich! – Am letzten Abend in Sanssouci war ich gereizt und in meiner Wut war ich so gemein, ihn an den Stock seines Vaters zu erinnern. Aber kaum hatte ich das Wort ausgesprochen, so fühlte ich schon in der Luft seine Entgegnung, er behielt sie aber für sich. Er hätte ja nur mit dem Stock zu parieren brauchen, der in meiner Jugend eine gewisse Rolle spielte; er schwieg aber, entweder aus Respekt vor meinem Alter oder aus einem anderen Grunde. (Es ist doch verdammt eigentümlich, daß der Stock auch die Entwicklung des großen William Shakespeare beeinflusste, und auch die vieler Unbekannter!) Indessen – verzeiht, Abbé, garrulitas senilis – er hat mir verziehen und schreibt mir folgendermaßen:

»Mein alter Freund!

Die Jahre sind dahingegangen: die sieben guten, die Sie mit mir teilten, und dann die sieben mageren, mit dem Siebenjährigen Krieg und seinem Zubehör. Die Freunde mußten von hinnen scheiden, und nun fängt der Greis an, weitsichtig zu werden, nachdem er bis jetzt kurzsichtig gewesen ist. Nun sieht er das Leben in einer Perspektive, in der aber die scheinbar kürzeren Linien die längsten sind. Das weiß er aus Erfahrung, und deshalb läßt er sich nicht länger narren. Auf der erreichten Höhe stehend, sieht er gerne zurück; aber jetzt kann er auch vorwärts sehen.

Was steht nun bevor? Wer kann es sagen? Dieses Jahrhundert, das alle Monarchen Europas in revolutionären Bewegungen führend sah, ist das merkwürdigste von allen. Wir Despoten, die den Völkern Freiheit und Aufklärung aufzwingen, wir waren Demagogen, und die Völker lohnten uns mit Undank. Es war die verkehrte Welt! Ich habe meiner Lehren und Praktiken wegen leiden müssen, aber das Schicksal Josephs II. ist tragisch. Ihn morden sie langsam, aber sicher.

Sie haben den Krieg nicht geliebt, ich auch nicht, aber die Verurteilung und die Sorge um mein Land zwang mich zu ihm. Was habe ich damit ausgerichtet? fragen Sie. Nun, ich habe eine Flurbereinigung vorgenommen, wie die Feldmesser es nennen, und aus allen verstreuten liegenden Äckern und Landfetzen habe ich ein Preußen zusammengelegt, und man kann innerhalb des eigenen Grund und Bodens gehen oder fahren, ohne das Gebiet des Nachbarn betreten zu müssen. Fürchtet Preußen nicht! Ihr braucht es gegen Rußland, das nun nach Zar Peter, Sitz und Stimme im europäischen Räte hat. Sie mißbilligen meine Teilnahme an der Zerstückelung Polens. Ich wurde aber dazu gezwungen, denn sonst hätte Rußland sich das Ganze genommen, ich wurde dazu gezwungen. Polen hatte seine Aufgabe in der europäischen Wirtschaftspolitik verloren, es wurde russifiziert und seine Rolle haben die Sarmaten übernommen . . . Schlesien war unser, und Ihr könnt Gott danken, daß die Schweden es nicht im Westfälischen Frieden bekamen, wie sie zuerst begehrten. Im übrigen haben wir die Goten in ihr Land heimgeschickt, wir besorgen unsere Geschäfte selbst . . .«

Und so weiter! Da sagt er noch etwas über Rousseau . . .

»Sie nennen Rousseau einen Gauner –. Das ist wohl etwas hart. Und wenn er wirklich ein Stück Band oder einen silbernen Löffel gestohlen hätte, so ist das nicht der Rede wert. . . Ich teile seine Liebe zur Natur und seinen Haß gegen die Menschen. Kürzlich, ein Abends, als die Sonne unterging, dachte ich: »Gott! Wie schön ist Deine Natur, und wie scheußlich sind Deine Menschen!« Wir Menschen, meine ich, denn ich nehme mich nicht aus, Monsieur, und Sie auch nicht – cette race maudite, wir sind ja das Geschlecht des eisernen Zeitalters, das Hesiod schilderte, und da behauptet man, es sei nach Gottes Ebenbild geschaffen! . . . Rousseau hat recht, wenn er ein Saturnisches Zeitalter glaubt, das gewesen ist . . .«

Was sagt Ihr dazu, Herr Abbé?

Das ist ja die Lehre der Kirche vom Sündenfall und vom verlorenen Paradies, die übrigens auch übereinstimmt mit der griechischen Sage von Prometheus, der vom Baume der Erkenntnis aß und so das Unglück über die Menschen brachte.

Ei der Tausend, ist Er auch Freidenker geworden! Schuster, bleib bei deinen Leisten! Seid Ihr Priester, so bleibt Priester und pfuscht mir nicht ins Handwerk! Und glaubt nicht, Ihr müßt mir nach dem Munde reden, der Pfründe wegen. Aber kehren wir nun wieder zu Friedrich zurück!

»Die Geschichte rollt ab wie eine Lawine. Die Rasse wird besser, die Lebensbedingungen werden leichter, aber die Menschen bleiben

sich gleich. Ebenso treulos, undankbar, lasterhaft, und alles geht zur Hölle, die Gerechten und die Ungerechten. Aus diesen Erfahrungen die Konsequenzen zu ziehen, das wage ich nicht auf dem Papier, denn das hieße Barrabas freilassen und Christus kreuzigen . . . Große Männer, kleine Schwachheiten; oder richtiger: große Schwachheiten. Wir, Monsieur, sind keine Engel gewesen, aber die Vorsehung hat uns zu großen Dingen benützt. Wenn es ihr gleichgültig ist, wen sie in die Hand nimmt, ist es ihr nicht auch gleichgültig, wie wir im Fleische leben, wenn wir nur den Geist hochhalten? Sursum corda!«

Was sagt Ihr dazu, Abbé?

Das Gesetz kann nicht erfüllt werden, sagt Paulus, aber durch das Gesetz wird das Schuldgefühl erweckt, und deshalb ist das Gesetz nur dazu da, uns zur Gnade hinzutreiben.

Das hat Paulus gar nicht so dumm gesagt. Aber ich möchte hinzufügen: Im Gefängnis des Fleisches wächst die Sehnsucht nach der Freiheit. Wer soll mich armen Menschen von diesem sündigen Leib erlösen? – Ja, Abbé: Vanitas, vanitatum vanitas! Ihr seid jung, aber Ihr dürft des Alten nicht spotten, wenn er sich umwendet und hinter sich speit, auf all das Elend, durch das er hindurch mußte. Möge einmal ein Geschlecht geboren werden, das sogleich weiß, was das Leben wert ist, soweit es nicht zu der »Kur« gehört, sich mit Schlamm zu beschmieren!

Jetzt tauchte ein hagerer, schwarz gekleideter Mann auf, der sich den Gartenweg entlangschlängelte.

Sieh da, mein Jesuit! sagte Voltaire.

Der Alte »hielt« sich nämlich einen Jesuiten, teils, weil der Papst den Orden ausgetrieben, teils, weil Friedrich ihn aufgenommen hatte, aber hauptsächlich, um jemanden zu haben, mit dem er disputieren konnte. Vielleicht wollte er auch damit seine Vorurteilslosigkeit zur Schau stellen, denn er liebte den unsympathischen Mann nicht.

Nun, du Sohn des Teufels, begrüßte ihn der Alte, was hast du jetzt Böses im Sinn, du siehst so schadenfroh aus?

Ich komme aus Genf, antwortete der Jesuit mit einem boshaften Lächeln.

Was machen sie denn dort?

Ich sah, wie der Henker Rousseaus »Emile« verbrannte.

Das sollen sie nur tun, und sie hätten auch den Narren dazu ins Feuer werfen können.

Monsieur Voltaire!

Ja, man darf die Narren nicht schonen; es muß Grenzen geben. Wo?

Das sagt der gesunde Verstand.

Ja, dann sah ich auch, wie man die neue Auflage des »Candid des Herrn Voltaire verbrannte.

Eine Schande! Aber das ist jetzt ein Pack in Genf!

Ein Protestantenpack, mit Verlaub.

Geniert Euch nicht: Ich hasse die Protestanten ebensosehr wie die Katholiken! Der scheußliche Calvin saß ja da in Genf und ließ seinen Freund Servet verbrennen, weil er nicht an die Dreieinigkeit glaubte . . . Geniert Euch nicht! Und wäre Jean Calas in Toulon Katholik und sein Sohn Protestant gewesen, so hätte ich seinen Richter ebensosehr zugesetzt, obgleich ich . . . nichts bin. Ich bin nicht nur was ich schreibe, das ist!

Dann wollen wir einmal den Schriften des Herrn Voltaire ein Denkmal errichten, und nicht Herrn Voltaire.

Das braucht Ihr nicht! Ich habe mir selbst mein Denkmal errichtet in den hundert Bänden meiner Gesammelten Schriften. Und wie der alte Kerl aussah, das geht die Welt nichts an! Daran ist nichts zu sehen! – Meine Schwächen kennen wir: Ich habe gelogen, ich habe gestohlen, ich bin undankbar gewesen; ein Lümmel war ich und ein Schweinehund! Da habt ihr meinen ganzen Dreck! Den will ich den Jesuiten, den Spießbürgern, den Wortklaubern und den Anekdotensammlern vermachen. Aber den Geist: Gott, der ihn gegeben hat, und den Menschen einen guten Willen, ihren Monsieur Voltaire verstehen.

Er erhob sich, denn die Sonne war untergegangen.

Gute Nacht, Montblanc! Du hast ein weißes Haupt, wie ich, und stehst mit den Füßen in kaltem Wasser, wie ich. – Jetzt gehe ich und lege mich nieder. Morgen reise ich nach Paris, dort will ich sterben.

GERICHTSTAGE

Im Nordturm der Notre-Dame-Kirche zu Paris hatte der Turmwächter sein Zimmer. Es war als Buchbinderwerkstatt eingerichtet, denn das Amt war am Tage nicht sehr beschwerlich, und nachts gegen die Stunden mit oder ohne Schlaf dahin, da niemand sich daran abgab, den jetzt überflüssigen Kirchendiener zu kontrollieren.

Niemand ging in die Kirche, die erheblich beschädigt war, und niemand stieg den Nordturm herauf, denn die Glocken hingen im Südturm. Dort war der Dienst etwas strenger, denn bei allen außerordentlichen Anlässen mußte die Sturmglocke geläutet werden.

Mit dem Glöckner im Südturm unterhielt der Wächter eine

telegraphischer Verbindung; bei ruhigem Wetter konnten sie sogar miteinander sprechen; wenn es aber windig war, dann mußten sie Sprachrohre benützen.

Die Werkstatt war im Laufe der Jahre zu einem sehr gemütlichen Raum ausgestaltet worden, dessen Südwand ein großes Büchergestell einnahm. Darin leuchteten in rotem Maroquinleder, mit Goldschnitt, die 35 Bände der »Encyclopédie«, der ersten Auflage aus den Jahren 1751–1780. Alles, was dasein sollte, war da: Voltaire, Rousseau, Montesquieu, Locke, Hume; sogar Zeitungen: der »Moniteur«, der »Père Duchesne« und Marats »L'ami du Peuple«. Der letztere war in etwas fettiges Leder gebunden, das wie eine Schweineschwarte aussah und sich geworfen hatte.

Eine andere Wand war mit Kupferstichen bedeckt, die zum Teil koloriert, zum Teil unkoloriert waren. Sie hingen in chronologischer Ordnung von links nach rechts, von oben nach unten, so daß sie in einer Bilderschrift die ganze Revolutionszeit darstellten. Die Schwurszene im Ballhaus am 20. Juni 1789 mit dem Bildnis Mirabeaus; den Brand der Bastille und den Kopf des Kommandanten; den Jakobinerklub mit Marat, Saint Just, Couthon, Robespierre; das Verbrüderungsfest auf dem Marsfelde; die Flucht des Königs nach Varennes; Lafayette; die Girondisten; die Hinrichtung des Königs und der Königin; den Wohlfahrtsausschuß mit Danton und dem schurkigen Robespierre; den Terror; Marat in der Badewanne und Charlotte Corday und wieder Robespierre; das Fest des höchsten Wesens, Voltaires Begräbnis; und noch einmal Robespierre, aber jetzt am 9. Thermidor. Dann fing das Direktorium an, und Bonaparte, dazwischen Pyramiden und Alpen.

Mitten im Zimmer stand ein sehr großer Tisch, mit Buchbinderwerkzeug auf der einen und Schreibgeräten auf der anderen Seite. Das Tintenfaß stand in einer Schädelhöhle, als Lineal diente ein Unterarmknochen, der Federhalter war eine geradegebogene Rippe und die Briefpresse eine Guillotine.

Der Buchbinder selbst, ein Hundertjähriger mit einem Apostelbart, saß und schrieb unter einer großen Lampe, die von der Decke herabhängte. Außer ihm war niemand im Zimmer zu sehen.

Es blies draußen, daß die Dachplatten erzitterten. Es war kühl im Zimmer, aber nicht kalt, denn in einer Ecke brannte ein eiserner Ofen. Dort lag auch das Rüstzeug des Turmwächters: ein großer Wolfspelz, ein Sprachrohr, einige Flaggen und eine Laterne mit verschieden gefärbten Gläsern.

Der Alte schob jetzt die Brille auf die Stirne, blickte auf und sagte zu jemandem, den man nicht sehen konnte:

Bist du hungrig?

Eine Stimme hinter dem Büchergestell antwortete:

Ziemlich.

Frierst du?

Nein, noch nicht.

Warte noch ein Weilchen, ich werde gleich gehen und Ums halten.

Was schreibst du da?

Meine Memoiren.

Ist es ruhig in der Stadt?

Ja, sehr. Aber sie sind nach St. Cloud hinausgezogen.

Dann geht es bald los.

Es wird nicht losgehen, aber wir können eine Proklamation erwer ten. Schweig jetzt! Ich muß hinausgehen und telegraphieren. Du sollst du zu essen und zu trinken bekommen, vielleicht auch eine Pfeife Tabak.

Es wurde still hinter dem Büchergestell. Der Alte zog seinen Pulver an, zündete die bunte Laterne an, nahm das Sprachrohr und ging hinaus auf den Altan.

Dort herrschte tiefe Finsternis, aber der Alte kannte seine Umgebung da unten auf der Balustrade. Er liebte seine steinernen Figuren, die Eule, den Greifen, das Gorgonenhaupt; er mußte sie jedesmal streicheln, wenn er an ihnen vorüberging. Aber vor dem Untier mit dem Menschenleib, den Bocksfüßen und den Hörnern am Kopf hatte er einigen Respekt. Er stand da, auf die Fäuste gestützt wie ein Priester, und schien, vornüber geneigt, der gottlosen Stadt zu predigen oder das Strafgericht auf sie herabzuschleudern. Denn er wählte er den Platz neben dem Untier, als er mit seiner Laterne zu signalisieren anfang. Aber der Wind war so heftig, daß der Alte nicht da« um den Leib fassen mußte, um sich festzuhalten.

Als er eine Weile dagestanden, mit seiner Laterne manövriert und in den Raum hinausgespäht hatte, richtete er sich plötzlich auf, steckte die Laterne hin und setzte das Sprachrohr an den Mund. Er hielt sich an der Steinbrüstung an, wandte sich dem Südturm zu und schrie:

Hallo, François, hallo!

Nach einer Weile antwortete eine Stimme aus dem Dunkel:

Qui vive?

Mont-joie-Saint-Denis.

Sacre! tönte es zurück.

Läute die große Glocke! Läute, zum Teufel!

Der Wächter blieb noch eine Weile stehen und beobachtete die

bigen Lichtern am Kirchturm von St. Cloud. Um ganz sicherzugehen, wiederholte er die Signale. Dann bekam er zur Antwort:

Richtig verstanden!

Der Alte seufzte: Dein Wille geschehe, Herr des Himmels! – Dann ging er dem Turmzimmer zu. Aber da faßte der Wind seine Kleider, so daß er den gehörnten steinernen Prediger am Arm fassen mußte, um sich festzuhalten. – Aber die Figur war morsch geworden; sie gab nach und wackelte ein wenig.

Auch der! brummte der Alte in seinen Bart. Nichts steht fest, alles gleitet fort, an nichts kann man sich halten. Er beugte sich nieder, um nicht fortgeweht zu werden, und so erreichte er schließlich die Türe des Turmzimmers, die er aufriß.

Die Revolution ist zu Ende! rief er gegen das Büchergestell.

Was sagst du?

Die Revolution ist zu Ende! – Kommt hervor, Sire!

Er faßte das Büchergestell an und drehte es wie eine Tür in den Angeln. Es zeigte sich ein kleiner hübscher Raum im Stile Louis XV. Aus ihm trat ein dreißigjähriger Mann mit einem feinen, aber bleichen Gesicht, das einen traurigen Ausdruck hatte.

Sire, grüßte der Buchbinder demütig, nun ist Ihre Zeit gekommen und meine ist vorüber! Die Revolution ist zu Ende: Was heute, den 18. Brumaire, in St. Cloud geschehen ist, weiß ich nicht; aber das weiß ich: Bonaparte hat das Steuer übernommen.

Jacques, antwortete der Edelmann, ich will deine Gefühle nicht kränken, aber ich kann meine Freude nicht verhehlen . . .

Verhehlt sie nicht, Sire! Ihr habt mich vom Schafott gerettet, und ich habe Euch gerettet. Wir wollen einander danken und quitt sein!

Daß dieses blutige Schauspiel ein Ende gefunden haben sollte, dieser Wahnsinn . . .

Sire, nicht so!

Und seine Augen begannen zu funkeln. Aber dann änderte er den Ton:

Laßt uns die letzte Mahlzeit zusammen einnehmen, aber in Liebe, als Mitmenschen, und laßt uns von der Vergangenheit reden! Dann wollen wir in Frieden voneinander scheiden. An diesem Abend sind wir noch Brüder; morgen seid Ihr der Herr und ich der Knecht.

Du hast recht! Heute bin ich ein Emigrant, aber morgen bin ich Graf X.

Der Alte trug ein kaltes Huhn, einen Käse und eine Flasche Wein auf, und die beiden nahmen am Tische Platz.

Diese Flasche, Sire, ist im Jahre 89 abgezogen worden; die hat eine Geschichte, und deshalb . . .

Hast du keinen Weißwein? Ich kann keinen Rotwein trinken!

Ihr mögt wohl die Farbe nicht?

Nein, ich sehe darin nur Blut! – Du hast ja die Frau und vier Söhne verloren . . .

Was ist denn darüber zu weinen? Sie fielen auf dem Feld der Ehre . . .

Auf dem Schafott!

Ich nenne das Schafott das Feld der Ehre. Aber Ihr wünscht Weißwein. Gut, Ihr sollt ihn haben. Ihr zieht die Farbe der Tränen vor, ich die des Blutes.

Er öffnete eine Flasche Weißwein.

Sum cuique! Der Geschmack ist verschieden! – Wir können alle wieder atmen und in der Nacht schlafen. Seht Ihr, das war das schwerste in den nun abgelaufenen zehn Jahren, daß man in der Nacht nicht schlafen konnte. Die Furcht vor dem Tod war ärger als der Tod!

Das schwerste für uns war – verzeiht meine Worte –, sehen zu müssen, wie Staat und Gesellschaft auf den Kopf gestellt wurden wie die Gemeinheit regierte . . .

Wartet ein wenig! Ludwig XVI. bezahlte an zwei Kammerherren 20 000 Livres im Jahr, und die beiden hatten nichts anderes zu tun als jeden Morgen den »hohen« Nachtstuhl zu untersuchen und ihn auszutragen; eine größere Gemeinheit konnten auch die Sansculotten nicht begehen. Marie Antoinette ging abends mit Junggesellen aus und soff die Nacht durch, so daß sie erst um 11 Uhr vormittags betrunken nach Hause kam; das war gemein von so einer feinen Person.

Heute abend darfst du noch prahlen, Jacques; aber morgen gib auf deinen Kopf acht!

Und als ich im Gerichtssaal saß, als man die Königin des unerlaubten Verhältnisses mit ihrem Sohne anklagte, da glaubte ich der Anklage nicht; aber als ich nachher zu hören bekam . . . Ja, Ihr wißt ja, wie Mütter mit ihren Söhnen spielen! Das Spiel beginnt am Morgen im Bett; aber die Gefühle überschreiten ganz unmerklich die Grenzen . . . Und da der Dauphin selbst bekannte . . . die Sache war wohl faul!

Nein, sprecht nicht so über diese hohen Personen, die als Märtyrer gestorben sind . . .

Halt! Der König war, was man einen netten Kerl nennt; aber die Königin war ein Biest! Doch beide sind rechtmäßig zum Tode verurteilt.

urteilt worden, alle beide! – Seht, wenn Turgot hätte bleiben können, wäre die Revolution nicht gekommen; denn alle Reformen in Staat, Kirche und Gesellschaft, die wir – verzeiht das Wort –, die wir später durchführten, die hatte schon Turgot in seinem Programm. Aber die Königin, die es nicht ertragen konnte, daß der Minister ihre Apanage einschränkte, intrigierte ihn hinaus, und der König unterstützte sie. Das war ein großes Verbrechen! Ein zweites war der Sturz Neckers, und nachher regierten die Königin und die Hofdirnen. Beide, der König und die Königin, versuchten, das Ausland gegen ihr eigenes Land aufzuwiegeln; die Korrespondenz in dieser Sache, die man aufgefunden hat, bewies das. Und deshalb waren die Vaterlandsverräter des Todes schuldig! Sprecht nicht von Märtyrern; denn da würde ich böse werden! Ich werde nämlich böse, wenn ich Lügen höre, und da kann ich mich nicht mehr beherrschen.

Der Graf legte die Hand an den Degen.

Laß dein Schwert in der Scheide, junger Mann, sonst . . .

Sie saßen nun jeder an einer Tischseite und sprühten Feuer gegeneinander.

Die Ursachen, fuhr der Alte fort, ja, die kann man im Paradies suchen; aber wir haben es nur mit den unmittelbaren Ursachen zu tun, und die kennen wir. Die Revolution war ein Jüngstes Gericht, wie es hier kommen mußte, so wie es in England genau hundert Jahre früher gekommen ist, im Jahre 1689.

Aber Cromwells Republik ging zum Teufel.

Das tut auch die unsere; aber sie kommt wieder! Laßt uns statt dessen über etwas Schönes sprechen an diesem letzten Abend! Ich war bei allem dabei. Ich bewahre eine große, unvergeßliche Erinnerung, die mir durch all das Dunkel leuchtet: und das ist der Tag auf dem Marsfelde, das Verbrüderungsfest am 14. Juli Anno neunzig! Zwanzigtausend Arbeiter sollten das Marsfeld in guten Stand bringen; aber als sie zum festgesetzten Tag nicht fertig werden konnten, ging ganz Paris hinaus. Da sah man Bischöfe, Hofmarschälle, Generale, Mönche, Nonnen, Damen der Gesellschaft, Arbeiter, Matrosen, Bummler und Dirnen, alle zusammen trachteten sie, mit Hacke und Spaten den Boden zu ebnen. Und schließlich kam auch der König selbst, um sich an der Arbeit zu beteiligen! Es war die größte Nivelierungsarbeit, die Menschen jemals ausführten; die Höhen wurden abgetragen und die Tiefen ausgefüllt.

Endlich war das große Freiheits-theater fertig. Auf dem Altar des Vaterlandes wurde aus wohlriechenden Hölzern ein Feuer entzündet. Talleyrand, der Bischof von Autun, unterstützt von vierhundert weißgekleideten Priestern, weihte die Fahnen. In bürgerlicher Klei-

dung saßen der König und die Königin auf der Estrade, und d
 »Erste Bürger des Staates« legte den Eid auf die Verfassung a
 Alles war vergessen, alles war vergeben! Eine halbe Million Me
 schen war an einem Orte versammelt, von einem Geiste beseelt. All
 fühlte sich an diesem Tage als Bruder oder Schwester. Man weint
 man fiel einander in die Arme, man küßte sich. Aber wir weinte
 weil wir an das vergangene Elend dachten; wir weinten, weil wir
 uns in diesem Augenblick so gut und wohlgesinnt fühlten; wir wein
 ten vielleicht auch deshalb, weil wir ahnten, wie vergänglich all di
 war. – Und nachher, am Abend, war ganz Paris auf den Straße
 und Plätzen! Familien nahmen auf dem Gehsteig ihre Mahlzeit ei
 Alte und Kranke wurden aus den Häusern getragen; auf Staat
 kosten wurde Speise und Trank ausgeteilt; es war Laubhüttenfes
 Gedächtnisfeier der Auswanderung aus der ägyptischen Knechtschaf
 es war das Fest Saturns, die Wiederkunft des Goldenen Zeitalters!
 Und dann ...

Dann kamen Marat, Danton und Robespierre ...

Ja! Robespierre, der Meistgehaßte, war nicht schlimmer als Lu
 wig XI. und Heinrich VIII.

Ein Mörder ...

Ein Richter ist kein Mörder, und ein Henker auch nicht ...

Doch das Goldene Zeitalter verging, wie es gekommen war!

Aber es kommt wieder!

Nicht mit Bonaparte!

Nein, nicht mit ihm, aber durch ihn ...

Wer ist er?

Ein Korse, in demselben Jahr geboren, in dem Frankreich von se
 nem Lande Besitz ergriff. Er kommt, um Rache zu nehmen, und
 er sich nie als Franzose fühlen kann, wird er unser Land nur für sei
 Zwecke benützen. Aber trotzdem, trotz seiner unerhörten Selbs
 sucht, trotz seiner Laster und Verbrechen wird er der Menschhe
 dienen; denn alles dient!

Und nachher?

Wer kann das sagen? Wahrscheinlich geht es so wie bisher: ba
 vorwärts, dann ein kleiner Halt, dann wieder vorwärts!

Und dann taucht das Alte wieder auf ...

Ja, so wie der Ertrinkende: Dreimal kommt er wieder an die Obe
 fläche, um zu atmen; aber das vierte Mal bleibt er auf dem Grund
 Oder wie bei den wiederkauenden Tieren: ein paar Male ein klein
 Aufstoßen, ein Wiederkauen, und dann, wenn alles Nährende in d
 Kreislauf aufgenommen ist, weg durch die Speiseröhre!

Glaubst du an die Wiederkunft des Goldenen Zeitalters?

Ja, ich glaube wie Thomas, wenn ich es zu sehen bekomme. Und ich habe es gesehen! In dem Augenblick auf dem Marsfelde, den ich vorhin erwähnte, da sah ich es; und wir ahnten die Zukunft, wir waren ihrer gewiß, als ob wir eine Offenbarung aus der Ferne bekommen hätten; aber wir waren im Zweifel, ob sie sich nun sogleich efinden würde.

Wie lange sollen wir warten?

Wir sollen nicht sitzen und warten, sondern wir sollen arbeiten, dann vergeht die Zeit! – Die Gelehrten sagen, der Hügel Montmartre hätte eine Million Jahre gebraucht, um aus dem Wasser emporzutauhen. Nun, unsere Geschichte ist kaum dreitausend Jahre alt; nach weiteren dreitausend Jahren kann die Menschheit beginnen über ihre Vergangenheit nachzudenken, und in sechstausend Jahren merkt sie vielleicht, daß eine Verbesserung eingetreten ist. Wir sind unschuldig, Herr, und hochmütig! Und doch geht es schnell. Vor dreihundert Jahren erst wurde Amerika entdeckt, und jetzt ist es eine europäische Republik. Afrika, Indien, China, Japan stehen offen, und bald gehört die ganze Erde Europa! Versteht Ihr jetzt die an Abraham ergangene Verheißung: In deinem Samen sollen alle Geschlechter gesegnet werden! Sie ist auf dem Wege, sich zu erfüllen! Auf dem Wege, sage ich.

Abraham?

Ja, haben nicht Christen, Juden und Mohammedaner teil an dieser Verheißung?

Christen aus Abrahams Samen?

Durch Christus, der aus Juda stammte, sind wir geistige Abkömmlinge Abrahams. Ein Glaube, eine Taufe, ein Gott und aller Vater! Ich habe dich angehört, und nun muß ich sagen: Dein Glaube ist groß, und er hat dich erlöst!

Wie er die Menschheit erlösen wird!

Jetzt verstummte das Gespräch; denn im Südturm fing die große Glocke zu läuten an. Sie übertönte den Sturm und erfüllte das Zimmer mit ihrem Tönen, so daß Tisch und Stühle ins Schwanken gerieten und die beiden Menschen erbeben. Der Alte machte einen Versuch, zu sprechen; aber sein Gast hörte nichts und sah nur, wie sich sein Mund bewegte. Der Alte erhob sich und zeigte auf eines der vielen Bilder.

Es stellte Anacharsis Clootz dar, den Philosophen und Philanthropen, der sich im Konvent mit einer Schar Menschen eingefunden hatte, die alle Völker der Erde repräsentierten: schwarze, gelbe, weiße und rote, und der verlangte, daß man sie als Mitbürger in die Weltrepublik aufnehme.

Der Graf hatte als Antwort nur ein Lächeln, halb mißtrauisch, halb freundlich nachsichtig.

Der Alte versuchte wieder zu sprechen, man hörte ihn aber nicht. Das Tönen schien aus der Tiefe der Jahrhunderte zu kommen; sang den Grabgesang des alten Jahrhunderts und läutete feierlich das neue ein, das in einigen Wochen beginnen sollte, das neunzehnte Jahrhundert seit der Geburt des Welterlösers, der verhielt, wiederzukommen, und der es vielleicht in dieser oder jener Weise tun würde.

Der Graf saß da und spielte mit den Fingern auf der Papierpresse auf der Guillotine. Plötzlich umfaßte er sie und fragte etwas in den Augen, das der Alte mit einem Nicken bejahte. Die Presse fiel mit einer hastigen Bewegung in den Papierkorb.

Da verstummte die große Glocke, in dem Zimmer wurde es still. Der Graf hatte die Arme über die Brust gekreuzt; wie ein dankbarer Seufzer klang sein Ausruf:

Die Revolution ist zu Ende!

Diese Revolution!

Betrübnis bringt Geduld, Geduld bringt Erfahrung, Erfahrung bringt Hoffnung; aber die Hoffnung läßt niemanden zuschanden werden.

E N D E

In Goldmanns GELBEN Taschenbüchern
erschien das Werk des großen deutschen Philosophen:

FRIEDRICH NIETZSCHE

Also sprach Zarathustra

Band 403 • DM 1.90

INHALT

VORBEMERKUNG	5
DIE ÄGYPTISCHE KNECHTSCHAFT	6
DER HALBKREIS VON ATHEN	22
ALKIBIADES	44
SOKRATES	54
FLACCUS UND MARO	59
LEONTOPOLIS	67
DAS LAMM	69
DAS WILDE TIER	74
APOSTATA	82
ATTLA	100
DER DIENER DER DIENER	110
ISMAEL	118
EGINHARD AN EMMA	123
DAS TAUSENDJÄHRIGE REICH	125
PETER DER EREMIT	137
LAOKOON	148
DAS WERKZEUG	163
OLD MERRY ENGLAND	171
DER WEISSE BERG	186
DER GROSSE	191
DIE SIEBEN GUTEN JAHRE	204
GERICHSTAGE	216

AUGUST
STRINDBERG
WERKE

In neuer Übertragung erscheint in unserem Verlag
eine Strindberg-Ausgabe in neun Bänden

bisher sind erschienen:

- | | |
|----------|---|
| Band I | Das rote Zimmer |
| Band II | Dramen I
Rausch, Totentanz, Ostern, Gespenstersonate,
Ein Traumspiel |
| Band III | Historische Miniaturen |
| Band IV | Briefe |
| Band V | Kleine Prosa |
| Band VI | Dramen II
Vater, Fräulein Julie, Karl XII., Scheiter-
haufen, Nach Damaskus |

weiter sind vorgesehen:

- | | |
|-----------|------------------|
| Band VII | Romane |
| Band VIII | Erzählungen |
| Band IX | Lebensgeschichte |

Einzelpreis in Ganzleinen	DM 10.80
in Ganzleder	DM 16.80

ALBERT LANGEN · GEORG MÜLLER
MÜNCHEN

G

GOLDMANN'S GELBE TASCHENBÜCHER

Ungekürzte Ausgaben – schmiegsam gebunden

Die mit * gekennzeichneten Bände wurden im Interesse besserer Lesbarkeit und Verständlichkeit sorgfältig gekürzt und bearbeitet.

Jeder Band DM 1.90, Doppelband DM 3.80

Bisher sind erschienen:

- 446 *Aischylos*, Tragödien, Perser, Sieben gegen Theben, Orestie
- 445 *Schwedische Volksmärchen*
- 444 *Heinrich Heine*, Wintermärchen, Atta Troll, Zeitkrit. Schr.
- 443 *Edgar Wallace*, Bones in Afrika. Berühmter Afrika-Roman
- 441/42 *Tausendundeine Nacht* (Auswahl)
- 440 *Gottfried Keller*, Die Leute von Seldwyla, (Erster Teil)
- 439 *Goethe*, Jugenddramen. Götz v. Berlichingen, Clavigo, Stella
- 437/38 *Tacitus*, Germania/Annalen (Auswahl)
- 435/36 *Fjodor Dostojewskij*, Raskolnikoff – Schuld u. Sühne. Roman
- 434 *Friedrich Schiller*, Wallenstein
- 433 *Alphonse Daudet*, Tartarin von Tarascon. Heiterer Roman
- 430/31/32 *Leo N. Tolstoi*, Krieg und Frieden. Roman. Dreifachband*
- 429 *Hölderlin*, Ausgewählte Gedichte / Hyperion
- 428 *Eichendorff*, Aus d. Leben eines Taugenichts / Ausgew. Ged.
- 427 *Goethe*, Italienische Reise (Auswahl)
- 426 *Prosper Mérimée*, Carmen / Colomba
- 425 *Karl Eskelund*, Kopf in der Tasche
- 424 *Leo Tolstoi*, Erzählungen. Vier Meistererzählungen
- 422/23 *Grimmelshausen*, Abenteuerlicher Simplicissimus. Roman
- 421 *Ovid*, Liebeskunst / Heilmittel der Liebe
- 420 *N. Ljesskow*, Der stähl. Floh, Die Kampfber., Die schöne Asa
- 419 *Conrad Ferdinand Meyer*, Jürg Jenatsch, Histor. Roman
- 418 *Marcus Tullius Cicero*, Reden und Briefe
- 417 *Guy de Maupassant*, Ein Mädchen erwacht zur Frau. Roman
- 416 *Friedr. Schiller*, Jugenddramen. Räuber, Kabale u. Liebe u. a.
- 415 *William Quindt*, Der Tiger Akbar. Zirkusroman
- 414 *Eduard Mörike*, Erzählungen. Ausgewählte Gedichte
- 412/13 *Die Märchen der Brüder Grimm*. Doppelband
- 411 *Homer*, Ilias. Übertragung von J. H. Voß
- 410 *Heinrich Heine*, Reisebilder / Späte Lyrik (Auswahl)
- 409 *Thyde Monnier*, Annonziata. Roman einer Leidenschaft
- 407/08 *Shakespeare*, Schicksals- und Königsdramen. Doppelband
- 406 *Gaius Julius Caesar*, Der Gallische Krieg
- 404/05 *Alexander Dumas*, Die drei Musketiere. Roman*

Fortsetzung »Goldmanns GELBE Taschenbücher«

- 403 *Friedrich Nietzsche*, Also sprach Zarathustra
 401/02 *Shakespeare*, Komödien, Doppelband
 400 *Heinrich von Kleist*, Ausgewählte Dramen
 399 *Honoré de Balzac*, Das Chagrinleder. Roman
 398 *Oscar Wilde*, Märchen
 397 *Shakespeare*, Dramen. Romeo und Julia, Hamlet, Othello
 396 *Georges Duhamel*, Schrei aus der Tiefe. Roman
 395 *Georg Büchner*, Gesammelte Werke. Dantons Tod, Woyzeck u. a.
 394 *Goethe*, Die Wahlverwandtschaften. Eheroman
 393 *Erschine Caldwell*, Opossum. Realistischer Roman aus Amerika
 391/92 *E. T. A. Hoffmann*, Lebensansichten des Katers Murr
 390 *Sophokles*, Trägödien. Antigone, König Ödipus u. a.
 388/89 *Robert Penn Warren*, Der Gouverneur. Roman
 387 *Nicolai Gogol*, Novellen. Der Mantel, Das Porträt, u. a.
 386 *Heinrich von Kleist*, Sämtliche Novellen
 385 *Heinrich Heine*, Ausgewählte Prosa
 384 *Johannes Rüber*, Das Mädchen Amaryll. Liebesroman
 383 Willst du dein Herz mir schenken. Die schönsten Liebesgedichte
 382 *Godfried Bomans*, Die Memoiren des Herrn Ministers
 380/81 *Stendhal*, Rot und Schwarz. Doppelband
 379 *Guy de Maupassant*, Bel Ami. Berühmter Roman
 377/78 *Miguel de Cervantes*, Don Quixote. Doppelband*
 376 *Alice Berend*, Die Reise des Herrn Sebastian Wenzel. Roman
 375 *Arthur Omre*, Die Flucht. Ein weltberühmter Roman
 374 *Homer*, Odyssee. Übertragung von J. H. Voß
 373 *Karl Eskelund*, Hallo, Sahib! Mit dem Auto durch Indien
 372 *François Mauriac*, Denn du kannst weinen / Galigai. 2 Romane
 371 *Goethe*, Faust I. und II. Teil. Die billigste Faustaussgabe
 370 *C. H. J. Maliepaard*, Wasserräder am Euphrat. Reisebericht
 368/69 *Fr. Brett Young*, Des Lebens Bogen. Doppelband
 367 *Heinrich Heine*, Buch der Lieder. Gedichtsammlung
 366 *Louise A. Stinetorf*, Ärztin im Urwald. Erlebnisbericht
 365 *Alexander Puschkin*, Die Hauptmannstochter / Pique Dame
 364 *Guy de Maupassant*, Die schönsten Novellen
 363 *Monica Dickens*, Schwester Dickens. Roman
 361/62 *Fjodor Dostojewskij*, Der Idiot, Doppelband
 360 *André Maurois*, Schule für Eheglück. Lebensweisheiten
 359 *François Mauriac*, In diesen Kreisen. Roman
 358 *Wilhelm v. Scholz*, Das Buch des Lachens. Witze u. Anekdoten
 357 *Alice Berend*, Spreemann & Co. Roman aus dem alten Berlin
 356 *Otto Julius Bierbaum*, Eine empfindsame Reise im Automobil
 355 *Werner v. d. Schulenburg*, Der Papagei der Konsulin. Roman
 354 *Madelon Lulofs*, Gummi. Ein Roman aus Sumatra
 353 *Edgar Wallace*, Leutnant Bones. Berühmter Afrika-Roman
 352 *Ruth Park*, Glück - gezahlt in kleiner Münze. Roman

Fortsetzung »Goldmanns GELBE Taschenbücher«

- 351 *Pierre Daye, Stanley. Die Eroberung von Zentralafrika*
- 350 *Alfred Neumann, Der Patriot / König Haber. Zwei Novellen*
- 349 *Robert H. Sperling, Piratin Fu. Ein tolles Chinabuch*
- 347/48 *Giovanni Boccaccio, Das Decameron. Doppelband**
- 346 *Alice Berend, Frau Hempels Tochter. Heiterer Roman*
- 345 *William Quindt, Die Straße der Elefanten. Abenteuerroman*
- 344 *Ventura G. Calderon, Traum in der Sierra. Novellen*
- 343 *John Erskine, Vergiß, wenn du kannst. Roman*
- 342 *Iwan Turgenjew, Väter und Söhne. Roman*
- 341 *Madelon Lulofs, Kuli. Das Schicksal eines jungen Japaners*
- 340 *Per Anders Fogelström, Die Zeit mit Monika. Roman*
- 339 *Anton Tschechow, Ariadna. Sechs Geschichten von der Liebe*
- 338 *Paul Keller, Der Sohn der Hagar. Roman*
- 337 *Otto Julius Bierbaum, Die Schlangendame. Heitere Geschichten*
- 336 *Ernst Schäfer, Über den Himalaja ins Land der Götter*
- 335 *Betty McDonald, Einmal scheint die Sonne wieder. Roman*
- 334 *Otto Julius Bierbaum, Das schöne Mädchen von Pao*
- 333 *Alice Berend, Die Bräutigame der Babette Bomberling*
- 332 *André Chamson, Die Herberge in den Cevennen. Roman*
- 331 *Anton Tschechow, Heitere Erzählungen. Humoresken*
- 330 *Fjodor Dostojewskij, Russische Liebesgeschichten*
- 329 *Albert Gervais, Malven auf weißer Seide. Roman aus China*
- 328 *Ernst Schäfer, Fest der weißen Schleier. Forscherbericht*
- 327 *Albéric Cahuet, Der Husar des Kaisers. Das Leben eines Rebellen*
- 326 *George Arnaud, Lohn der Angst. Realistischer Roman*
- 325 *Peter Bongard, Harz privat. Roman einer verliebten Reise*
- 324 *Betina Ewerbeck, Angela Koldewey. Roman einer Ärztin*
- 323 *Luis Trenker, Der verlorene Sohn. Das Buch zum Film*
- 322 *Horst Wolfram Geissler, Der unheilige Florian. Roman*
- 321 *Ernst Schäfer, Unter Räubern in Tibet. Forscherbericht*
- 320 *Hans Fallada, Die Stunde eh' du schlafen gehst. Roman*
- 319 *Alphonse Daudet, Der kleine Dingsda. Roman*
- 318 *Edgar Wallace, Bosambo. Berühmter Afrika-Roman*
- 317 *Alice Berend, Ein Hundeleben. Geschichte eines Dobermanns*
- 316 *Fritz Pachtner, Richtig denken – richtig arbeiten*
- 315 *Hilde Walde, Die andere Maria. Das Problem einer zweiten Ehe*
- 314 *Kristmann Gudmundsson, Helle Nächte. Isländischer Roman*
- 313 *Lucile Decaux, Napoleons große Liebe. Gräfin Walewska*
- 312 *Friedrich Huch, Pitt und Fox. Die Liebeswege der Brüder Sintrup*
- 311 *Edgar Wallace, Sanders vom Strom. Eines seiner besten Bücher*
- 310 *Alexander Dumas, Der Graf von Monte Christo. Roman**
- 309 *Fritz Pachtner, Lokomotivkönig August Borsig. Lebensroman*
- 308 *Heinrich Seidel, Leberecht Hühnchen. Heitere Erzählung*
- 307 *Albert Gervais, Ein Arzt erlebt China. Erlebnisbericht*
- 306 *Richard Voss, Alpentragödie. Roman aus den Bergen*

Fortsetzung »Goldmanns GELBE Taschenbücher«

- 305 Hermann Sudermann, Der Katzensteg. Roman
- 304 Kristmann Gudmundsson, Morgen des Lebens. Roman
- 303 Horst Wolfram Geissler, Die Glasharmonika. Roman
- 302 Jakob Christoph Heer, Tobias Heider. Roman
- 301 Paul Keller, Die Heimat. Schlesischer Roman

Monatlich erscheinen drei bis vier neue Bände

Über Goldmanns GELBE Taschenbücher:

In Goldmanns GELBEN Taschenbüchern werden die unvergänglichen Meisterwerke unserer Klassiker, Bücher der Weltliteratur, moderne Romane, Reiseberichte und Biographien veröffentlicht.

Fragen Sie bitte bei den Buchhandlungen und bei den Bahnhofskiosken nach Goldmanns GELBEN Taschenbüchern. Sie werden überrascht sein, welche Schätze Sie dort zu dem niedrigen Preis von DM 1.90 – Doppelband DM 3.80 – finden.

Auszüge aus Leserzuschriften:

A. V., *Regisseur in Frankfurt*: „Es ist eine Freude, in dieser auf das Merkantile gerichteten Zeit solche Bestrebungen eines Verlages wie die Gelbe Reihe zu sehen.“

L. O., *cand. phil. in Kall-Eifel*: „Alle Hochachtung vor Ihren preiswerten Klassiker- und Weltliteraturausgaben der Gelben Reihe.“

F. B., *cand. med. vet. in Heilbronn*: „Bücher kauft man heute, um sie zu lesen, nicht um damit Wohnungen vollzupfropfen.“

L. R., *Dipl.-Ing. in Taufkirchen*: „Ich beglückwünsche Sie zu der ständig verbesserten Auswahl Ihrer GELBEN Taschenbücher.“

W. R., *Amtsgerichtsrat in Hagen*: „Ich begrüße die Möglichkeit, für meine den Bomben zum Opfer gefallene Bibliothek preiswert in etwa Ersatz zu schaffen.“

H. P., *kaufm. Lehrling in Bielefeld*: „Es wäre wünschenswert, daß der Verlag diese preiswerte Reihe noch weitgehend ausdehnt.“

W. H., *Student in München*: „Ich betrachte Ihre Reihe als einen Segen für den Studenten.“

G

GOLDMANNS TASCHEN-KRIMI

Ungekürzte Ausgabe – schmiegsam gebunden

Jeder Band DM 1.90

Bisher sind erschienen:

- 126 *Edgar Wallace, A. S. der Unsichtbare*
- 125 *Earl Derr Biggens, Der Chinesenpapagei*
- 124 *Edgar Wallace, Der Mann von Marokko*
- 123 *Hans Hoernig, Inspektor Carr*
- 122 *Henry Holt, Die Tongabohne*
- 121 *Herbert Adams, Eine Tasse Tee*
- 120 *Mignon G. Eberhart, Während der Kranke schlief*
- 119 *Kevin O'Hara, Gefährliche Fenster*
- 118 *Stuart Palmer, Der blaue Chrysler*
- 117 *Edgar Wallace, Im Banne des Unheimlichen*
- 116 *Edgar Wallace, Der Preller*
- 115 *Andrew MacKenzie, Der Lockvogel*
- 114 *John Creasey, Der Toff und die Lady*
- 113 *Edgar Wallace, Das geheimnisvolle Haus*
- 112 *Kevin O'Hara, Die Tänzerin*
- 111 *Edgar Wallace, Der Brigant*
- 110 *Belton Cobb, Detektiv auf Urlaub*
- 109 *Stuart Palmer, Die Bruyère-Pfeife*
- 108 *Frank Chittenden, Der ungeladene Gast*
- 107 *John Creasey, Der Toff und das Mammut*
- 106 *Louis Weinert-Wilton, Der Teppich des Grauens*
- 105 *Andrew MacKenzie, Der rote Fleck*
- 104 *Stuart Palmer, Der kleine Pfefferbaum*
- 103 *Edgar Wallace, Neues vom Hexer*
- 102 *John Cassells, Die Schwarzen Tränen*
- 101 *Lovat Marshall, Der Goldfisch beißt an*
- 100 *Edgar Wallace, Bei den 3 Eichen*
- 99 *Kevin O'Hara, Die Schauspielerin*
- 98 *Agatha Christie, Das Haus an der Düne*
- 97 *Edgar Wallace, Das Steckenpferd des alten Derrick*
- 96 *Andrew MacKenzie, Gerüchte in Monte Carlo*
- 95 *Edgar Wallace, Der Doppelgänger*
- 94 *M. Duncan, Maske des Mörders*
- 93 *Frank Chittenden, Verhängnisvolle Heimkehr*
- 92 *Andrew MacKenzie, Schatten über dem Fluß*
- 91 *Edgar Wallace, Der leuchtende Schlüssel*
- 90 *Thomas Walsh, Nachtposten vor Nr. 1775*
- 89 *Kevin O'Hara, Die »Rosarote Brille«*

- 88 *Edgar Wallace*, Das Gasthaus an der Themse
- 87 *Earl Derr Biggers*, Das Haus ohne Schlüssel
- 86 *Edgar Wallace*, Der Mann, der alles wußte
- 85 *John Cassells*, Treffpunkt: Alte Eiche
- 84 *Earl Derr Biggers*, Hinter jenem Vorhang
- 83 *Heather Gardiner*, Wettlauf mit der Vergangenheit
- 82 *Thomas Muir*, Die Antares schweigt
- 81 *Andrew MacKenzie*, Das Haus an der Mündung
- 80 *Edgar Wallace*, Der Teufel von Tidal Basin
- 79 *John Cassells*, Die Metaxas AG.
- 78 *Heather Gardiner*, Die rote Vase
- 77 *Edgar Wallace*, Der sechste Sinn des Mr. Reeder
- 76 *Herbert Adams*, Der Schatz von Queens Gate
- 75 *Edgar Wallace*, Überfallkommando
- 74 *Edgar Beverley*, Sir Basils Teerosen
- 73 *Agatha Christie*, Das Geheimnis von Sittaford
- 72 *John S. Fletcher*, Der einzige Zeuge
- 71 *Thomas Muir*, War es Mord?
- 70 *Agatha Christie*, Ein Schritt ins Leere
- 69 *Edgar Wallace*, Der schwarze Abt
- 68 *Simone D'Erigny*, Die Dame S
- 67 *Edgar Wallace*, Der Banknotenfälscher
- 66 *Agatha Christie*, 13 bei Tisch
- 65 *Edgar Wallace*, Großfuß
- 64 *Agatha Christie*, Nikotin
- 63 *Thomas Walsh*, Kidnapper in Manhattan
- 62 *Agatha Christie*, Der rote Kimono
- 61 *Stefan Brockhoff*, Begegnung in Zermatt
- 60 *Edgar Wallace*, Der Rächer
- 59 *E. Phillips Oppenheim*, Spiel um Freiheit
- 58 *Ulrich von Klimburg*, Die Nacht im schwarzen Haus
- 57 *Sax Rohmer*, Der Kaiser von Amerika
- 56 *Frank F. Braun*, Akte Korrenkamp
- 55 *Edgar Wallace*, Der Unheimliche
- 54 *Marie Luise Fischer*, Die silberne Dose
- 53 *Louis Weinert-Wilton*, Die chinesische Nelke
- 52 *Paul Kohlhöfer*, Die blauen Ringe
- 51 *Edgar Wallace*, John Flack
- 50 *Louis Weinert-Wilton*, Der schwarze Meilenstein
- 49 *Edgar Wallace*, Die seltsame Gräfin
- 48 *Anthony Wynne*, Der Ringfinger
- 47 *Edgar Wallace*, Der Safe mit dem Rätselschloß
- 46 *E. Phillips Oppenheim*, Menschenjagd
- 45 *Edgar Wallace*, Das Verrätertor
- 44 *Edgar Wallace*, Zimmer 13

Fortsetzung »Goldmanns Taschen-KRIMI«

- 43 E. Phillips Oppenheim, Rekord der Abenteuer
- 42 John S. Fletcher, Die doppelte Spur
- 41 Edgar Wallace, Richter Maxwells Verbrechen
- 40 John S. Fletcher, Verbrechen in Mannersley
- 39 Edgar Wallace, Die 4 Gerechten
- 38 John S. Fletcher, Die Kavalier-GmbH.
- 37 Edgar Wallace, Das Geheimnis der gelben Narzissen
- 36 Stanislas A. Steeman, Die Nacht vom 12. zum 13.
- 35 Edgar Wallace, Der rote Kreis
- 34 Herbert Adams, Was wird aus Nonna
- 33 Edgar Wallace, Die gelbe Schlange
- 32 Paulus Schotte, Ein Mann verfolgt sich selbst
- 31 Stanislas A. Steeman, Die schlafende Stadt
- 30 Edgar Wallace, Der Hexer
- 29 Ferry Rocker, John Kennedys Gäste
- 28 Edgar Wallace, Ein gerissener Kerl
- 27 Ferry Rocker, Das Geheimnis des Turmes
- 26 Jan Apon, Ein gewisser Manuel
- 25 Ferry Rocker, Mord in Kensington
- 24 H. M. Kritz, Tumult im 6. Stock
- 23 John S. Fletcher, Die verschwundene Chronik
- 22 Ferry Rocker, In einer Nebelnacht
- 21 Edgar Wallace, Die Tür mit den 7 Schlössern
- 20 Stanislas A. Steeman, Herr Wenz spielt aus
- 19 John S. Fletcher, Schatten über Nicholas
- 18 Seamark, Die Vantine-Diamanten
- 17 J. M. Walsh, Die Nebelbanditen
- 16 Edgar Wallace, Der Diamantenfluß
- 15 John S. Fletcher, Das Haus am Dienstagmarkt
- 14 Herbert Adams, Das rätselhafte Spiel
- 13 Edgar Wallace, Hands up!
- 12 Agatha Christie, Alibi
- 11 Edgar Wallace, Die Bande des Schreckens
- 10 John S. Fletcher, Das Teehaus in Mentone
- 9 Agatha Christie, Mord auf dem Golfplatz
- 8 Seamark, Das Kokainschiff
- 7 Herbert Adams, Zwischen 10 und 12
- 6 Edgar Wallace, Die blaue Hand
- 5 Louis Weinert-Wilton, Die Panther
- 4 Agatha Christie, Tod in den Wolken
- 3 Mignon G. Eberhart, Der dunkle Garten
- 2 Louis Weinert-Wilton, Die weiße Spinne
- 1 Edgar Wallace, Der Frosch mit der Maske

Monatlich erscheinen zwei neue Bände

G

EDGAR WALLACE

»Der Klassiker des Kriminal-Romans«

Die weltberühmten Romane von Edgar Wallace haben in deutscher Sprache über 9 Millionen Auflage. Nicht ohne Grund wird gesagt:

»Es ist unmöglich, von Edgar Wallace nicht gefesselt zu sein!«

Jeder Band kostet kartoniert DM 4.-, Leinen DM 6.80

In den großen Originalausgaben sind lieferbar:

- | | |
|-------------------------------|---------------------------------|
| W 26 Der Doppelgänger | W 49 Das silberne Dreieck |
| W 28 Bei den drei Eichen | W 50 Der viereckige Smaragd |
| W 30 Der Mann von Marokko | W 51 Geheimnis der Stecknadel |
| W 32 Neues vom Hexer | W 52 Das Gesetz der Vier |
| W 33 A. S. der Unsichtbare | W 53 Das Gesicht im Dunkel |
| W 34 Der Engel des Schreckens | W 54 Der Zinker |
| W 35 Turfschwindel | W 55 Louba, der Spieler |
| W 38 Der Brigant | W 56 Die Melodie des Todes |
| W 39 Im Banne d. Unheimlichen | W 57 Der grüne Bogenschütze |
| W 40 Die Drei von Cordova | W 58 Die toten Augen von London |
| W 41 Penelope v. d. Polyantha | W 59 Gangster in London |
| W 42 Die Abenteuerin | W 60 Das indische Tuch |
| W 43 Das geheimnisvolle Haus | W 61 Der Derbysieger |
| W 44 Der Joker | W 62 Kerry kauft London |
| W 45 Die gebogene Kerze | W 63 Der goldene Hades |
| W 46 Der Redner | W 64 Der unheimliche Mönch |
| W 47 Nach Norden, Strolch | W 65 Geheimagent Nr. 6 |
| W 48 Die Millionengeschichte | W 66 Gucumatz |

Weitere Bände folgen

Edgar Wallace im Urteil seiner Leser und der Presse:

Prof. H. L. in N.: »In der letzten Woche habe ich vier Ihrer Wallace-Bücher gelesen. Alle haben mich stark gefesselt, und ich kann mich nur anerkennend über sie äußern.«

Münchener Merkur: »Immer noch ist die lebhafteste Phantasie des Briten rühmend wert, sind seine vorzügliche Kombinationsgabe und sein trockener Humor kaum zu überbieten.«

Saarbrücker Zeitung: »Was Wallaces Kriminal-Romane so lesenswert macht, ist nicht nur das packende Geschehen, der ausdrucksvolle Stil, es ist nicht minder auch eine leicht humoristische Note, welche oft die Dialoge auszeichnet.«

WILHELM GOLDMANN VERLAG IN MÜNCHEN

G

DIE AFRIKA-ROMANE VON EDGAR WALLACE

gelten bei vielen Lesern als das Beste, was er überhaupt geschrieben hat. Edgar Wallace ist nicht nur der »Klassiker« des Kriminal-Romans. Darüber hinaus hat er in seinen Afrika-Büchern unvergeßliche Gestalten geschaffen, voll Anschaulichkeit und pulsierenden Lebens, daß der Leser persönlichen guten Bekannten gegenüberzustehen vermeint: dem Bezirksamtmann Sanders, Leutnant Bones, Captain Hamilton und dem köstlichen Negerhäuptling Bosambo, um nur die wichtigsten zu nennen. Millionen Menschen haben den Film »Bosambo« gesehen, der nach diesen Büchern gedreht wurde.

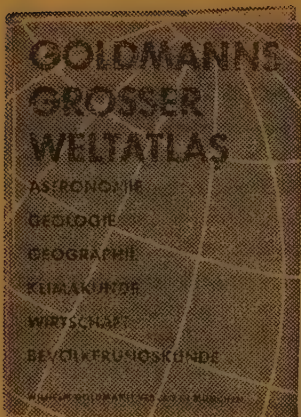
Zum Preise von kart. DM 4,—, Leinen DM 6,80 liegen vor:

- WA 4 Leutnant Bones
- WA 5 Sanders
- WA 6 Bones vom Strom
- WA 7 Sanders der Königsmacher
- WA 8 Hüter des Friedens
- WA 9 Die Eingeborenen vom Strom
- WA 10 Am großen Strom
- WA 11 Bones in London

In der Reihe »Goldmanns GELBE Taschenbücher« sind zum Preis von DM 1,90 erschienen:

- 311 Sanders vom Strom
- 318 Bosambo
- 353 Leutnant Bones

Aus Leser- und Presseurteilen: »Ich las bereits sämtliche Afrika-Bücher und halte sie für die besten Afrika-Geschichten, die ich jemals gelesen habe.« — »Spannend und mit tausend neuen, unvorhergesehenen Wendungen, mit der Romantik der afrikanischen Dschungeln, Ströme, Höhlentore, Eingeborenen, mit der Romantik des Kampfes einer Handvoll Weißer gegen eine schwarze Welt.«



Goldmanns GROSSER Weltatlas

In Leinen DM 173.-

Teilzahlungspreis DM 190.-

Goldmanns Großer Weltatlas ist ein ganz neuartiger Atlas, wie es ihn bisher noch nie gegeben hat. Er ist ein Meisterwerk in jeder Beziehung, eine Enzyklopädie des geographischen Wissens, eine Summa aus Geschichte, Politik, Wirtschaft; ein Nachschlagewerk, das ein mühsames Suchen in vielen Fachwerken erspart. Nicht allein unsere Kenntnisse erfahren hier ungeahnte Bereicherung – die lebendige, bildhafte Darstellung schafft Anschauung, schafft Verständnis für diese Welt und ihre Probleme, wie es die Zeit verlangt. Goldmanns Großer Weltatlas gehört als vollendetes Standardwerk genauso in jede gute Bibliothek wie ein großes Konversationslexikon.

Umfang 324 Seiten im Großformat 29×41 cm, davon 125 Seiten Landkarten in 10–13farbigem Offsetdruck, 92 Seiten mit über 700 kartographischen und zeichnerischen Darstellungen sowie 104 Seiten Register mit fast 100 000 Namen.

Goldmanns Großer Weltatlas ist in hellbraunes Leinen gebunden und hat einen grünen cellophanierten Schutzumschlag. Das Gewicht ist 3,2 kg.

Bitte verlangen Sie vom Verlag kostenlos den ausführlichen Prospekt mit zwei Probeseiten aus Goldmanns Großem Weltatlas.

WILHELM GOLDMANN VERLAG MÜNCHEN 8

Goldmanns Handatlas



In Leinen DM 74.70

Teilzahlungspreis DM 82.-

In Halbleder DM 85.-

Teilzahlungspreis DM 93.50

Goldmanns Handatlas ist sozusagen – dem Umfang nach – der kleinere Bruder von Goldmanns Großem Weltatlas. Der wesentliche Unterschied besteht darin, daß die Blätter zweiseitig mit Landkarten bedruckt sind und daß die zeichnerischen Darstellungen fehlen. Goldmanns Handatlas enthält alle Kernkarten aus Goldmanns Großem Weltatlas und Textseiten mit allen wichtigen Angaben über die Erde, die Erdteile und die wichtigen Länder. Er enthält 80 Kartenseiten, 56 Nebenkarten, 85 Stadtumgebungspläne, 66 Seiten Register mit 70 000 Namen, Verzeichnis von 1300 fremdsprachigen geographischen Begriffen.

Alle Angaben sind auf neuesten Stand gebracht. Bei dem umfangreichen Inhalt, der wissenschaftlichen Ausarbeitung und der hohen Ausstattungsqualität ist der Preis als niedrig zu bezeichnen. Er wurde durch eine große Auflage und modernste Herstellungsmethoden ermöglicht.

Der Atlas hat einen Umfang von 158 Seiten im Format 28×41 cm, ist in kräftiges blaues Leinen gebunden und mit cellophaniertem rotem Schutzumschlag versehen.

Bitte verlangen Sie vom Verlag kostenlos den farbigen Spezialprospekt mit einer Probekarte auf Originalpapier.

»Galerien und Kunstdenkmäler Europas«

Die Uffizien in Florenz. 158 Seiten, 30 ganzseitige Farbtafeln, 121 einfarbige Abbildungen. Text von Roberto Salvini, Direktor der Uffizien. – *Neuer Kurier, Wien:* »... es ist Salvini gelungen, etwas von dem Geist, in dem die Galerie gewachsen ist, einzufangen und einen Abglanz dessen, was ein Besuch der Uffizien bedeutet, in seinem Buch auszudrücken.«

Die Galerie Pitti in Florenz. 164 Seiten, 30 Farbtafeln, 133 einfarbige Abbildungen. Text von A. M. Francini Ciaranfi, Leiterin der Galerie. – Die Galerie Pitti ist nach den Uffizien die bedeutendste Kunstsammlung in Florenz. Die ausgezeichneten Bildtafeln geben jedem eine gute Vorstellung von den großen Meisterwerken.

Die Galerie Brera in Mailand. 158 Seiten, 30 ganzseitige Farbtafeln, 114 einfarbige Abbildungen. Text von Angela Ottino della Chiesa, Inspektorin an der Galerie. – Den Glanzpunkt des vorliegenden Buches bilden 30 Farbtafeln, die die ungeschmälerte Wirkung der Meisterwerke dieser bedeutendsten Galerie Oberitaliens vermitteln.

Die Galerie Accademia in Venedig. 164 Seiten, 30 Farbtafeln, 172 einfarbige Abbildungen. Text von Francesco Valcanover, Inspektor an der Galerie. – Wer Venedig und die Accademia gesehen hat, wird glücklich sein, dieses Werk als Erinnerung und Überblick über die gesamte venezianische Malerei zu besitzen.

Der Markusplatz in Venedig. 166 Seiten, 30 Farbtafeln, 137 einfarbige Abbildungen. Text von Terisio Pignatti, Kustos am Museum Correr in Venedig. – An Hand einer Reihe hervorragender Reproduktionen alter Holzschnitte, Mosaiken und Gemälde sowie moderner Fotos erlebt der Beschauer den einzigartigen Zauber dieser schönsten Platzanlage der Welt.

Die Galerie Borghese in Rom. 158 Seiten, 30 Farbtafeln, 133 einfarbige Abbildungen. Text von Luciana Ferrara, Inspektorin an der Galerie. – Die Galerie Borghese beherbergt in erster Linie Gemälde der Renaissance und des Barock sowie erstrangige Werke der Bildhauerkunst. Für jeden, der sich auf den Besuch der Kunstschatze Roms vorbereiten will, ist dieser Band ein schöner Besitz.

Weitere Bände sind in Vorbereitung

Jeder Band im Format 21×27 cm in Leinen mit farbigem Schutzumschlag DM 38.–

Ein abgerundetes Weltbild

ist die Grundlage für ein sicheres Urteil!

*Ein Abonnement der führenden deutschen
Kulturzeitschrift*

WESTERMANN'S MONATSHEFTE

vermittelt Ihnen mit reich und farbig illustrierten Beiträgen namhafter Autoren über kulturelle, weltkundliche, naturwissenschaftliche und andere interessante Themen eine umfassende Schau des geistigen und kulturellen Lebens der Gegenwart.

Mit der ständigen Beilage bunter geographischer und Wirtschaftskarten wächst von Heft zu Heft

der aktuelle Sammelatlas

Welt und Wirtschaft

zu einem wertvollen Kartenwerk.

WESTERMANN'S MONATSHEFTE

*können Sie über jede Buch- und
Zeitschriftenhandlung beziehen*

Das Einzelheft kostet DM 3,50
im Abonnement nur DM 2,95

REVUE

hat die Hand am Puls
der Zeit. Die mutigen
Dokumentarberichte
machen das Urteil von
Millionen REVUE-
Lesern immer wieder
wahr:

REVUE

gelesen-
dabeigewesen

Verehrter Leser,

senden Sie bitte diese Karte ausgefüllt an den Verlag. Sie erhalten sofort kostenlos den illustrierten Gesamtkatalog zugestellt

WILHELM GOLDMANN VERLAG MÜNCHEN 8

Bitte hier abschneiden

Diese Karte entnahm ich dem Buch:

Mein Urteil über das genannte Buch lautet:

G

Der - die - Unterzeichnete wünscht kostenlos und unverbindlich die Zusendung der Kataloge und der jeweiligen Neuigkeitsverzeichnisse des Wilhelm Goldmann Verlages. Besonderes Interesse besteht für die nachstehend angekreuzten Gebiete:

☐ Goldmanns Atlanten

☐ Goldmanns
GROSSE Kriminal-Romane

☐ Goldmanns Kunstbücher

☐ Goldmanns Taschen-KRIMI

☐ Goldmanns Sonderwerke

Wirtschaftspolitik - Romane
Biographien

☐ Goldmanns
GELBE Taschenbücher

NAME:

BERUF: ORT:

STRASSE:

Ich empfehle Ihnen, den Katalog
auch an die nachstehende Adresse zu senden:

NAME:

BERUF: ORT:

STRASSE:

Wenn Sie auf der Rückseite dieser Karte **nur Ihre** Anschrift eintragen und die Sie interessierenden Gebiete in den Vierecken ankreuzen, beträgt das Porto innerhalb Deutschlands 7 Pfennig. Bei weiteren Eintragungen bitte als Postkarte frankieren. Goldmann-Bücher erhalten Sie in allen Buchhandlungen und an den meisten Bahnhofskiosken.

Für Mitteilungen:

1211 - 1157 - 110

Bitte beachten
Sie den Text
über
Frankierung

An den

Wilhelm Goldmann Verlag

MÜNCHEN 8

Postfach

PT 9813

H5

G48

1958

PLEASE DO NOT REMOVE
SLIP FROM POCKET

070

KLASSIKER UND WELTLITERATUR

in Goldmanns GELBEN Taschenbüchern

Einzelband DM 1.90/Fr. 2.—, Doppelband DM 3.80/Fr. 4.—, Dreifachband DM 5.70/Fr. 6.—

AISCHYLOS, Tragödien 446

GIOVANNI BOCCACCIO
Das Decameron 347/48

GEORG BÜCHNER
Gesammelte Werke 395

GAIUS JULIUS CAESAR
Der Gallische Krieg 406

MIGUEL DE CERVANTES
Don Quixote 377/78

MARCUS TULLIUS CICERO
Reden und Briefe 418

ALPHONSE DAUDET
Der kleine Dingsda 319
Tartarin von Tarascon 433

JOSEPH VON EICHENDORFF
Aus dem Leben eines Taugenichts 428

FJODOR DOSTOJEWSKI
Der Idiot 361/62
Russische Liebesgeschichten 330
Schuld und Sühne (Raskolnikoff) 435/36

ALEXANDER DUMAS
Die drei Musketiere 404/05
Der Graf von Monte Christo 310

JOHANN WOLFGANG V. GOETHE
Italienische Reise 427, Faust I/II 371
Die Wahlverwandtschaften 394
Jugenddramen 439, Gedichte 453/54

NICOLAI GOGOL, Novellen 387

GRIMMELSHAUSEN
Simplicius Simplicissimus 422/23

HEINRICH HEINE
Ausgewählte Prosa 385, Buch der Lieder 367
Reisebilder und Späte Lyrik 410
Ein Wintermärchen 444

HERODOT, Historien 452

E.T.A. HOFFMANN
Lebensansichten des Katers Murr 391/92

HOMER, Ilias 411, Odyssee 374

FRIEDRICH HÖLDERLIN
Gedichte/Hyperion 429

GOTTFRIED KELLER
Die Leute von Seldwyla 440

HEINRICH VON KLEIST
Ausgew. Dramen 400, Sämtl. Novellen 386

Märchen der Brüder GRIMM 412/13

NIKOLAI LJESSKOW
Der stählerne Floh 420

GUY DE MAUPASSANT
Bel Ami 379, Die schönsten Novellen 364
Ein Mädchen erwacht zur Frau 417

PROSPER MERIMÉE
Carmen/Colomba 426

CONRAD FERDINAND MEYER
Jürg Jenatsch 419

THYDE MONNIER, Wein und Blut 451

EDUARD MÖRIKE
Erzählungen und Gedichte 414

FRIEDRICH NIETZSCHE
Also sprach Zarathustra 403

OVID, Liebeskunst 421

ALEXANDER PUSCHKIN
Die Hauptmannstochter/Pique-Dame 365

FRIEDRICH SCHILLER
Jugenddramen 416, Wallenstein 434
Gedichte und Balladen 450

SCHWEDISCHE
VOLKSMÄRCHEN 445

WILLIAM SHAKESPEARE
Dramen 397, Komödien 401/02
Schicksals- und Königsdramen 407/08

SOPHOKLES, Tragödien 390

STENDHAL, Rot und Schwarz 380/81

STRINDBERG
Historische Miniaturen 449

TACITUS, Germania/Die Annalen 437/38

TAUSENDUNDEINE NACHT 441/42

ANTON TSCHECHEW
Ariadna 339, Heitere Erzählungen 331

LEO N. TOLSTOI
Erzählungen 424, Krieg u. Frieden 430/31/32

IWAN TURGENJEW
Väter und Söhne 342

VERGIL, Aeneis 447/48

OSCAR WILDE, Märchen 398

WILLST DU DEIN HERZ
MIR SCHENKEN
Die schönsten deutschen Liebesgedichte 383

Jeden Monat erscheinen 3-4 neue Bände

WILHELM GOLDMANN VERLAG IN MÜNCHEN 8